JA.L.42

30.1695

Giacomo Leopardi's

Dichtungen.

Deutsch

von

Gustav Brandes.

Mit einer Einleitung

über das Leben und Wirken des Dichters.

Hannover.

Carl Rümpler.

1869.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Druck von August Grimpe in Hannover.

Vorwort.

Leopardi! . . . Leopardi? Wer ist Leopardi? — so höre ich hie und dort einen meiner Leser sprechen. Wir haben wohl von Dante, Petrarca, Ariost und Tasso und von einer klassischen Periode der italienischen Literatur gehört, aber Leopardi ist nicht unter den großen Namen jener Epoche. — So ergieng es auch mir, als ich vor Jahren zum ersten Male über die Alpen kam, und als mir auf meine Klagen um die untergegangene literarische Größe Italiens wieder und wieder der Name: Leopardi entgegengehalten wurde. Ich fieng also an seine Schriften zu lesen, zu übersetzen. Mein guter Stern brachte mich bei meinem wiederholten Aufenthalte in dem schönen Lande mit Männern in Berührung, welche das Studium des Dichters als Herzenssache betrieben, seine Schriften für die neue Ausgabe des Wörterbuchs der Crusca in allen

Richtungen durchgearbeitet, sowie mit solchen, die ihn noch persönlich gekannt hatten und ihm in inniger Freundschaft ergeben gewesen waren. Unter diesen muß ich in erster Linie Antonio Ranieri, Professor an der Universität zu Neapel und Abgeordneten zum italienischen National-Parlamente, und dessen edle Schwester Paolina erwähnen, die Pflegerin des kranken Dichters, mit denen ich in Florenz und Neapel in täglichem Verkehre zu leben das Glück hatte, sowie meinen liebenswürdigen Freund, den Advokaten Rafaello Ambrosi zu Rom, mit welchem ich, während ich in dieser Stadt krank lag, manche trauliche Stunde bei der Lectüre des geliebten Autors verbrachte. Es ist eine Pflicht der Dankbarkeit, die mich treibt, hier öffentlich Zeugniß von der freundschaftlichen Unterstützung abzulegen, die sie meinem Unternehmen, Leopardi diesseits der Alpen bekannter zu machen, geliehen, und zwar mit jener Hingebung geliehen haben, wie sie edlen Naturen eigen ist, die Anderen auf dem Wege zu gleichen Zielen begegnen.

Aber der Leser möchte wissen, wer Leopardi war. Ich kann ihn auf das vorliegende Buch verweisen, und will deshalb hier nur anführen, was der unter der Vorhalle der Kirche S. Vitale in Fuorigrotta bei Neapel über seinen irdischen Ueberresten errichtete Grabstein von ihm meldet. Derselbe sagt uns, Leopardi sei ein

auch außerhalb Italiens bewunderter Philologe und einer der hervorragendsten Philosophen und Dichter gewesen, den alten Griechen an die Seite zu setzen, der noch nicht 39 Jahre alt sein durch unausgesetztes Kranksein höchst elendes Leben beschlossen.

Hier berühren uns vorzugsweise sein Leben und seine Dichtungen, weniger seine philologischen und philosophischen Arbeiten. Ein Urtheil über seine Dichtungen kann sich der Leser nur im Zusammenhange mit der Kenntniß von seinem Leben bilden. Ein Freund Leopardi's, der als Professor in Halle verstorbene Alterthumsforscher H. W. Schulz, characterisirt den Dichter kurz und treffend mit folgenden Worten: „Ihm verlieh die Natur mit einem gebrechlichen verbildeten Körper, der von Jugend auf den Keim des Todes in sich trug, einen reichen Geist und eine edle Seele, die eine glühende Liebe für sein Vaterland erfüllte. Ausgehend von einem durchaus antiken Standpunkte, sprach er als Jüngling, wo die Kraft der Jugend noch die Leiden seines Körpers überbot, Worte der feurigen Begeisterung an sein gesunkenes Volk. Dann mehr und mehr hinwelkend, ward ihm sein eigenes Leid identisch mit dem der Nation. Wehmüthig klagt er über die verlorene Blüte der Jugend, die er nie gekannt, und spricht das strenge Urtheil über die tiefe Sittenlosigkeit seines Volkes. Dann, verzweifelnd an dessen

Wiederaufleben und an seinem eigenen Schicksale, verzweifelt er am Leben und an der Menschheit selbst. Der Tod wird ihm ein freundlicher Engel, wie die Liebe, die seine Leiden unterbricht, wie jener sie endet. Ihm lächelt kein Glaube einer Fortdauer nach dem Tode, ihn erquickt kein Gedanke einer höheren Leitung. Zwischen dem Spott der Verzweiflung umschweben seine Gedichte die lieblichen idyllischen Gebilde der Liebe seiner Jugend und die großen Erinnerungen der Vorwelt seines Volkes."

Man hat Leopardi's Dichtungen höchst verschieden beurtheilt. Jedenfalls ist es aber verkehrt, dieselben mit den Maßen zu messen, welche früheren Perioden der Poesie, von der modernen ganz abweichend, entnommen sind, und welche die Kritiker anlegend, gewohnt sind zu sagen: dies ist gut und jenes ist schlecht. Leopardi muß aus dem Bewußtsein seiner eigenen Zeit gewürdigt werden, wie ich es in der nachfolgenden Einleitung versucht habe. Der Leser mag auf einem andern Standpunkte stehen. Es ist dies glaublich und wahrscheinlich nach dem Umschwunge, den die neuere Zeit all unseren Anschauungen und Urtheilen gegeben hat, jedenfalls ist es aber verkehrt, den Dichter moralisch zu verurtheilen, wenn wir in Bezug auf seine philosophischen Ansichten auch anderer Meinung sind. V. Gioberti, ein grundsätzlicher Gegner Leopardi's, läßt ihm in dieser Hinsicht doch alle Ge-

rechtigkeit widerfahren, indem er sagt: „Ich habe ihn gekannt und habe in innigem Verkehr mit ihm gestanden; ich glaube nicht, daß jemals eine reinere, edlere, hochherzigere Seele über diese Erde gewandelt ist. Seine Irrthümer entsprangen in verhängnißvoller Weise aus den Zeitumständen und aus den Verhältnissen seines Lebens, und von wenigen Menschen kann man mit solcher Wahrscheinlichkeit behaupten, wie von ihm, daß sein Herz daran nicht schuld war.“ Wenn Leopardi uns anfangs befremdet, so zieht er uns doch bald in hohem Grade an, und wenn er uns abstößt, so müssen wir doch wieder und wieder zu ihm greifen. Seine Muse hat etwas Dämonisches und gemahnt mich immer an das Antlitz der Meduſa Rondanini. Neben dem Trotz gegen die Götter und dem starren, versteinernden Entsetzen tritt uns ein namenloser Jammer aus diesen Zügen entgegen, ein Schmerz, der das tiefste Mitgefühl im Busen wachruft und uns zwingt, immer wieder die Blicke auf diese schmerzlich süßen Züge zu richten.

Nicht jeden wird die Muse Leopardi's so anmuthen, ich weiß es; aber ich hoffe, ihr wenigstens einige neue Freunde zu werben, deren Zahl bei den Nichtkennern des Italienischen nur gering sein kann, solange ihre Kunde von ihm lediglich auf den bisher im Deutschen vorliegenden Uebersetzungen beruht, die meiner Meinung nach manches

zu wünschen übrig lassen. Möge diese neue Uebersetzung aufmerksame und kundige Beurtheiler finden. Ein strenges Urtheil soll mich nicht schrecken, wie ich denn glaube, an mich selbst die höchsten Ansprüche gemacht zu haben.

Hannover, 1. November 1868.

G. B.

Druckfehler.

S.	141	Vers	138	statt	geehrt	lies geehret.
„	165	„	60	„	einst	„ nicht.
„	190	„	28	„	schnürt'	„ schnürt.
„	231	„	72	„	ewgen	„ ewgem.
„	266	„	153	„	dieser	„ diesen.
„	269	„	252	„	diese	„ dieses.

Inhalt.

Seite

Vorwort III

Giacomo Leopardi's Leben und Werke 1

Leopardi, als Schriftsteller gewürdigt 77

Spätere Entwickelung der italienischen Literatur bis auf die Gegenwart. Ranieri 105

Giacomo Leopardi's Dichtungen 135

I. An Italien 137

II. Als man beabsichtigte, Dante ein Monument in Florenz zu errichten 142

III. An Angelo Mai 149

IV. Zur Vermählung meiner Schwester Paolina . . . 156

V. Auf einen Sieger im Ballonspiel 160

VI. Brutus der jüngere 163

VII. Der Frühling oder von den Mythen der Alten . . 168

VIII. Hymnus an die Patriarchen oder von den Anfängen des menschlichen Geschlechts 172

IX. Sappho's letzter Gesang 177

X. Die erste Liebe 180

XI. Die Blaudrossel 185

XII. Die Unendlichkeit 188

XIII. Festtagabend 189

XIV. An den Mond 191

XV. Der Traum 192

XVI. Das einsame Leben 196

XVII. Consalvo 200

XVIII. Das Ideal der Geliebten 206

		Seite
XIX.	An den Grafen Carlo Pepoli	209
XX.	Das Wiedererwachen	215
XXI.	An Sylvia	220
XXII.	Erinnerungen	223
XXIII.	Nachtgesang eines wandernden Hirten in Asien .	229
XXIV.	Ruhe nach dem Gewitter	234
XXV.	Samstag Abend im Dorfe	236
XXVI.	Mein einziger Gedanke	238
XXVII.	Liebe und Tod	244
XXVIII.	Der Dichter an sich selbst	249
XXIX.	Aspasia	250
XXX.	Auf ein antikes Grabmonument in Basrelief, worauf ein junges Mädchen dargestellt ist im Begriff abzureisen und von den Ihrigen Abschied zu nehmen	254
XXXI.	Auf das Bild einer schönen Frau, ausgemeißelt auf deren Grabmonumente	258
XXXII.	Widerruf. An den Marchese Gino Capponi . . .	261
XXXIII.	Der Untergang des Mondes	271
XXXIV.	Der Ginster oder die Blume der Wildniß	274
XXXV.	Das Blatt	285
Erläuterungen und Bemerkungen		287

Giacomo Leopardi's

Leben und Werke.

Das Leben des Grafen Giacomo Leopardi *), des größten italienischen Dichters der Neuzeit, ist der Inbegriff alles Unglücks, von dem der Mensch heimgesucht werden kann. Aus einem vornehmen Geschlechte entsprossen, reichten die Mittel der Familie doch nicht hin, den Dichter vor der bittersten Noth zu schützen; mit seinem Vater, einem bizarren, von jesuitischen Einflüssen beherrschten Manne, lebte der Sohn in argem Zwiespalt; von Kindheit an siech und mit einem rhachitisch verbildeten Körper ausgestattet, hatte er nie weder das Glück der Jugend, noch das der Gesundheit kennen gelernt; mit einer von Einheimischen und Fremden angestaunten Gelehrsamkeit ausgerüstet, einer der tiefsten Kenner des Alterthums,

*) Die Hauptquelle über Giacomo Leopardi fließt in seinen Schriften, namentlich in seinem Briefwechsel (Epistolario. 2 Vol. Firenze. 3. Auflage 1864). Sein Bruder Carlo schreibt: „Das Wesen des armen Giacomo erscheint klar in seinen Schriften, und wer ihn gekannt hat, weiß, daß er sich hier ganz dargestellt hat, wie er war.“ Demnächst ist von Wichtigkeit: Notizia intorno agli scritti, alla vita ed ai costumi di Giacomo Leopardi von Antonio Ranieri, der ersten Gesammtausgabe der Werke Leopardi's von 1845 und allen folgenden vorgedruckt; auch in Ranieri Opere. Vol. III. Milano 1864. S. 125, daselbst auch S. 161: Supple-

war es ihm doch nicht gelungen, sich eine seinen Fähigkeiten entsprechende öffentliche Stellung, ja überhaupt nur eine Stellung zu erringen; berufen einer der größten Dichter der Neuzeit zu werden, versank er infolge seiner mit den Jahren noch immer wachsenden Leiden in Mißmuth und Verstimmung und endete in schneidendem Widerspruch gegen die Richtung seiner Zeitgenossen; mit einem glühenden Herzen und dem heißen Verlangen nach Liebe, glaubte er nur kalte Gemüther um sich zu sehen, so daß ihm als einzige Rettung „aus diesem Meer der Schmerzen" der Tod erschien. Diesen begrüßt er als lieben, langersehnten Freund in dem Gedichte „Liebe und Tod" mit den Worten:

---

mento alla notizia u. s. w. Ferner: P. Giordani, Proemio zu den Studi giovanili Leopardi's, auch in Giordani Opere Firenze 1846. Vol. II. p. 375. Außerdem siehe: Giacomo Leopardi, sein Leben und seine Schriften von H. W. Schulz in A. Reumont's Italia, 2. Jahrgang. Berlin 1840. S. 237 und: Giacomo Leopardi von A. von Reumont in dessen Beiträgen zur italienischen Geschichte. 2. B. Berlin 1853. S. 357. Dies sind die Quellen für Leopardi's Leben. Die Verfasser schöpften sämmtlich noch aus persönlicher Bekanntschaft und zum Theil fast täglichem Umgange mit dem Dichter. C. Witte, der den Dichter in Florenz flüchtig kennen lernte, bringt in den Blättern für liter. Unterhaltung Jahrg. 1837, Nr. 152, 153 unbedeutende, zum Theil irrthümliche Mittheilungen über denselben; K. Meyer, der durch Platen mit Leopardi in Neapel bekannt wurde, theilt in der Beilage zur Augsburger Allg. Zeitung 1840. Nr. 251—254 schon anderwärts Berichtetes mit. Giotti, N. Giacomo Leopardi, racconto. Torino 1862, ist mehr Dichtung als Wahrheit.

Hier werf' ich von mir jeden Hoffnungsschimmer,
Womit die Welt sich kindisch
Beschwichtgen läßt, verlange
Vom Schicksal weiter nichts auf dieser Erde
Als dich nur, jetzt und immer,
Und schaue froh entgegen
Dem Tag, da ich zur Ruhe meine Wange
An deine Brust darf legen.

Endlich erreicht ihn der ersehnte Tod, fern von der Heimat, aber in den Armen eines treuen Freundes, der ihn die letzten sieben Jahre seines Lebens gepflegt und getröstet, ihm die Augen zugedrückt, ihn begraben, ihm einen Denkstein gesetzt, sein Leben geschrieben und seine Schriften gesammelt hat. Er war bei seinem Tode fast 39 Jahre alt, ein Alter, welches schon vielen großen Geistern verderblich geworden ist. *)

Giacomo Leopardi wurde am 29. Juni 1798 zu Recanati in der Mark Ancona, in der Nähe des berühmten Wallfahrtsortes Loreto geboren. Sein Vater war der Graf Monaldo Leopardi, bekannt seiner Zeit, wie Reumont sich mild ausdrückt, durch verfehlte ökonomische Speculationen und verschiedene politische Schriften, in welchen sich der schneidendste Gegensatz gegen die Anschauungen seines Sohnes zu erkennen gibt. Seine Mutter

---

*) Raphael starb im Alter von 37, Mozart von 35, R. Burns von 37, Byron von 36, Mendelssohn von 38, Platen von 39 Jahren.

war eine Marchese Adelaide Antici, eine Frau, die nach dem Briefwechsel zu urtheilen, in der Familie eine ganz secundäre Stellung einnahm und auf den Sohn offenbar keinen Einfluß in irgend einer Richtung ausübte. Den ersten Unterricht erhielt der junge Giacomo im väterlichen Hause von zwei Geistlichen. Vom 14. Jahre an war er unabhängig seinen eigenen Studien überlassen; die reiche Bibliothek seines Vaters, die noch im Hause Leopardi zu Recanati mit der über der Thür befindlichen, vom Vater herrührenden Inschrift: Filiis, amicis, civibus Monaldus de Leopardis bibliothecam a. MDCCCXII vorhanden ist, war die Hauptquelle seines bald ungeheuren Wissens. Hier lernte er ohne Lehrer Griechisch und Hebräisch und von den neueren Sprachen das Französische, Spanische und Englische. Ein besonders eifriges Studium wandte er aber dem Griechischen zu. Manche schlaflose Nacht seiner Jugend saß er lesend und schreibend über seinen geliebten Autoren: sein Bruder Carlo sagt in einem Briefe an den Herausgeber des Epistolario di Giacomo Leopardi, Vol. I. S. 12: „Gewiß kann Niemand besser Zeugniß ablegen von seiner Arbeit, als ich, da ich in unserer Jugend stets mit ihm in derselben Kammer schlief. Wenn ich spät in der Nacht aufwachte, sah ich ihn oft knieend vor seinem Schreibtisch arbeiten, um des schon verlöschenden Lichts sich bis zum letzten Augenblicke bedienen zu können.“ „Er hatte sich, sagt der väterliche Freund seiner Jugend,

Pietro Giordani *), in dem Vorwort zu Leopardi's gesammelten philologischen Studien (Firenze, Le Monnier S. 14), nicht allein alles das angeeignet, was die Alten, namentlich die Griechen wußten, er kannte auch alles, was die unbedeutendsten Einzelheiten ihrer Sitten, ihre geheimsten Gedanken und Empfindungen betraf, so daß er uns einer der Ihren und zwar einer der größten zu sein scheint. Oefter ist mir der Gedanke gekommen, daß wenn wir noch an die Träume des Plato denken dürften, ich sagen würde, er sei eine von jenen Seelen, von der Natur bestimmt, sich in Griechenland zu der Zeit des Perikles und Anaxagoras zu verkörpern, nun aber, ich weiß nicht, durch welchen Irrthum, verspätet bis zu diesen letzten traurigen Tagen Italiens." Seine ersten Arbeiten handelten von Gegenständen des griechischen Alterthums und der griechischen Literatur und erschienen in einer zu Mailand von F. A. Stella herausgegebenen Zeitschrift, dem Spettatore italiano e straniero vom Jahre 1816 an. Großes Aufsehen erregten zwei griechische Gedichte, von ihm verfaßt und im Alter von 18 Jahren zuerst publicirt. Sie athmen ganz die Weise des Anacreon und galten für Originale, bis er selbst die Gelehrten aufklärte, daß er der Verfasser derselben sei. Das erste dieser Gedichte ist an Amor gerichtet und lautet in der Uebersetzung:

---

*) Von demselben wird weiter unten noch die Rede sein.

Einſt fand ich Amor ſchlafend
Im dicht belaubten Walde.
Ich naht' ihm leiſ' und band ihn,
So daß er's nicht bemerkte,
Mit zarten Roſenbanden.
Doch da erwacht' der Knabe,
Zerriß das Band und ſagte:
So möcht'ſt du nicht entrinnen,
Wenn ich dich binden würde.

Das zweite „an den Mond" lautet in der Ueberſetzung:

Den Mond will ich beſingen.
Wir wollen Mond dich preiſen,
Dich ſtrahlend Silberantlitz.
Du walteſt hoch am Himmel,
Die ſtille Nacht beherrſchſt du,
Sowie das Reich der Träume.
Dich feiern die Geſtirne,
Denn du erhellſt den Himmel.
Du führſt den Strahlenwagen,
Davor die weißen Roſſe,
Wenn ſie dem Meer entſteigen.
Und wenn ringsum die Menſchen
Ermüdet ruhn und ſchweigen,
Da wanderſt du am Himmel
Allein und ſtill des Weges
Und gießt auf Höhn und Wipfel
Und auf der Dächer Giebel,
Auf Straßen und auf Seeen
Dein weißes Licht hernieder.
Es fürchtet dich der Räuber,
Weil alles du durchdringeſt.
Doch preiſen Nachtigallen
Dich Nachts zur Zeit des Lenzes;

Ihr süßes Lied ertönet
Hin durch des Waldes Dickicht.
Auch bist du Freund dem Wandrer,
Wenn du entsteigst den Wogen.
Es lieben dich die Götter,
Es ehren dich die Menschen,
Du strahlend Silberantlitz,
Du schöne Himmelsleuchte.

Zugleich mit diesen griechischen Texten theilte Leopardi die Uebersetzung eines Hymnus an Neptun mit, dessen Original er in Aussicht stellte. Es war die Arbeit von einem Commentar begleitet, der selbst diejenigen, welche die Täuschung durchschauten, durch seine Gelehrsamkeit in Erstaunen setzte.

Im folgenden Jahre (1818) erschienen zu Rom seine ersten beiden Canzonen: An Italien und an Dante. In beiden klagt er über die politische Versunkenheit seines Vaterlandes. Italien erscheint ihm als schöne Frau, aber, sagt er:

Ich seh' dich wehrlos Haupt und Busen tragen,
Italia, so voll Wunden,
Voll Blut und Striemen! Wie muß ich dich schauen,
O schönstes Weib! Zum Himmel richt' ich flehend
Den Blick zu allen Stunden:
Sag' an, wer that dir dies? Und — welches Grauen! —
Ich sehe Ketten ihren Arm umziehen,
Und schleierlos, das Haar im Winde wehend,
Sitzt sie am Boden da, in Schmerz verloren,
Und birgt auf ihren Knieen
Das Angesicht und weinet.
Ja, wein', Italien! Du hast Grund zu klagen,

Zum höchsten Glanz erkoren,
Mußt du nun auch die tiefste Schmach ertragen.

In der zweiten Strophe singt der Dichter dann:

Ist Niemand von den Deinen mehr zu finden,
Der für dich kämpft? Ha, Waffen, gebt mir Waffen!
So will allein ich kämpfen und verbluten!
Wenn nur mein Blut wach riefe
In unsres Volkes Herzen neue Gluten!

Dann klagt er, wie Italiens Söhne für eine fremde Sache in fremden Heeren kämpfen und erinnert in natürlichem Uebergange an die schönsten Zeiten des alten Griechenlands, als die Hellenen gemeinschaftlich den Persern siegreichen Widerstand entgegensetzten. Endlich führt er den Dichter Simonides ein, wie er (nach dem Zeugniß des Diodor) auf dem Schlachtfelde von Thermopylä bei der Siegesfeier von den Thaten der für ihr Vaterland gefallenen Helden singt:

Eh werden, stürzend von des Himmels Höhen,
Verlöschen in des Meeres Schlund die Sterne,
Als daß von euch wird schweigen
Der fernsten Zeit Gedächtniß.
Dies Grab ist ein Altar; die Mütter gehen
Hieher mit ihren Söhnen, möchten gerne
Die Spuren eures Blutes ihnen zeigen. —
Seht mich am Boden liegend,
Ihr Theuren! seht mich küssen diese Steine
Und Schollen, deren Preis rings wird erschallen,
Von Pol zu Pole fliegend.
O dürft' ich doch mit euch hier im Vereine
Dies theure Land mit meinem Blute färben!
Doch da mir nicht das schöne Loos gefallen,

Für Griechenland im offnen Feld zu streiten,
Zu bluten und zu sterben,
So fleh' ich zu den Göttern,
Daß eures Sängers Name sei geehret
Für alle künftge Zeiten,
Und sein Ruhm währt, so lang der eure währet.

Das zweite Gedicht „an Dante" ward durch den Umstand veranlaßt, daß sich zu Florenz ein Verein bildete, der sich die Aufgabe stellte, dem größten Dichter Italiens daselbst ein Denkmal zu setzen. Leopardi schildert den Verfall seines Vaterlandes seit den Tagen Dante's, namentlich, an die letzten Ereignisse anknüpfend, die Schmach der Napoleonischen Herrschaft, wie die Söhne Italiens auf den Eisfeldern Rußlands schaarenweise dahinsinken, wie die Meisterwerke der italienischen Künstler fortgeschleppt werden über die Alpen u. s. w. Dann sich an Dante wendend, schließt er:

Ruhmreicher Geist, o sage:
Starb für Italien alle deine Liebe?
Sag, starb die Flamme, die einst in dir sprühte?
Sag, kehren nie der Myrthe Blütentage
Zurück, die unsre Väter froh gesehen,
Und sollen unsre Kränze all' erbleichen?
Wird Keiner mehr erstehen,
Der nur in einem Punkt dir zu vergleichen?
Sind ewig wir verloren? Wird die Schande
Nie finden ihre Grenze?
Ich will, so lang' ich lebe, diesem Lande
Zurufen: Feige Brut, denk deiner Ahnen,
Schau jene Siegeskränze,
Die Dichterwerke, Säulen, Bilder, Tempel,

Denk, wo du weilst und kannst du nicht besinnen
Dich eines bessern, schauend solch Exempel,
So hebe dich von hinnen!
Soll dieses Land, der Heldengeister Amme
Und Pflegerin, als Wohnplatz offen stehen
Nur diesem Feiglingsstamme,
Da mag es lieber öd' und wüst vergehen!

Zwei Jahre später (1820) veröffentlichte er seine dritte Canzone, an Angelo Mai gerichtet, den berühmtesten Philologen Italiens, den Entdecker zahlreicher Ueberbleibsel aus den alten Schriftstellern, die er aus Palimpsesten wieder lesbar zu machen verstand, den Wiederhersteller des Eusebius, namentlich aber berühmt durch die Wiederauffindung und Herausgabe der Bücher Cicero's de Republica. Diese Canzone, nach A. v. Reumont, das schönste Gedicht unter den Poesieen Leopardi's, ist eine Klage um die untergegangene literarische Größe Italiens. Die Alten, Dante, Petrarca, Tasso läßt er an uns vorüberziehen; unter den Neueren läßt er nur Alfieri gelten. Dann sagt er von der Gegenwart:

.... Es kann in diesen Gauen,
In dieser Zeit kein großer Geist erblühen.
Jetzt lockt der Ruhehafen
Der Mittelmäßigkeit: zu gleichem Grunde
Sank mit dem Pöbelschwarm der Weise nieder.

Zum Schlusse wendet er sich dann an den großen Gelehrten, an welchen die Verse gerichtet sind, mit den Worten:

Sei, kühner Forscher, glücklich dein Bemühen;
Da die Lebendgen schlafen,

Weck' auf die Todten, gieb dem stummen Munde
Der alten Helden ihre Sprache wieder,
Daß dieses Schandjahrhundert auferstehe
Zu edlem Thun — wo nicht, vor Scham vergehe.

Diese Gedichte, in einer wuchtigen Sprache und in höchster Formvollendung recht in die Zeitstimmung mit flammender Begeisterung hineingesungen, erregten allgemeinen Jubel in Italien. Man fragte sich neugierig, wer der bis dahin unbekannte Jüngling sei, der es verstanden, in der trüben Zeit der Restauration, unter dem Drucke der Priester- und der Fremdherrschaft, das Nationalgefühl zu entflammen und den Italiener auf sich selbst und seine einstige Größe zu verweisen, anknüpfend an die politischen Canzonen Petrarca's: „O aspettata in ciel", „Spirto gentil" und „Italia mia".

Hören wir, wie es um diese Zeit um den gefeierten Dichter stand! Er lebte damals noch und zwar bis zu seinem 24. Lebensjahre im väterlichen Hause in Recanati, wo er unter dem Drucke der häuslichen Verhältnisse, umgeben von kleinlichen Naturen, die ihn nicht verstanden, seufzte, wo seine Gesundheit, wie er glaubte, zum Theil unter dem Einflusse eines für Italien rauhen Klimas, litt, wo ihm alles fehlte, wonach er sich sehnte, namentlich die Mittel, um das väterliche Haus zu verlassen. Schon im April 1817 schreibt er an Giordani (Epistolario Vol. I. S. 33), der Recanati gegen ihn vertheidigt hatte: „Ihr habt gut sprechen: Plutarch und Alfieri liebten ihr

Chäronea und ihr Asti. Sie liebten sie, ohne dort zu leben. Auf diese Weise werde auch ich meine Heimat noch lieben, wenn ich fern sein werde; jetzt hasse ich sie, weil ich dort lebe; denn diese arme Stadt hat mir, wenn ich meine Familie ausnehme, keine Wohlthat auf der Welt erwiesen." Dann von der geistigen Physiognomie seiner Heimat redend, sagte er: „Hier ist alles Tod, Thorheit, Dummheit. Literatur ist ein unerhörtes Wort. Die Namen: Parini, Alfieri, Monti, Tasso, Ariost und alle die andern müssen erst erläutert werden. Es gibt Niemanden, der sich bemüht, etwas zu sein, Niemanden, den der Name eines Ignoranten unangenehm berührt." Und weiter unten: „Gott hat diese unsre Welt so schön gemacht, die Menschen haben so viel Schönes gemacht, es gibt so viele Menschen, welche jeder, der nicht sinnlos ist, kennen zu lernen verlangt; die Erde ist voller Wunder; und ich mit 18 Jahren muß sagen: in dieser Höhle soll ich leben, und soll ich sterben, wo ich geboren bin? Die Luft in dieser Stadt ist höchst veränderlich, feucht, verderblich für die Nerven und wegen ihrer Feinheit für gewisse Naturen schädlich. Außerdem bedenket noch diese hartnäckige, schwarze, fürchterliche, grausame Melancholie, welche mich verzehrt und verschlingt und von der Arbeit sich nährt und ohne Arbeit nur wächst. Wohl weiß ich, was jene süße Melancholie ist, welche so schönes erzeugt, sie ist süßer als Lust und Fröhlichkeit, wohl habe ich sie empfunden, aber ich empfinde sie nicht mehr."

Aehnliche Klagen finden sich an vielen Stellen seiner Briefe. Von der Art und Weise, wie man ihn im Hause hält, sagt er (Epistolario I. S. 86): „Ich bin ein Knabe und werde als solcher behandelt, nicht etwa bloß im Hause, wo ich nur wie ein Kind angesehen werde, sondern auch außerhalb desselben. Wenn Jemand einen Brief von mir erhält und dann diesen neuen Giacomo erblickt, so hält er mich entweder für die Seele meines vor 35 Jahren verstorbenen gleichnamigen Groß=vaters oder für eine Hauspuppe, glaubt, er thue mir eine besondere Ehre an, wenn er, ein Erwachsener, einem Knaben antwortet, und macht die Sache mit zwei Zeilen ab, von denen die eine Grüße an meinen Vater enthält. In Recanati betrachtet man mich als das, was ich bin, als einen rechten Jungen, und die meisten fügen noch die Titel hinzu: ein Superkluger, ein Philosoph, Pedant, Einsiedler und was weiß ich sonst.“ Ferner: „Wisset, daß ich nicht einen Bajocco auszugeben habe. Aber mein Vater versieht mich mit allem, um was ich ihn bitte, und will, daß ich ihn um alles bitte. Und zwischen dem Nicht=haben und dem Bitten schwankend, ziehe ich das Nicht=haben vor, ausgenommen, wenn das Bedürfniß meiner Studien oder das zu heftige Verlangen irgend ein Buch zu lesen mir Gewalt anthun. Ich sage: Verlangen nach irgend einem Buche; denn nie habe ich nach etwas Anderm als nach Büchern verlangt, ausgenommen einmal nach einem Paar Postpferden, die er mir nicht gibt,

weil er sich eine Sache eingeredet hat, die ich mir nicht einreden kann: daß ich in seinem Hause den Biedermann spielen soll.“ Dazu kommt die durch unausgesetztes Arbeiten und durch ein langsam seit Jahren schon sich entwickelndes Leiden tief erschütterte Gesundheit. Im Jahre 1817 schon schreibt er darüber oft an Giordani. So Epistolario I. S. 61: „Was mich in erster Linie unglücklich macht, ist der Mangel an Gesundheit; denn abgesehen davon, daß ich nicht der Philosoph bin, der sich nicht um das Leben kümmert, ich sehe mich auch genöthigt, meiner Liebe, dem Studium, fern zu bleiben. Was glaubt Ihr, theurer Giordani, das ich treibe? Ich stehe des Morgens auf und zwar spät, weil ich um diese Zeit lieber schlafe als wache. Dann wandre ich hin und her, und zwar ohne je den Mund zu öffnen oder ein Buch anzusehen, bis zum Mittagsessen. Nach dem Mittagsessen wandre ich wieder hin und her, immer in derselben Weise bis zum Abendessen. Dabei wenn ich überhaupt esse und zwar mit häufigen Unterbrechungen, eine Stunde Lectüre. So lebe ich und habe ich gelebt seit etwa 6 Monaten. Das Zweite, was mich unglücklich macht, ist das Denken. Ich glaube, daß Ihr wisset, aber hoffe, daß Ihr nicht selbst erfahren habt, in welchem Grade der Gedanke den martern kann, der ein wenig verschieden von den Andern denkt, wenn er ihn in der Gewalt hat, ich meine, wenn ein solcher Mensch gar keine Zerstreuung oder Ableitung hat, oder nur das

Studium, welches, weil es den Geist fixirt und unbeweglich festhält, mehr schadet als nützt. Mir hat der Gedanke seit langer Zeit derartige Qualen verursacht und verursacht mir solche noch, weil er mich immer und ganz und gar beherrscht hat, so daß es mir höchst nachtheilig gewesen ist und mich tödten wird, wenn sich meine Verhältnisse nicht ändern. Die Einsamkeit ist nicht für die, die sich in sich selbst verzehren." In einem andern Briefe (Vol. I. S. 66) sagt er: „Der Gedanke ist stets mein Henker gewesen und wird mich vernichten, wenn ich in dieser Einsamkeit in seiner Gewalt bleibe." Das Schlimmste war, daß sich zu seinen übrigen Leiden noch eine Augenkrankheit gesellte, die ihm ein ganzes Jahr (1819) das Arbeiten unmöglich machte. Er schreibt darüber: „Lange Zeit glaubte ich fest, daß ich in einigen Jahren sterben würde. Seit ich aber den Fuß in mein zwanzigstes gesetzt, habe ich mich davon überzeugen können (ich sage nicht: mir schmeicheln können, da ich dazu keinen Anlaß finde), daß die Nothwendigkeit eines solchen frühen Todes nicht in mir liegt, und ich mit unendlicher Sorgfalt noch leben kann, und zwar ein Leben, das man so mit genauer Noth hinschleppt und das nicht zur Hälfte von dem taugt, was die Menschen gewöhnlich thun, wobei ich mich immer noch vorsehen muß, daß nicht der geringste Zufall oder die kleinste Unvorsichtigkeit mir schade oder mich tödte. Denn durch sieben Jahre wahnsinnigen und verzweifelten Studiums, in dem Lebensalter, in welchem meine Con-

stitution sich hätte bilden und kräftigen sollen, habe ich mich gänzlich zu Grunde gerichtet. Ich habe mich unselig und für mein ganzes Leben zu Grunde gerichtet, habe mein Aussehen elend gemacht und jenen ganzen wesentlichen Theil des Menschen vernichtet, auf den allein die Menge, mit der man auf dieser Welt umgehen muß, achtet. Nicht die Menge bloß, sondern jeder, der den Wunsch hegt, daß die innere Begabung nicht allen äußeren Schmuckes entbehre, und wenn er dieselbe so ganz nackt und schmucklos findet, sich betrübt, und dem Naturgesetz nachgebend, von welchem alle sogenannte Weisheit machtlos abprallt, kaum den Muth hat, den zu lieben, an welchem nichts schön als die Seele. Mit solchem und anderem Elend hat die Natur mein Dasein umgeben, indem sie mir den Verstand offen genug gelassen hat, daß ich klar sehe und erkenne, was und wie ich bin, so offen das Herz, daß es inne geworden, ihm stehe Freude nicht an, es müsse Trauer tragen und die Melancholie zur ewig unzertrennlichen Gefährtin wählen. So weiß und sehe ich denn, daß mein Leben nicht anders als elend sein kann; doch ich verzage nicht. Möchte dies Leben nur irgend etwas nütz sein, wie ich ohne Feigheit durch dasselbe zu wandern bemüht sein werde. Ich habe so bittere Zeiten erlebt, daß mir scheint, Schlimmeres könne mir noch bevorstehen. Darum aber verzweifle ich nicht, auch Schlimmeres zu erdulden. Ich habe die Welt noch nicht gesehen; wenn ich sie nun sehe und die Menschen kennen lernen werde,

dann werde ich mich gewiß voll Bitterkeit in mich selbst verschließen müssen, nicht etwa des Unglücks wegen, das mich betreffen könnte, und wogegen ich mich mit zäher Hartnäckigkeit gewappnet zu haben glaube, auch nicht wegen der zahllosen Anlässe, die meine Eigenliebe verletzen werden, da ich entschlossen bin, mich vor Niemanden zu beugen, und da mein Leben Verachtung für Verachtung, Hohn für Hohn zurückgeben wird, sondern jener Dinge halber, welche, was nicht ausbleiben kann, mein Herz verletzen werden."

Diese Gemüthsverfassung des unglücklichen Dichters wird nach und nach immer trübsinniger und bitterer und steigert sich zu einer wahrhaft herzbrechenden Verzweiflung. Im März 1820 schreibt er an Giordani (Epistolario I. S. 180): „Auch ich seufze mit heißer Sehnsucht nach dem schönen Frühling, von dem ich allein noch hoffe, daß er mir Arznei sein wird für die Erschöpfung meines Geistes. Vor einigen Abenden, ehe ich mich zur Ruhe legte, hatte ich das Fenster meines Zimmers geöffnet; ich sah den klaren Himmel, den schönen Mondenschein, empfand die lauen Lüfte und hörte von ferne die Hunde bellen — da erwachten in mir alte Bilder, und mir schien es, als fühlte ich eine Regung im Herzen, so daß ich zu schreien begann wie ein Wahnsinniger: um Erbarmen flehte ich die Natur an, deren Stimme ich wieder zu hören glaubte nach so langer Zeit. Und als ich nun einen Blick auf meinen früheren Zustand warf, einen

Zustand, in den ich gewiß war, sogleich wieder zu verfallen, da erstarrte ich vor Entsetzen, unfähig zu begreifen, wie es möglich sei, das Leben zu ertragen ohne Illusionen, ohne lebhafte Empfindungen, ohne Phantasie und ohne Enthusiasmus, die noch vor einem Jahre dasselbe ausfüllten und mich beseligten trotz meiner Leiden. Jetzt bin ich verdorrt, wie ein trocknes Rohr, und keine Leidenschaft findet mehr Zugang zu meinem armen Herzen, und selbst die ewige und allgewaltige Macht der Liebe ist in diesem meinen Jugendalter vernichtet." Die Idee des Selbstmordes kehrt öfter in seinen Briefen und Gedichten wieder. So in einem Schreiben vom April 1820 an seinen Freund, den Advokaten P. Brighenti in Bologna, der sich wegen des Druckes und der Herausgabe der ersten Canzonen des Dichters bemühte. Er sagt (Epistolario I. S. 185): „Denken Sie nur noch an mich als den verzweifeltsten Menschen, den es auf dieser Erde gibt, und der nur ein Haar breit davon entfernt ist, sich für immer dem unausgesetzten Elend seines fluchbeladenen Lebens zu entziehen." Der Vater widersetzte sich dem Druck der fraglichen Canzonen, er widersetzte sich aber namentlich dem Wunsche des Sohnes, das väterliche Haus zu verlassen, wenigstens wollte er keine Mittel dazu hergeben; und so seufzte der unglückliche Dichter in der häuslichen Bevormundung, unter dem Drucke der geistigen Vereinsamung und der schrecklichsten körperlichen Leiden bis zum November 1822. Der Vater hatte endlich den

Plan des Sohnes, nach Rom zu gehen, genehmigt, wie es scheint, in der Hoffnung, daß dieser sich dort werde bewegen lassen, den geistlichen Stand zu wählen, für welchen ihm glänzende Aussichten gemacht waren, die er aber bisher unerschütterlich zurückgewiesen hatte und auch später trotz seiner traurigen Lage stets energisch zurückwies.

So sehen wir ihn nun im November 1822 in Rom, wo er bis zum Mai des folgenden Jahres verweilte. Er war von seinem Aufenthalte daselbst wenig befriedigt. Die Größe der alten Welt, deren Trümmer ihm hier entgegentraten, scheint keinen gar großen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, wenigstens findet sich davon in seinen Briefen ebensowenig eine Spur, wie in seinen Gedichten. Für ihn lag die Größe des Alterthums in den Werken der alten Schriftsteller aufgedeckt, nicht in den Ruinen der ewigen Stadt. Die Alterthumsforscher verleideten ihm mit ihrer Detailkrämerei und ihrer Verachtung jeder anderen Richtung der Philologie, sowie der Literatur im allgemeinen den Eindruck, den Rom grade in dieser Beziehung auf jeden macht, der seinen heiligen Boden betritt. Um so tieferen Eindruck machte auf ihn das Grab Tasso's, das er im Kloster St. Onofrio aufsuchte. Er schreibt darüber an seinen Bruder Carl (I. S. 292): „Freitag den 15. Februar 1823 besuchte ich Tasso's Grab und weinte daselbst. Dies ist das erste und einzige „Vergnügen", das ich in Rom empfunden habe. Der Weg ist weit, und man geht dorthin

nur, um das Grab zu sehen. Aber würde man nicht auch von Amerika kommen können, um die Wonne der Thränen, wenn auch nur für zwei Minuten, zu empfinden? Viele haben ein Gefühl des Unwillens, indem sie die Asche Tasso's betrachten, bedeckt und bezeichnet nur mit einem Steine, etwa $1\frac{1}{2}$ Palm lang und breit, in dem Winkel einer elenden Kirche. Ich möchte unter keiner Bedingung diese Asche unter einem Mausoleum suchen. Du begreifst die Menge von Empfindungen, welche der Gegensatz zwischen der Größe Tasso's und der Dürftigkeit seines Grabes hervorruft. Aber Du kannst Dir keine Idee von einem andern Contraste machen, von dem nämlich, welchen ein Auge wahrnimmt, das an die ungeheure Pracht und Großartigkeit römischer Denkmäler gewohnt ist und diese mit der Kleinheit und Nacktheit jenes Grabes vergleicht. Man fühlt einen trüben und erschütternden Trost, wenn man bedenkt, daß diese Armuth dennoch genügt, die Nachwelt zu interessiren und zu beleben, dort, wo man die stolzesten Mausoleen, die Rom enthält, mit vollkommener Gleichgültigkeit für die Person, welcher sie errichtet wurden, betrachtet, für die Person, nach deren Namen man nicht einmal frägt, oder nach dem man frägt nicht als Namen der Person, sondern nur des Denkmals." Fühlte Leopardi die Aehnlichkeit seines Schicksals mit dem Tasso's, ja die noch größere Schwere seines Looses, als er dies schrieb? Giordani vergleicht das Loos der beiden Dichter mit folgenden

Worten (Proemio zu den Studi filologici S. 23): „Das Unglück Tasso's ist weltberühmt; ihm, so groß er in jenem Jahrhundert der Großen, und so riesenhaft er in diesem Zeitalter der Zwerge erscheint, ist doch Leopardi sowohl als Dichter, wie als Philosoph überlegen (eine Ansicht, die wir hier unbedenklich dahingestellt sein lassen können). Tasso war schmählich mißhandelt von den Menschen, Leopardi grausam geknickt, gekränkt durch die Natur; daher die vielen Klagen Tasso's gegen die Menschen, und bei Leopardi die unausgesetzten Beschwerden gegen die Natur; jener nach einem Alter von 30 Jahren nicht unglücklich, obwohl arm; dieser von seinem 20. Jahre an bis zu seinem Tode zugleich arm und krank. Tasso's Leben erscheint beherrscht von der Phantasie, die ihn unklug machte und beredt; Leopardi dagegen, der nicht weniger gewaltig und weit fruchtbarer im Reiche der Phantasie war, verschloß sich fest hinter der Vernunft und ließ sich niemals hinter ihr herausholen. Und grade sie peinigte ihn, indem sie ihn des Trostes beraubte, den andere aus ihren Illusionen schöpfen. Der große Epiker setzte dem Neide, der ihn verfolgte, und dem stolzen Tyrannen das Gefühl der eigenen Ueberlegenheit entgegen, welches die Verfolgung als Stoff und Beweismittel gegen ihn gebrauchte; der Dichter der Philosophie empfand Ekel und Bitterkeit über das Dunkel, in welchem er lebte und erkannte es vielleicht nicht als einzige Ursache seiner Sicherheit. Tasso schmerzte sein eignes Unglück, so daß

er nicht an das allgemeine dachte; das Herz Leopardi's wurde unheilbar getroffen von der starren Härte der Natur, die gegen ihn nur verschwenderisch war wie gegen das ganze Menschengeschlecht in trügerischen Hoffnungen."

Die Römer und Römerinnen der Neuzeit imponirten ihm ebensowenig. Er klagte wiederholt über ihre Unwissenheit, ihre alberne Unterhaltung, über den Neid und die Eitelkeit der Literaten und spricht dagegen voll Anerkennung über die Fremden, namentlich die Deutschen, die er dort kennen gelernt hatte und über den Umgang im Hause des Holländischen Gesandten, des Cavaliere Reinhold. Zu den Deutschen, deren Bekanntschaft er dort machte, ist in erster Linie Niebuhr zu zählen, der damals als Preußischer Gesandter in Rom weilte. Dieser empfahl ihn dem Cardinal-Staatssecretair Consalvi zu einer Anstellung, die ihm in Aussicht gestellt wurde, falls er in den geistlichen Stand übertreten wolle. Da Leopardi dies verweigerte, so schwand ihm jede Aussicht. Niebuhr versuchte später ihm eine Professur für alte Philosophie in Berlin zu erwirken; die Sache zerschlug sich indessen. Niebuhr verließ Rom, blieb dem Dichter und großen Philologen aber immer herzlich zugethan.

Er schickte ihm durch Bunsen ein Exemplar seiner Ausgabe des Merobaude. In der Vorrede zur 2. Auflage dieses Schriftstellers (Bonn 1824) legt Niebuhr vor Deutschland Zeugniß ab über die Bedeutung des jungen Italieners, indem er sagt: „Comes Jacobus Leopar-

dius, recanatensis picens, quem Italiae suae jam nunc conspicuum ornamentum esse popularibus meis nuntio, in diesque eum ad majorem claritatem perventurum esse spondeo, ego vero qui candidissimum praeclari adolescentis ingenium non secus quam egregiam doctrinam valde diligam, omni ejus honore et incremento laetabor“ *).

Leopardi beſchäftigte ſich in Rom vorzugsweiſe in den Bibliotheken, fertigte einen Katolog über die griechiſchen Handſchriften der Barberina an und veröffentlichte einige Aufſätze philologiſchen Inhalts in den römiſchen Epheme=riden. Sein Plan, mit irgend einem vornehmen Eng=länder, Deutſchen oder Ruſſen ins Ausland zu gehen und dort ſein Glück zu verſuchen, zerſchlug ſich, und ſo kehrte er, an Enttäuſchungen reicher, im Mai 1823 in die Heimat zurück. Seine melancholiſche Gemüthsſtimmung hatte ſich nicht gemindert, die Klagen in den Briefen an ſeinen Bruder Carl geben vielfach davon Zeugniß. Was Rom in dieſer Beziehung gewirkt hat, ſpricht er in den Worten aus (Epistolario I. S. 285): „Obgleich ich unfähig bin mich zu freuen, und zwar unfähig für immer, ſo hat Rom mir wenigſtens den Vortheil gebracht, daß es meine Unempfindlichkeit in Bezug auf mich ſelbſt ver=

*) Vgl. über die Zeit in Rom und ſein Verhältniß zu Niebuhr und Bunſen: Chriſtian Carl Joſias Frhr. v. Bunſen. Aus ſeinen Briefen und nach eigener Erinnerung geſchildert von ſeiner Witwe. 1. B. Leipzig 1868. S. 224.

vollkommnet hat, so daß ich mein ganzes Leben, mein Glück und Unglück wie das Leben, das Glück und Unglück eines Andern ansehe."

Er kehrte in das väterliche Haus nach Recanati zurück, wo er wiederum zwei Jahre in Schmerz und Einsamkeit verbrachte.

In diese Zeit fällt die erste Sammlung seiner Gedichte (Canzoni. Bologna 1824), die er von Recanati aus besorgte. Dieselbe enthält die ersten 9 und das 18. Gedicht dieser Sammlung mit Widmungen und Anmerkungen meist sprachlicher Natur. Ueber den Inhalt dieser Gedichte will ich mich hier nicht weiter auslassen, ich will nur hervorheben, daß abgesehen von den schon publicirten und bereits oben erörterten, in den übrigen jene verzweifelte Stimmung, jener Pessimismus und die gründliche Verachtung der Gegenwart schon ziemlich unverholen hervorbrechen, Stimmungen, die wir aus seinen Briefen zur Genüge kennen gelernt haben. In den Formen herrscht die strenge petrarkische Canzone vor, während in der Sprache sich eine unverkennbare Einwirkung seiner classischen Studien zeigt, indem Wortfügung und Ausdrücke nicht selten dem Lateinischen entnommen sind. In einer offenbar von ihm selbst herrührenden, anonymen Recension (im Nuovo Ricoglitore, Mailand 1825) sagt er darüber: „Es sind hier zehn Canzonen, aber mehr als zehn Extravaganzen. Erstens: unter den zehn Canzonen ist auch nicht eine Liebescanzone. Zweitens: nicht alle und

nicht in allem sind sie petrarkischen Styles. Drittens: sie sind weder im Style der Arkadier, noch in dem des Testi oder Filicaja, noch des Guidi oder Manfredi, noch in dem der lyrischen Gedichte des Parini oder des Monti — kurz sie haben mit der übrigen lyrischen Poesie Italiens keine Aehnlichkeit. Viertens: Niemand würde den Inhalt der Gedichte aus ihren Titeln errathen; ja meistens läßt sich der Dichter schon im ersten Verse auf Gegenstände ein, die von demjenigen durchaus verschieden sind, was der Leser glaubt erwarten zu dürfen. So spricht er z. B. in einem Hochzeitsgedichte weder von dem Brautgemache, noch von dem Gürtel der Venus, noch von Hymen. Eine Canzone an Angelo Mai spricht von allem andern, nur nicht von Codices. Eine, an einen Sieger im Ballspiel gerichtet, ist keine Nachahmung des Pindar. Eine andere an den Frühling spricht weder von Wiesen, noch von Büschen, noch von Blumen, noch von Gras und Blättern. Fünftens: nicht weniger extravagant sind die Behauptungen in den Canzonen selbst. Eine, welche die Ueberschrift trägt: Letzter Gesang der Sappho, will das Unglück eines zarten, gefühlvollen, edeln und warmen Gemüths darstellen, welches in einem häßlichen und jungen Körper wohnt. Es ist dies ein so schwerer Gegenstand, daß ich mich weder unter den Alten, noch unter den Neueren eines Schriftstellers zu erinnern weiß, der gewagt hätte, darüber zu schreiben, ausgenommen Frau von Stael, die diesen Stoff in einem Briefe zu

Anfang der Delphine behandelt, aber in ganz anderer Weise. Eine andere Canzone: Hymnus an die Patriarchen oder von den Anfängen des Menschengeschlechts, enthält im Wesentlichen eine Lobrede auf die Sitten der Wilden Californiens und behauptet, daß das goldene Zeitalter keine Fabel sei. Sechstens: alle sind voll von Klagen und Trübsinn, als ob die Welt und die Menschen ein Elend seien und das menschliche Leben unglücklich). Siebtens: wenn man sie nicht aufmerksam liest, versteht man sie nicht, als ob die Italiener aufmerksam läsen. Achtens scheint es, als ob der Dichter den Lesern Stoff zum Nachdenken hätte geben wollen, als ob demjenigen, der ein italienisches Buch liest, etwas davon im Kopfe bleiben müßte, oder als ob es schon Zeit wäre, seine Gedanken zu sammeln, ehe man anfängt zu schreiben. Neuntens findet man ebensoviel Sonderbarkeiten als Aussprüche, z. B. daß nach der Entdeckung von Amerika die Erde uns kleiner scheint, als vorher; daß die Natur zu den Alten sprach, d. h. sie inspirirte, ohne sich ihnen zu enthüllen; daß je mehr Entdeckungen man in den Naturwissenschaften macht, desto mehr die Nichtigkeit des Universums in unsrer Einbildungskraft wächst; daß alles in der Welt eitel ist, außer dem Schmerz; daß der Schmerz besser ist als die Langeweile; daß unser Leben zu nichts gut ist, als es zu verachten; daß die Nothwendigkeit eines Uebels die gewöhnlichen Geister über die Existenz desselben tröstet, aber nicht die großen; daß

alles im Universum Geheimniß ist, außer unserm Unglück. Zehntens, elftens, zwölftens 2c.

Ueber sein damaliges Leben und seine Hoffnungslosigkeit, ja Unmöglichkeit, sich demselben zu entziehen, schreibt er im Mai 1825 an Giordani (Epistolario I. S. 352, 353): „Ich studire Tag und Nacht, soviel als meine Gesundheit es zuläßt. Wenn diese es nicht mehr gestattet, so wandre ich wieder einen Monat im Zimmer auf und ab; dann kehre ich zu den Studien zurück; das ist mein Leben. Was die Art meiner Studien betrifft, so sind dieselben nun andere geworden, da ich selbst ein Andrer geworden bin. Alles, was an das Empfindsame oder Pathetische streift, langweilt mich und erscheint mir als Scherz und lächerliche Kinderei. Ich suche nur die Wahrheit, die ich früher so sehr gehaßt und verabscheut habe. Ich erfreue mich daran, mehr und mehr das Elend der Menschen und der Dinge aufzudecken und mit der Hand zu betasten und von kaltem Schauder ergriffen zu werden, indem ich dieses unselige und furchtbare Geheimniß des Lebens durchforsche. Ich bemerke jetzt wohl, daß mir, nun die Leidenschaften erloschen sind, in den Studien keine andere Quelle des Vergnügens bleibt, als nur eine eitle Neugier, deren Befriedigung auch ergötzt, ein Umstand, den ich, so lange mir im Herzen noch der letzte Funken übrig geblieben war, nicht begreifen konnte. Ich lebe hier ohne Hoffnung zu entrinnen. Gern würde ich mich dem Zufall in die Arme werfen, indem ich mir

in irgend einer großen Stadt ein wenig Brot mit der Feder verdiene; aber ich sehe keinen Weg, so viel zu erwerben, daß ich nicht Hungers sterbe den Tag, nachdem ich von hier fortgegangen. So also finde ich mich darin, nichts zu thun und nichts zu hoffen."

Als er nach dieser Zeit im Juli 1825 über Bologna nach Mailand, wohin ihn der Buchhändler Stella behuf Herausgabe und Uebersetzung des Cicero berufen hatte, reiste, glaubte er den Krallen des Todes zu entrinnen. Aber schon Anfang October finden wir ihn wieder in Bologna, nachdem er sich von dem Auftrage in Bezug auf die Herausgabe und Uebersetzung des Cicero losgemacht hatte, einem Auftrage, der ihm nicht zusagte. In Bologna nährte er sich von Unterrichtgeben und erhielt außerdem von Stella monatlich 10 Scudi als Anzahlung auf diejenigen Werke, die er verfassen und bei diesem in Verlag geben würde. Er blieb dort mit Ausnahme eines kurzen Besuchs in Ravenna bis zum November des folgenden Jahres und verfaßte während seines dortigen Aufenthalts eine Uebersetzung des Martyrium der heiligen Väter vom Berge Sinai und zwar in der Sprache des 14. Jahrhunderts, die er so genau in Styl und Haltung, in Ausdruck und Wortformen nachzuahmen verstand, daß die Arbeit für ein Werk aus dem Zeitalter des Dante galt. Außerdem besorgte er eine neue Ausgabe des Petrarca mit Anmerkungen, die durch ihre treffende Kürze und durch das richtige Urtheil

des Herausgebers eine eben so große Meinung von seiner Kenntniß des Italienischen erweckten, wie er früher schon den Ruf eines der ersten classischen Philologen sich erworben hatte. Diese Ausgabe ist später bei Le Monnier in Florenz öfter erschienen und sehr verbreitet. Endlich fällt in diese Zeit eine neue Sammlung von Gedichten und Uebersetzungen Leopardi's, die in Bologna 1826 erschien (Versi del Conte G. Leopardi), worin das schöne Gedicht an Carlo Pepoli, und eine Anzahl von kleineren prosaischen Schriften, die theils in der Antologia, einer Florentiner Revue, theils im Raccoglitore, einer Mailänder Zeitschrift, gedruckt waren.

Während dieses Aufenthalts in Bologna machte Leopardi die Bekanntschaft der Gräfin Malvezzi, einer Dame von vielem Geist und ungewöhnlicher Bildung, die selbst die lateinischen Schriftsteller studirte und eine Uebersetzung des Somnium Scipionis von Cicero anfertigte. Leopardi stand ihr nahe und das leicht erregte Herz des unglücklichen Dichters ist in hellen Flammen, wenn er über dieses Verhältniß an seinen Bruder Carl schreibt (Epistolario I. S. 456): „Ich bin mit einer Dame in ein Verhältniß getreten, welches jetzt einen großen Theil meines Lebens ausfüllt. Sie ist nicht jung, aber sie besitzt eine Grazie und einen Geist, welche (glaub' es mir, da ich dies früher nicht für möglich gehalten habe) die Jugend ersetzen und eine wunderbare Illusion hervorbringen. In den ersten Tagen, als ich

sie kennen lernte, lebte ich in einer Art von Wahnsinn und von Fieber. Wir haben stets in Scherz von Liebe gesprochen, aber wir leben zusammen in einer zarten und gefühlvollen Freundschaft mit einem gegenseitigen Interesse und einer Hingabe, welche eine Liebe ohne Unruhe scheint. Sie schätzt mich hoch; wenn ich ihr irgend etwas von mir vorlese, weint sie oft von Herzen ohne alle Affectation; die Lobeserhebungen der Andern sind mir gleichgültig, die ihrigen gehen mir ins Blut über und haften mir in der Seele. Sie liebt und kennt die schönen Wissenschaften und die Philosophie; es fehlt uns nie an Stoff zur Unterhaltung und fast jeden Abend bin ich bei ihr von Ave Maria bis nach Mitternacht, und es scheint mir nur ein Augenblick. Wir vertrauen uns alle unsere Geheimnisse an, wir tadeln uns einander und machen uns gegenseitig auf unsere Fehler aufmerksam. Kurz, diese Bekanntschaft bildet für mich eine bemerkbare Epoche in meinem Leben, weil sie mich von einem Irrthum befreit, weil sie mich davon überzeugt hat, daß es noch Freuden auf der Welt gibt, die ich für unmöglich hielt, und daß ich noch dauerhafter Illusionen fähig bin, trotz der Erkenntniß und trotz der so eingewurzelten entgegengesetzten Angewöhnung. Sie hat mein Herz wieder erweckt nach einem Schlafe, ja nach einem vollständigen Tode, der so viele Jahre schon gewährt hat."

Trotz dieser Emphase scheint indessen die Neigung nicht tief gegangen zu sein. Wir erfahren später

wenigstens nichts darüber aus dem Briefwechsel noch aus der Lebensbeschreibung von Ranieri.

Nachdem Leopardi den Winter 1826/27 wieder im älterlichen Hause zugebracht hat, sehen wir ihn schon im Beginn des Frühlings auf dem Wege nach Florenz. Nach kurzem Aufenthalt in Bologna trifft er im Juni daselbst ein. Aber ein hartnäckiges Augenübel quälte ihn während des ganzen Sommers, so daß er fast immer das Zimmer hüten mußte und wenig arbeiten konnte. Nur die Besuche der hervorragenden Männer der Stadt, einheimischer wie fremder, eines Niccolini, Gino Capponi, Frullani, Giordani, Colletta, Manzoni, der von Mailand dorthin kam, und Bunsen's, der sich auf der Durchreise nach Rom in Florenz aufhielt und sich für seine Anstellung in Rom interessirte, trösteten ihn und scheuchten wenigstens zeitweilig die schwarzen Geister seiner einsamen, melancholischen Stunden, die er in unfreiwilliger Muße hinbrachte. Den Winter 1827/28 lebte er in Pisa, wohin das milde Klima dieser Stadt ihn lockte. Es gieng ihm erträglich und in allen seinen Briefen rühmt er die Vortrefflichkeit der Luft, den warmen Sonnenschein, die Schönheit der Stadt und die Freundlichkeit ihrer Bewohner. Außer mit einigen kleineren Arbeiten in Prosa beschäftigte er sich in dieser Zeit vorzugsweise mit der Compilation einer italienischen Chrestomathie, die in zwei Bänden (einer für die Prosaschriftsteller, einer für die Dichter) in Mailand bei Stella

herauskam (1827. 1828). — Den Sommer 1828 lebte er wieder in Florenz; es gieng ihm besser, wenn auch die Klagen über seine schlechte Gesundheit fast in jedem Briefe laut werden. Er verkehrte wieder mit den alten Freunden, die hauptsächlich in dem Lesecabinet des Buchhändlers Vieusseux, dem Verleger der Anthologie, ihren Vereinigungspunkt fanden. In diesem Kreise wurde der Grund gelegt zur Regeneration Italiens, namentlich durch das Studium der historischen und der Rechtswissenschaft und durch Bildung einer nationalliberalen Mittelpartei, die, feind den geheimen Gesellschaften und den Conspirationen, das Recht der freien Entwicklung, liberale Institutionen und die Beseitigung der Fremdherrschaft verlangte und endlich erreichte. Leopardi verkehrte in diesem Kreise, verhielt sich den Bestrebungen dieser Männer gegenüber indessen kühl, nicht weil er einer absolutistischen Denkungsart huldigte (wie dies nach den Aeußerungen Witte's *) und Ruth's scheint), sondern weil er aus pessimistischen philosophischen Anschauungen von der Natur des Menschen und der Gesellschaft nicht an eine Perfectibilität weder im Einzelnen noch im

---

*) Witte, der Leopardi in diesem Kreise kennen lernte und der einige Jahre später bei Gelegenheit der Recension einer Uebersetzung Leopardi's von Kannegießer, die ihm gewidmet war, von seinen Beziehungen zu dem Dichter sprach (Blätter für liter. Unterhaltung 1837. Nr. 152, 153), verwechselt die politischen Schriften des Vaters Monaldo mit denen des Sohnes Giacomo.

Ganzen glaubte. Ueber die Bestrebungen des erwähnten Kreises schreibt er an Giordani (Epistolario II. S. 98): „Ich sehe nur Vieusseux und seine Gesellschaft; und wenn diese mir fehlen, was sich oft ereignet, befinde ich mich wie in einer Wüste. Uebrigens beginnt die hochmüthige Verachtung, welche man hier für alles Schöne und für jede Literatur zur Schau trägt, mich zu ärgern, besonders weil es mir nicht in den Kopf will, daß das höchste menschliche Wissen in der Politik oder in der Statistik gipfele. Ja, indem ich die fast vollkommene Nutzlosigkeit der seit dem Zeitalter des Solon bis jetzt für die Verbesserung der Staaten und das Glück der Völker gemachten Studien philosophisch erwäge, bringt mich jene Leidenschaft für Zahlen und politische wie legislatorische Grillen oft ein wenig ins Lachen; und demüthig frage ich, ob man das Glück der Völker ohne das Glück der Individuen zu machen im Stande ist. Diese sind von der Natur zum Unglück verdammt und nicht von den Menschen noch vom Zufall; und als Trost für dieses unvermeidliche Unglück scheinen mir das Studium des Schönen, die Affecte, die Phantasie und die Illusionen einigen Werth zu haben. So glaube ich, daß das, was ergötzt, nützlich ist vor allem Nützlichen, und die Literatur in Wahrheit nützlicher, als alle diese höchst trockenen Wissenschaften, welche, wenn sie auch ihren Zweck erreichten, sehr wenig zum wahren Glück der Menschen beitragen würden, welche Individuen sind

und nicht Völker. Aber wann erreichen jene ihren Zweck? Ich möchte, daß einer unserer Professoren der „historischen Wissenschaften“ mir dies klar machte.“ Noch ausführlicher und deutlicher spricht sich der Dichter in den an Gino Capponi gerichteten Versen (Nr. XXXII dieser Sammlung) über diese Richtung aus. Er belächelt den Bienenfleiß der Statistiker, die Wandelbarkeit politischer Anschauungen, wie sie in der Tagespresse zum Vorschein kommt, die Reden von Freiheit und Brüderlichkeit, den Fortschritt der Industrie, wie jede Art von Weltverbesserung. Dann sagt er:

Stets werden wahrer Werth und Tugend, Treue,
Bescheidenheit, Rechtslieb' in jedem Staate
Dastehen fremd und fern den öffentlichen
Geschäften, oder immer unglückselig,
Gedrückt sein und im Kampfe unterliegen;
Denn ihnen gab Natur, im Hintergrunde
Zu stehen. Freches Wagen, Trug, vereint
Mit Mittelmäßigkeit, sie herrschen ewig,
Stets obenauf zu schwimmen auserlesen.
Herrschaft und Macht, vereinigt oder einzeln,
Wird stets mißbrauchen, wer sie hat und unter
Beliebgem Namen. Dies Gesetz schrieb voreinst
Natur und Schicksal in demantne Tafeln.
Stets wird der Gute elend sein, im Glanze
Der Schuft und der Gemeine, alle Welt
Wird gegen edle Seelen stets verschworen
In Waffen dastehn; wahrer Ehre folgen
Verläumdung, Haß und Neid; stets wird der Schwache
Des Starken Beute sein, des Reichen Bauer
Und Knecht der Bettler, in jedweder Staatsform,

Ob nah wir wohnen oder fern den Polen
Und dem Aequator; ewig wird's so bleiben,
So lang als Aufenthalt uns bleibt die Erde
Und uns des Tages Fackel nicht erlischt.

Diese Ansicht von dem hoffnungslosen Zustande der Welt ist eine Folge der Einwirkung des eigenen Elends, in welchem der arme Dichter lebte und wohl erklärlich in dem Zeitalter der Restauration und in einem Lande, wie Italien, das unter dem Drucke des Metternich'schen Systems seufzte, zu dessen Handhabung in der eigenen Nation die gewissenlosesten Werkzeuge sich bereit finden ließen. Es ist aber ein Irrthum, darum Leopardi zu einem freiheitsfeindlichen Menschen zu stempeln; sein Fehler war, daß er einen absoluten, unpraktischen Standpunkt einnahm, von welchem aus betrachtet die näheren, erreichbaren Ziele seiner Freunde ihm in nichts verschwanden.

Im Sommer dieses Jahres starb sein jüngerer Bruder Luigi. Dieser Todesfall und das erklärliche Verlangen der Familie, den Sohn nach langer Abwesenheit wieder bei sich zu haben, hauptsächlich aber der Mangel an Mitteln, um sich selbstständig in der Ferne zu erhalten, veranlaßten ihn, im Herbst nach Recanati zurückzukehren. Was er dort finden würde, drückt er in den wenigen an eine Freundin gerichteten Worten aus: „Die schauervolle Nacht von Recanati erwartet mich." (Epistolario II. S. 91.)

Und so war es wirklich: er blieb vom November 1828 bis zum Mai 1830 in der Heimat und verließ dieselbe dann, um nie wiederzukehren.

Diese Zeit gehört zu den trübsten Perioden seines Lebens: er war nicht im Stande zu produciren, seine Gedanken aber verzehrten ihn; in seinen Briefen nennt er Recanati sein Gefängniß, seine Hölle, das Leben daselbst ein Fegefeuer; er sagt: „Ich würde vor Wuth, Ekel und Trübsinn sterben, wenn man an solchen Uebeln sterben könnte.“ Er sucht nach allerlei Auskunftsmitteln, um sich seiner Heimat zu entziehen; aber das große Vaterland hatte für ihn keinen Platz. Endlich bot man ihm eine Professur in Parma an, aber — klingt es nicht wie eine Verhöhnung? — eine Professur für Naturgeschichte! Am schlimmsten war für ihn der Winter 1829/30, durch eine anhaltende und heftige Kälte ausgezeichnet. In diesen Winter fällt das Gedicht: „Erinnerungen“ (Nr. XXII. dieser Sammlung), wo er über seine Heimat und sein verlorenes Leben in heftige Klagen ausbricht:

„Auch ahnt' ich. nicht, daß ich verurtheilt sei,
In diesem rauhen Heimatdorf, bei diesem
Gemeinen Volk die Jugend hinzubringen,
Bei diesem Volk, dem fremde Namen Wissen
Und Bildung sind und oft selbst Gegenstand
Des Spottes und Gelächters, das mich haßt
Und flieht, aus Neid nicht eben (denn es achtet
Mich höher nicht als sich), nein, deshalb nur,
Weil es vermeint, daß ich mich höher achte,

Obwohl ich äußerlich es Niemand zeige.
Hier bring' ich meine Jugend hin, verlassen,
Verborgen, ohne Liebe, ohne Leben
Und werde roh im Schwarme roher Menschen.
Hier leg' ich Kindesliebe ab und Tugend
Und werde zum Verächter aller Menschen
Um dieser Rotte willen, drin ich lebe.
Indessen flieht dahin die theure Jugend,
Mir theurer noch als Ruhm und Lorbeer, als
Das reine Licht des Tages und das Leben.
So freudlos, nutzlos schwindest du dahin
An diesem Jammerorte, unter Schmerzen,
Du einzge Blume dieses welken Daseins."

Er glaubte, er singe sich selbst seinen Grabgesang; doch der wiederkehrende Frühling belebte ihn aufs neue, und so sang er das schöne Auferstehungslied (Nr. XX.):

Doch wer weckt mich jetzt aus tiefem Schlummer,
Drin ich längst vergessen Lust wie Kummer?
Welche Kraft wird mir aufs neu gewährt?
So seid ihr mir, holde Bilder, Sehnen,
Selger Wahn, des Herzens Pochen, Thränen
Doch für immerdar noch nicht verwehrt?

Bist du's wieder, Stern von meinem Leben,
Leidenschaft, verloren längst gegeben
Schon seit meiner ersten Jugendzeit?
Ja, wohin nur meine Augen schauen,
Auf zum Himmel, auf die grünen Auen,
Alles athmet Schmerz und Seligkeit.

Nun erwachen Berg und Flur, die Bäume
Schütteln wieder ab die starren Träume,

Mit mir spricht die Quelle, spricht das Meer.
Wer befeuchtet mir die Augenlider
Nun mit längst vergessnen Thränen wieder?
Ist die Welt verwandelt um mich her?

Die Aussicht, nach 18monatlichem Aufenthalt in Recanati seinem „Gefängniß" zu entkommen, mochte nicht wenig dazu beitragen, seine Stimmung zu heben und ihm neuen Muth einzuflößen. Der Unglückliche sucht ja stets die Gründe seiner Leiden außer sich und glaubt, denselben entfliehen zu können, wenn er den Aufenthalt wechselt. So verließ Leopardi denn zum letzten Male seine Heimat und seine Familie, um sie nie wieder zu sehen. Er ging im Mai 1830 über Bologna nach Florenz.

Er lebte nun wieder unter den alten Freunden bis zum 1. October 1831. Da er eingesehen hatte, daß er nicht mehr zu produciren im Stande sei, namentlich daß er seine zahlreichen philologischen Manuscripte selbst nicht mehr zu verarbeiten noch zu ordnen vermöchte, so übergab er dieselben einem Freunde, dem Schweizer Philologen Ludwig von Sinner, der eine Auswahl derselben unter dem Titel: Excerpta ex schedis criticis Jacobi Leopardi, comitis. Bonnae 1834. veröffentlichte. Auch die Bearbeiter der neuen Didotschen Ausgabe des Thesaurus linguae graecae von Henricus Stephanus hatten Gelegenheit, die philologischen Manuscripte Leopardi's bei ihrer Arbeit zu benutzen. Nach dem Tode Sinner's

kamen diese Manuscripte in die Biblioteca Magliabecchiana zu Florenz, wo sie sich noch befinden.

Während seines Aufenthalts in Florenz veröffentlichte Leopardi eine neue Ausgabe seiner Gedichte (Canti del Conte Giacomo Leopardi. Firenze, per Guglielmo Piatti 1831), welche 23 Gedichte enthält, darunter einige neue, welche seit den Ausgaben von Bologna (1824 und 1826) entstanden waren. Er widmet sie „Seinen Freunden in Toscana" und nimmt in dieser Widmung Abschied von den Wissenschaften und den Studien, indem er sagt: „Ich hoffte, daß diese theuren Studien mich in meinem Alter würden aufrecht erhalten haben und glaubte, nach dem Verlust aller anderen Freuden und aller anderen Güter meiner Kindheit und Jugend einen Schatz erworben zu haben, der mir von keiner Gewalt, keinem Mißgeschick würde geraubt werden können. Aber kaum 20 Jahr alt, wurde mir dies mein einziges Gut durch eine Schwäche der Augen und der Eingeweide, welche mich zwar des Lebens beraubt, mir aber keine Hoffnung gibt zu sterben, um mehr als die Hälfte geschmälert und dann, kaum 28 Jahr alt, gänzlich und, wie ich glaube, für immer genommen. — Ich darf nicht klagen, meine theuren Freunde, das Bewußtsein der Größe meines Mißgeschickes gestattet mir nicht zu jammern. Ich habe alles verloren; ich bin ein dürrer Stamm, der aber noch empfindet und leidet. Nur euch habe ich in dieser Zeit gewonnen; und eure Gesellschaft, welche mir

die Studien und jede andere Freude ersetzt, würde fast meine Leiden aufwiegen, wenn eben meine Leiden mir nur gestatteten, mich derselben so zu erfreuen, wie ich möchte, und wenn ich nicht wüßte, daß mein Geschick mich auch dieser berauben wird, indem es mich zwingt, die Jahre die mir bleiben, verlassen von jedem Troste der Bildung, an einem Orte zu weilen, wo die Todten sich besser befinden als die Lebenden. Doch eure Liebe wird mir bleiben und wird vielleicht noch fortdauern, wenn dieser Körper, der schon nicht mehr lebt, in Asche verwandelt sein wird."

Unter diesen Freunden standen ihm, abgesehen von Ranieri, von welchem sogleich die Rede sein wird, in geistiger Beziehung zwei besonders nahe, Giordani und Colletta. Zur Charakteristik des fraglichen Kreises und des Dichters selbst, sowie auch zur Würdigung wenigstens der einen durch diese Männer vertretenen Richtung der Literatur wird es erforderlich sein, von diesen etwas ausführlicher zu sprechen. Schon die nicht unerhebliche Anzahl von Briefen beider an Leopardi und umgekehrt, welche sich in dem Briefwechsel abgedruckt finden, wird die Frage nach diesen in der italienischen Literatur hervorragenden Geistern auch an dieser Stelle begreiflich machen.

Pietro Giordani war bereits 43 Jahr alt, hatte viel erlebt und sich einen angesehenen Namen in Italien erworben, als der 18jährige Leopardi sich von Recanati aus brieflich an ihn wandte, um ihm einige seiner ersten

philologischen Arbeiten durch den Buchhändler Stella in Mailand zu übermitteln, wo auch Monti, der damals bedeutendste Dichter, und Mai, der erste Philologe Italiens, lebten, und wo auch Giordani sich aufhielt, um sich an der Herausgabe der Biblioteca Italiana, einer der Literatur, den Künsten und Wissenschaften gewidmeten Zeitschrift, zu betheiligen. Giordani hatte damals schon ein bewegtes Leben hinter sich. Er war zu Anfang des Jahres 1774 in Piacenza geboren, hatte seine ersten Studien daselbst in dem Collegio S. Pietro gemacht, wo er sich durch seinen Eifer und seine Kenntnisse in den alten Sprachen ausgezeichnet hatte. Auf der Universitat Parma hatte er diese Studien fortgesetzt; er doctorirte daselbst und erwarb das Diplom eines Advokaten. Um dem Einflusse, den seine Mutter auf ihn ausübte und der ihn sehr beengt zu haben scheint, zu entgehen, war er ins Kloster getreten und Benedictiner geworden 1797. Nach der Schlacht von Marengo und der Errichtung der französischen Herrschaft in Oberitalien war er aus dem Kloster (1800) geflohen und nach Mailand gegangen, wo man ihn zum Secretair der dort errichteten provisorischen Regierung machte. Er hatte sich in seiner Stellung als sehr brauchbar erwiesen und avancirte in seiner administrativen Carriere bis zum Generalsecretair der Präfectur des unteren Po-Gebietes 1802. Aber die anfangs von allen dem Fortschritt und den modernen Ideen zugewandten Geistern mit Freuden begrüßte Um-

gestaltung der Dinge in Italien schien unter den Händen der neuen Machthaber zu verkümmern, und dieser Umstand, wie das Verlangen des jungen Gelehrten nach wissenschaftlicher Thätigkeit hatten ihn veranlaßt, seinen Posten aufzugeben, um sich nach einer seinen Wünschen und Fähigkeiten entsprechenden Stellung umzusehen. Nachdem man ihm den Lehrstuhl für Naturwissenschaften am Lyceum zu Como angewiesen, den er natürlich nicht hatte annehmen können, war ihm 1803 die stellvertretende Professur der lateinischen und italienischen Eloquenz an der Universität zu Bologna und die Stelle eines Coadjutors an der dortigen Bibliothek übertragen worden. Die Geringfügigkeit der Besoldung hatte ihn aber genöthigt, sich nebenbei als Abschreiber zu beschäftigen, eine Erwerbsquelle, auf welche er noch mehr angewiesen war, als man ihm die eine seiner Anstellungen unter dem Vorwande entzogen hatte, daß es gegen die Grundsätze der Verwaltung sei, daß eine Person zwei Stellen inne habe. Im Jahre 1803 hatte er von Rom aus die Genehmigung zum Austritt aus dem geistlichen Stande erhalten. Er hatte bald darauf Bologna verlassen und trotz geringfügiger Hülfsmittel eine Wanderung durch Italien angetreten, um sich mit den Zuständen des Landes vertraut zu machen. Schon seit dem Jahre 1802 hatte er angefangen zu schriftstellern, aber erst bei Gelegenheit einer am 16. August 1807 in Cesena, wo er damals lebte, gehaltenen Lobrede auf Napoleon war er allgemeiner

bekannt geworden. Für sein Geschick hatte indessen diese Rede keine Wendung zum Besseren zur Folge gehabt, weil er nicht in jene servile Schmeichelei des Machthabers eingestimmt hatte, welche damals zum Fortkommen unumgänglich nöthig war. Vom Mai 1808 bis zum August 1815 war er Untersecretair der Akademie zu Bologna gewesen, wo er manche vortreffliche Abhandlung, namentlich auch seine bekannte Lobrede auf Canova verfaßt hatte. Nach dem Sturze der Napoleonischen Herrschaft war er durch die päpstliche Regierung, und zwar infolge einer Rede, die er bei der Feier der Uebernahme der päpstlichen Gewalt durch den apostolischen Delegaten, Fürsten Giustiniani, in Bologna gehalten hatte, unter dem Vorwande, daß er nicht in den päpstlichen Staaten geboren sei, von dort vertrieben worden. Dies war die Veranlassung zu seiner Uebersiedelung nach Mailand, wo ihn die ersten Briefe Leopardi's trafen. Er verließ aber schon bald die Stadt, um sich nach Parma zu begeben, wo ihm der Lehrstuhl für griechische Sprache und Literatur und das Secretariat der Universität übertragen war, und ließ sich dann nach dem Tode seines Vaters 1817, nachdem er durch diesen Todesfall so viel Vermögen ererbt, um unabhängig leben zu können, in Piacenza nieder. Er hielt sich nun abwechselnd in Venedig, Bologna, der Schweiz und der Romagna auf und begab sich 1822 nach Turin, wo ihn die Nachricht traf, daß ihm, als der Theilnahme an den Bestrebungen der Carbonari

verdächtig, die Rückkehr in die Lombardei verboten sei. Später (1824) traf ihn dasselbe Verbot in Bezug auf Parma. Er gieng nun nach Toscana, der Zufluchtsstätte so vieler Verbannter, und arbeitete fleißig an der von Vieusseux herausgegebenen Antologia, deren wir schon öfter erwähnt haben. Von hier aus verkündete er der Welt den Namen und die Größe Leopardi's mit beredten Worten, hier war es auch, wo er im Jahre 1827 als Freund täglich mit ihm in dem Kreise der oben namhaft gemachten Männer verkehrte. Im November 1830 wurde Giordani dann aus Toscana verbannt; da aber inzwischen das Verbannungsdecret für Parma zurückgenommen war, so begab er sich dorthin. Hier war es, wo den körperlich und geistig gebrochenen Mann am 1. Sept. 1848 der Tod ereilte.

Giordani steht seiner ganzen Bildung und all seinen Anschauungen nach im 18. Jahrhundert und wurzelt in den der Aufklärungsperiode eigenen Grundsätzen der Encyclopädisten. Er besaß eine ungewöhnliche Gelehrsamkeit und erinnert in Bezug auf seine Universalität und die Richtung seiner Studien an die Gelehrten des Alexandrinischen Zeitalters. Seine Schriften mahnen theils an Lucian, theils an Seneca. Am glänzendsten erscheint er in jenen kleineren Aufsätzen vermischten Inhalts, während er ein großes und tiefes Werk nicht geschaffen hat und sich nur sein ganzes Leben hindurch mit den Entwürfen zu solchen trug. Für die im Beginn der zwanziger Jahre des Jahrhunderts sich entwickelnde

Literaturrichtung der Romantik, von der wir weiter unten ausführlicher handeln werden, hatte er kein Verständniß, er verhielt sich derselben gegenüber vielmehr ablehnend. Sein Talent war hauptsächlich ein formelles: sein Styl ist elegant, die Sprache rein und einfach. Er schließt sich den antiken griechischen Mustern an und ist ein abgesagter Feind der in den letzten beiden Jahrhunderten eingerissenen Französirung der italienischen Sprache. Obgleich er sein ganzes Leben hindurch den nationalen und liberalen Ideen ergeben gewesen war und für dieselben gearbeitet und gelitten hatte, scheint er doch keine Sympathie für die Bewegung der Jahre 1847 und 1848 gehabt zu haben. Entweder war er schon zu alt und stumpf geworden, oder er durchschaute ihre Erfolglosigkeit, da sie das Papstthum an die Spitze Italiens stellen und dies reformiren wollte. Ueber seine literarischen Leistungen sagt er in einem Briefe an einen Freund: „Was Ihr von mir leset, sind Kleinigkeiten. Studirte man ernstlich, so würde man an dies Zeug nicht so viel Lob verschwenden. Ich hoffe, Ihr werdet einmal etwas Besseres lesen; aber es wird immer ein Nichts sein für denjenigen, der schaffen will und kann, was Natur und Umstände mir versagt haben“*).

---

*) Die vollständigste Ausgabe seiner Werke wurde von A. Gussalli besorgt, Mailand 1854 ff. in 13 Bänden mit einem Anhange. Die ersten 7 Bände umfassen sein Leben und den ausgedehnten Briefwechsel, welcher einen tiefen Einblick in die damaligen literarischen

Seine Freundschaft zu dem 24 Jahre jüngeren Leopardi ist rührend, wenn auch etwas wortreich und überschwenglich. Doch müssen wir in der Ausdrucksweise vieles auf Rechnung der zärtlicheren Formen, wie sie im Süden auch unter Männern gebräuchlich sind, setzen. Giordani's Freundschaft zu Leopardi beruht vorzugsweise auf der menschlich schönen Sympathie für die Leiden des unglücklichen Dichters, der fast noch ein Knabe dem älteren Manne sein Herz geöffnet hatte, bei dem er ein Verständniß für seine Studien und seine Leiden fand, während er in Recanati von seiner Umgebung nicht verstanden wurde. Leopardi schreibt im Mai 1828 (Epistolario II. S. 80) an Giordani: „Dies letzte Jahr hast Du mich besser kennen lernen als früher (sie hatten in Florenz zusammen gelebt): Du hast sehen können, daß ich nichts bin: ich hatte Dir dies schon öfter gepredigt; es ist das, was ich allen denen predige, die danach verlangen, etwas von meinem Leben und Wesen zu erfahren. Aber Du darfst mir deshalb Dein Wohlwollen nicht schmälern, welches auf die Eigenschaften meines Herzens gegründet ist und auf jene alte und zärtliche Liebe, die ich Dir in der ersten Blüte meines armen Lebens geschworen und welche ich Dir nachher immer bewahrt habe und bewahren werde bis zum Tode. Und wisse

---

und politischen Bewegungen gestattet. Eine Auswahl seiner Schriften war schon bei seinen Lebzeiten in Florenz 1846 publicirt. 3. Aufl. Firenze, Le Monnier 1857 in 2 Bänden mit einem Anhange.

(oder erinnere Dich), daß, meine Familie ausgenommen, Du der einzige Mensch bist, dessen Liebe mir immer als eine Zufluchtsstätte, als eine Säule erschienen ist, um daran mein müdes Leben zu stützen.“ Anderntheils beruht aber dies innige Verhältniß auf der gleichen philosophischen Grundlage ihres Wissens und Könnens, endlich bei Giordani auf der Erkenntniß von der Größe des dichterischen Genius bei Leopardi und von der fehlerhaften Richtung der Romantik, welcher in dem jungen Recanatesen nach Giordani's Meinung ein gewichtiger Gegner erstehen sollte. —

Auch Colletta's Freundschaft für Leopardi hatte dieselben Wurzeln, wie die Giordani's. Er war 23 Jahre älter als Leopardi, hatte ein bewegtes Leben als tapferer Feldherr, als Civil-Ingenieur, constitutioneller Kriegsminister zur Zeit der Bewegung von 1820 in Neapel, Staatsgefangener im Castell St. Elmo und in Brünn hinter sich und lebte zu der Zeit, von der wir hier sprechen, wie so viele andere hervorragende Italiener, als Verbannter in Florenz. Seine politischen Anschauungen und literarischen Bestrebungen wurzeln in den Principien der großen Revolution, die er zum Theil wenigstens noch erlebt hatte und in deren für Italien folgeschweren Ereignissen er thätig gewesen war. Den Bestrebungen der Restauration und der in ihr erblühenden Romantik feind, sah er doch den größten Theil der jüngeren Generation nicht auf seiner Seite, und nur in

Leopardi glaubte er, wie auch Giordani, den Stern einer neuen Zeit zu erkennen. Selbst durch das praktische Leben und durch das Studium der mathematischen Wissenschaften und des Tacitus gebildet, konnte er an den mittelalterlichen Neigungen der Romantiker, an ihrem schwülstigen und affectirt alterthümlichen Style, wie an dem wiederausgegrabenen Phrasen- und Wörterkram derselben kein Gefallen finden. Er war, selbst krank und gebrochen, diese letzten Jahre seines Lebens damit beschäftigt, die Geschichte des Königreichs Neapel vom Jahre 1734 bis 1825 zu schreiben. Ohne Vermögen lebte er in stiller Zurückgezogenheit nur seiner Arbeit hingegeben, die ihm als Lebensaufgabe erschien, und der kein Anderer so gewachsen war, wie er, da er seit dem Einmarsche der Franzosen bis zu seiner Verbannung entweder an allem, was er erzählt, und zwar in hervorragender Stellung Theil genommen, oder doch den Ereignissen als Beobachter sehr nahe gestanden hatte. Leopardi war, wie es scheint, zuerst im Jahre 1828 in Pisa mit Colletta in persönliche Berührung gekommen. Die unerträgliche Lage, in welcher sich jener während des Winters 1828/29 in Recanati befand, war die Veranlassung, daß er sich an Colletta wandte, sich über die Unmöglichkeit, eine Unterstützung von seinem Vater zu erhalten, sowie über das Ende seines Verhältnisses zu dem Buchhändler Stella in herben Klagen ergießend. Er sagt dann (Epistolario II. S. 122): „Wenn

ich nur irgend eine Anstellung fände, bei der ich wenig zu arbeiten brauchte, ich meine eine öffentliche und ehrenvolle Anstellung (denn die öffentlichen Anstellungen erfordern gewöhnlich nicht viel Arbeit), ich würde eine solche gern annehmen; hier im Kirchenstaate, wo alles nur für die Priester und Mönche ist, kann ich aber dergleichen nicht finden; und außerhalb Landes, welche Hoffnung auf Anstellung kann ein Fremder haben?" Dann spricht er von seinen literarischen Plänen und sagt: „Schon die Titel der Werke, die ich schreiben möchte, nehmen mehrere Seiten ein, und für alle habe ich Material in großer Menge, theils im Kopfe, theils so auf das Papier hingeworfen." Colletta spricht dagegen die Hoffnung aus, ihn bald in Toscana wieder zu sehen, spricht von seiner Geschichte, die bis zum sechsten Buche fertig sei, und daß er die noch übrig bleibenden vier Bücher innerhalb zwei Jahren zu vollenden denke. Er hofft viel von Leopardi's Rathschlägen in Bezug auf Verbesserungen bei Durchsicht seines Werkes und schreibt dann (Epistolario II. S. 414): „Ich hoffe, daß Ihr schreiben, die Freunde mit diesem Zeichen gebesserter Gesundheit beglücken und Italien erfreuen und unterrichten könnt. Niemals ist der schöne Styl so nothwendig gewesen, als jetzt; denn selbst die, welche in einer reinen Sprache schreiben wollen, glauben, sie sei in den Autoren des Trecento zu finden und die Sprache sei um so besser, je mehr sie Wörter und Wendungen aus jener Zeit ent-

halte. Diese Ansichten in Verbindung mit der Liebe für das Schwierige und für die Anwendung von Ausdrücken, die man in der gesprochenen Sprache nicht hört, bringen Verdrehungen hervor, die uns täglich Ohren und Gehirn peinigen. Ihr, Giordani und noch einige Andere verstehet, mit der Reinheit die Klarheit und den Adel des Styls zu verbinden. Giordani ist bankerott, auf die Anderen wollen wir uns nicht verlassen; wer bleibt uns, wenn Leopardi uns verläßt? Schreibet, mein Freund, tödtet nicht den Keim des Schönen, den die Natur und die Studien in Euch gelegt haben." Welche Vorstellung Colletta von der Bedeutung Leopardi's hatte, geht aus einem anderen Briefe hervor (Epistolario II. S. 418), wo er sagt: „Ich möchte mein Werk nicht veröffentlichen, ehe Ihr es nicht gelesen und corrigirt habt. Hundertmal habe ich den Gefahren für mein Leben ohne Furcht die Stirn geboten, aber zehn Bücher Geschichte dem Publikum vorlegen, macht mich zittern. Jetzt, wo ein gewisser Geschmack, so fremd meinem Style, hochmüthig und siegreich Italien durchzieht, können meine Schriften nicht gefallen. Ich habe immer gehofft, daß der Geist Giordani's und Leopardi's, den Thorheiten der Mode Trotz bietend, sich in zwei Monumenten erheben würde, und daß wir kleinen Schriftsteller im Schatten dieser Denkmäler ruhen könnten; die wenigen und schwachen werden den Pfeilen des Romanticismus bloß gestellt bleiben."

Leopardi gibt nun ein Verzeichniß der Schriften, die er noch zu schreiben beabsichtige (Epistolario II. S. 128), Colletta räth ihm, ähnlich wie Botta, eine Subscription auf die noch von ihm zu schreibenden Werke zu eröffnen, ein Vorschlag, den Leopardi zurückweist. Colletta brachte dann durch seine Freunde eine Summe auf, die es dem unglücklichen Dichter möglich machte, Recanati zu verlassen und nach Florenz überzusiedeln. Leopardi begrüßt diese Aussicht mit Entzücken und schreibt darüber an Colletta (Epistolario II. S. 144): „Euer Brief ist nach sechszehn Monaten einer entsetzlichen Nacht und nach einem Leben, vor welchem Gott meine ärgsten Feinde bewahren möge, für mich wie ein Lichtstrahl gewesen, gesegneter als der erste Schimmer der Dämmerung in den Polargegenden."

Wir haben oben bereits gesehen, daß die Hoffnung Colletta's, Leopardi werde sich zu neuen Leistungen aufraffen, nicht in Erfüllung ging, er konnte nur die neue Ausgabe seiner Gedichte (1831) vorbereiten und mußte sogar die Durchsicht und die Correctur seinen Freunden überlassen. Colletta war selbst leidend, die „Widmung an die Freunde in Toscana" soll ihn nicht angesprochen haben, weil Leopardi ihn unterschiedslos mit den übrigen Freunden zusammen geworfen. Er konnte den armen Leopardi, weil er selbst schwer leidend war, nicht oft sehen und starb bereits am 11. November 1831. Sein berühmtes Werk: Storia del reame di Napoli dal

1734 sino al 1825 hatte er noch vollenden können. Es erschien aber erst nach seinem Tode; der diesem ganzen Kreise befreundete Gino Capponi setzte ihm in der Ausgabe der Geschichte, Florenz 1849, ein biographisches Denkmal.

Nach dieser Abschweifung, veranlaßt und, wie mir scheint, gerechtfertigt durch die Frage des Lesers nach den „Freunden in Toscana" kehren wir zur Betrachtung der neuen Sammlung der Gedichte zurück, welchen die fragliche Widmung vorausgeht.

Wir bemerken in derselben einen wesentlichen Unterschied zwischen den Gedichten seiner Jugend, die schon früher veröffentlicht waren, und den neu hinzugekommenen. Die strenge, petrarkische Canzonenform ist gänzlich verlassen. An deren Stelle tritt eine freiere Form, in welcher die Strophen ungleich und von beliebiger Länge sind, und Reime nur zur Anwendung kommen, wo sie sich leicht und natürlich darbieten. Immer aber findet sich der Reim am Ende der Strophe, während der Binnenreim (rimalmezzo, das Reimen des Versausganges nicht mit dem Schluß, sondern mit der Cäsur des folgenden Verses) nicht selten hervortritt, wodurch ein gewisser melodischer Tonfall, eine nachdrückliche Kraft der Sprache und eine zarte Verkettung der Gedanken gebildet wird, Feinheiten, welche den bisherigen Uebersetzern gänzlich entgangen sind. Außer dieser freieren Canzonenform findet sich unter der Verso sciolto, unserm

fünffüßigen Jambus und dem englischen blankverse entsprechend. Aber nicht bloß in den Versformen, auch in der Sprache zeigt sich ein Streben nach dem Einfachen: die Latinismen der ersten Gedichte, welche die philologischen Studien Leopardi's oft nur zu deutlich verrathen, finden sich gar nicht mehr; ebensowenig jener Pomp der Wörter und jene schwülstige Emphase, die der Literatur der südlichen Völker immer noch anhaften; noch viel weniger jene epigrammatische Zuspitzung des Gedankens (concetti), für welche der Italiener sonst so viel Bewunderung hegt. In der Wahl der Ausdrücke trifft er sofort das Richtige, Umschreibungen, Beiwörter sind sparsam angebracht, überall tritt eine großartige Einfachheit, Nacktheit und Wahrheit hervor. Was Plinius von der griechischen Sculptur sagt: graeca simplicitas est nihil velare, das war es offenbar, was sich Leopardi zum Grundsatz gemacht hatte und was seine Poesie so himmelweit von der Lyrik des ganzen übrigen Italiens unterscheidet. Er weiß seinen Gedanken stets den klarsten und wahrsten Ausdruck zu geben, so daß uns alles als selbst empfunden und ungemacht entgegen tritt. Wenn man in Ruth's Geschichte von Italien vom Jahre 1815 bis 1850, Heidelberg 1867, B. I. S. 331, liest, Leopardi sei es mehr um die Sprache, um den Versbau, um einen Reim u. s. w. zu thun, als um den Gedanken, so sollte man glauben, der Kritiker kenne den Dichter nur von Hörensagen. Im Gegentheil tritt der Reim

bei Leopardi ganz ungesucht hervor, und seine Liebe für die schmuckloseste, nackte Wahrheit läßt ihn jedes Zugeständniß an derartige Aeußerlichkeiten unerbittlich zurückweisen, obwohl ihm die Form nicht gleichgültig oder untergeordnet erscheint, und er so gut, wie wir erkannt hat, daß sich in der Poesie, wie bei jedem echten Kunstwerke, Form und Inhalt vollkommen decken müssen. Außer an den Alten hat sich Leopardi an der Poesie der nordischen Völker, namentlich der Engländer, gebildet, von denen er so oft mit Bewunderung spricht, während er von der Poesie seiner Landsleute sagt: „Mit dem Versemachen und dergleichen Thorheiten (ich spreche hier ganz im allgemeinen) leisten wir nur unseren Tyrannen einen Dienst, indem wir zum Spielzeug und Zeitvertreib die Literatur herabwürdigen, durch welche allein die Wiedergeburt unseres Vaterlandes eine dauerhafte Grundlage erlangen könnte." (Epistolario I. S. 458.) So wird er auch von seinen Landsleuten gewürdigt. De Sanctis, ein anerkannter Kritiker (Privatdocent in Neapel, Flüchtling, dann zu Cavour's Zeit Unterrichts-Minister, jetzt Deputirter und Redacteur der Italia in Florenz) sagt von der Sprache Leopardi's (Saggi critici. Napoli 1866. S. 194): „Heute, wo so viele Gedanken und Bilder durch ihren langen Gebrauch veraltet sind, kann man gewöhnliche Dinge nicht einfach sagen ohne Gefahr, den Leser einzuschläfern. Daher jenes Suchen nach Worten, die Häufung von Metaphern, das Rauschende

in den Tönen, die epigrammatische Zuspitzung, das Absonderliche in den Bildern, das Raffinirte in den Gefühlen: alles nur Palliative für die Gewöhnlichkeit. Leopardi dagegen hat es vermocht, in der Poesie die alte Einfachheit, die Wahrheit der Natur wiederherzustellen, indem er die ganze poetische Welt verjüngt und zu ihrer ursprünglichen Jungfräulichkeit zurückführt. Er sagt fremdartige Dinge, jedes äußeren Schmuckes entbehrend, aber schön in sich selbst; Vergleiche oder Metaphern sucht man vergebens, ebensowenig ungewöhnliche Ausdrücke, die die Aufmerksamkeit ablenken; vor uns steht lebendig das Bild, während wir das Wort vergessen."

An einer andern Stelle sagt derselbe Kritiker (S. 178): „Giacomo Leopardi ist bei uns der Wiederhersteller der großartigen Poesie. Seine Lyrik bildet in ihrem Zusammenhange eine vollständige Darstellung des Universums, von derselben Höhe aus gesehen, von welcher Dante es betrachtete; jedoch mit dem Unterschiede, daß Dante, dogmatisch und doctrinär, die erforderliche Grundlage hatte, um eine Epopöe zu schaffen, während Leopardi in dem Umsturz aller Prinzipien, mit so viel Skepsis im Verstande und so viel Glauben im Herzen, uns nur eine Lyrik geben konnte und durfte, den Ausdruck des inneren Zwiespalts, die Klage um den Tod der poetischen Welt, ja der Poesie selbst." *)

*) Daß übrigens Leopardi auch in Deutschland, wie in Frankreich gerechte Beurtheiler gefunden hat, brauche ich wohl kaum zu

Es führt uns dies zu dem Inhalt der neu ans Licht tretenden Gedichte Leopardi's. Es wäre hier der Ort, eine Darstellung dieses Inhalts zu geben, wie ich es bei den ersteren Poesieen des Dichters weiter oben gethan habe. Ich spare mir dies aber für den nächsten Abschnitt auf, wo ich Leopardi im Zusammenhang mit der Richtung seiner Zeit und den gleichzeitigen Erscheinungen in den übrigen europäischen Literaturen schildern werde. Hören wir erst die Fortsetzung und den Schluß seines traurigen Lebens!

Am 1. October 1831 begiebt er sich plötzlich nach Rom, um den Winter daselbst zuzubringen, ohne seine Familie, ohne seine Freunde in Florenz von seinem Plane zu benachrichtigen. Was ihn so plötzlich von dort vertrieb, wird aus einer Stelle des Briefwechsels klar, wo er an seinen Bruder Carl schreibt (Epistolario II. S. 169): „Es ist natürlich, daß Du nicht den Grund meiner Reise nach Rom ahnen kannst, wenn selbst meine Florentiner Freunde, die doch viele Daten haben, die Du nicht hast, sich in die weitgehendsten Vermuthungen verlieren. Ich bitte Dich, erlaß es mir, Dir einen langen

---

erwähnen. Witte und A. v. Reumont, zwei der größten Kenner der italienischen Literatur, wissen ihn zu würdigen. Ebenso Ebert und A. Wolff in ihren Werken über die Literaturgeschichte Italiens. Wenn ich deren Aussprüche hier nicht mittheile, so geschieht dies nur, weil ich fürchte, den Leser zu sehr zu ermüden. Unter den französischen Kritikern ist besonders zu erwähnen: Sainte-Beuve in der Revue des deux mondes, Septemberheft 1844. S. 910.

Roman zu erzählen von vielen Schmerzen, vielen Thränen. Wenn wir uns eines Tages wiedersehen, werde ich vielleicht Kraft haben, Dir alles zu sagen. Für jetzt wisse, daß mein Aufenthalt in Rom mir wie ein herbes Exil vorkommt und daß ich sobald als möglich nach Florenz zurückzukehren denke. Hüte Dich, ich beschwöre Dich, durchblicken zu lassen, daß in meiner Entfernung von Florenz irgend ein Geheimniß verborgen sei. Sprich von der Kälte, von Plänen für mein Glück und dergleichen. Entschuldige mich, wenn ich so lakonisch bin; es fehlt mir der Muth, mehr zu sagen." Der unglückliche Dichter, krank, schwach und äußerlich von der Natur in hohem Grade vernachlässigt, aber begabt mit einem nach Liebe verlangenden Herzen (in einem seiner Briefe sagt er einmal, Epistolario II. S. 95. — „ich bedarf weder der Achtung noch des Ruhmes, noch anderer ähnlicher Dinge, aber ich bedarf der Liebe"), glaubte in der ihm von einer durch Geist und Schönheit hervorragenden Frau in Florenz gewidmeten Theilnahme einen Abglanz seiner eigenen Empfindungen für dieselbe, eine Erwiederung seiner Liebe zu erkennen und fand sich bitter getäuscht (Leopardi non era fatto da amare, sagte mir ein Zeitgenosse und Mitwisser dieses Ereignisses). Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich die erst in der Ausgabe von 1836 veröffentlichten Gedichte: Aspasia und: A se stesso (Nr. XXIX und XXVIII dieser Sammlung) mit diesem für sein Herz niederschmetternden Erlebniß

in Verbindung bringe. Er beschreibt in der Aspasia, wie er sie zuerst gesehen und sagt dann:

— „Damals glänzte
Ein neuer Himmel, eine neue Erde,
Ja, fast ein Strahl von Gott in meine Seele.
So stieß in mein nicht unbewehrtes Herz
Dein Arm mit voller Kraft den Pfeil, den dann ich
Wehklagend trug, bis daß zum zweiten Male
Zu jenem Tag zurückgekehrt die Sonne."

Darauf spricht er von seiner Enttäuschung, indem er sagt, er habe geglaubt, in ihr eine Verkörperung seines Ideals (vgl. Alla sua donna Nr. XVIII dieser Sammlung) zu finden und schließt dann:

„Der Zauber brach und mit ihm brach in Stücke
Mein Joch und fiel zur Erde. Dessen freut sich
Mein Geist. Und seid ihr mir gleich überlästig,
Begrüß' ich doch euch froh, Vernunft und Freiheit,
Nach langer Knechtschaft und nach langem Wahnsinn.
Denn wenn das Leben, frei von Leidenschaft
Und holdem Irrthum, gleicht der Winternacht,
Der sternenleeren, so genügt mir doch,
Als Trost und Rache für mein Erdenloos,
Wenn unbeweglich hier im Grase liegend,
Ich Himmel, Erd' und Meer beschau' und lächle."

In dem Gedichte an sich selbst (Nr. XXVIII) tritt uns ein leidenschaftlicher Ausbruch eines warmen, aber stets getäuschten Herzens entgegen. Er spricht von seinem letzten Irrthum, den er glaubte für unzerstörbar halten zu dürfen, der dennoch schwand und ihm die Welt kalt und leer zurückließ, eine Welt, die keines Seufzers werth

sei. Dann ruft er sich selbst zu, zum letzten Male zu verzweifeln und schließt:

. . . . „Verachte
Dich, die Natur, die Macht, die finstern Webens
Auf unser aller Schaden stets nur dachte,
Und die endlose Nichtigkeit des Lebens!“

Es ist der Aufschrei eines elenden, an Gott, der Welt und an sich selbst verzweifelnden Herzens. Es läßt sich denken, welchen Winter der Unglückliche mit diesem Kummer in der Seele in Rom verbrachte. Seine Gesundheit war so schwach, daß er nur selten das Zimmer verlassen konnte, und ohne St. Peter, das Colosseum, das Forum, die Museen besucht zu haben, reiste er Mitte März 1832 wieder ab. Er kehrte nach Florenz zurück, wo er bis zum Herbst des folgenden Jahres blieb. Die Briefe aus dieser Zeit werden immer sparsamer und kürzer. Seine Augen gestatteten ihm fast gar keine Beschäftigung, und so waren die Mittel, die er in sich trug, um fern von der Heimat sich selbstständig seine Subsistenz zu schaffen, für ihn nichts werth, da er sie nicht gebrauchen konnte. Es beginnt die schlimmste Periode seines Lebens, wo er, reich an Enttäuschungen aller Art, arm an Gesundheit und ohne Mittel, sein bescheidenes Dasein zu fristen, in seinen Briefen in die Heimat nur noch Klagen um den Mangel des täglichen Brotes erschallen läßt. So schmerzlich es ist, wir dürfen auch diese trübeste Seite seines elenden Lebens nicht un-

erörtert lassen. Der Vater, ein Mann von der äußersten „roth-reactionären" Gesinnung, anonymer Verfasser der „famösen" Dialoghetti sulle materie correnti nell'anno 1831 und der Prediche di D. Musoduro, von welchen das erstere für ein Werk des Sohnes Giacomo galt, wogegen dieser sich öffentlich verwahren mußte, wollte oder konnte den Sohn nicht in der Fremde erhalten, und dieser war entschlossen, wie er selbst sagt, nur todt nach Recanati zurückzukehren. So war er, obwohl seine Eltern lebten, dem Vater innerlich entfremdet, verwaist und ohne Heimat. Trotz dieses Zwiespalts mit seinem Vater mußte er sich doch stets zu den unterwürfigsten Bitten herablassen. So schreibt er an diesen (Epistolario II. S. 197): „Ich weiß nicht, ob die Verhältnisse der Familie Ihnen gestatten, mir eine kleine Unterstützung von zwölf Scudi monatlich zu gewähren. Mit zwölf Scudi lebt man auch in Florenz nicht menschlich, und doch ist Florenz die billigste unter den italienischen Städten. Aber ich suche auch nicht menschlich zu leben. Ich werde mir solche Entbehrungen auferlegen, daß ich nach meiner Rechnung mit zwölf Scudi auskomme. Besser wäre der Tod, aber den Tod muß man von Gott erwarten." An einer andern Stelle sagt er: „Ich bin nicht im Stande mich selbst zu erhalten, und da es mir nicht möglich ist zu betteln, so werde ich mich in der unvermeidlichen Nothwendigkeit befinden, Hungers zu sterben." Und: „Wenn auch irgend jemand eben so

aufrichtig und lebhaft den Tod wünscht, wie ich denselben seit langer Zeit wünsche, so ist mir doch Niemand in dieser Hinsicht überlegen. Ich rufe wegen der Wahrheit dieser meiner Worte Gott zum Zeugen an. Er weiß, wie viel heiße Gebete ich an ihn gerichtet habe, um diese Gnade von ihm zu erlangen, und wie bei der geringfügigsten Hoffnung auf eine nahe oder ferne Lebensgefahr mein Herz vor Freude klopft. Wenn der Tod in meiner Hand läge, so würde ich, ich rufe dafür Gott von neuem zum Zeugen an, Ihnen niemals eine solche Rede gehalten haben; denn mir ist das Leben an jedem Orte grauenvoll und entsetzlich." Oefter kehrt auch jetzt die Idee des Selbstmordes wieder, aber er bekennt, daß es ihm an Muth gebreche, Hand an sich selbst zu legen. In welche schwarze Nacht des Trübsinns diese edle Seele versunken, nicht infolge eingebildeter oder überschätzter, sondern höchst reeller Leiden, an denen er selbst doch unschuldig, geht am deutlichsten aus einer kleinen Schrift in Prosa hervor, die zuerst in seinen Operette morali, Firenze 1834 veröffentlicht wurde: „Gespräch zwischen Tristan und einem Freunde." „Im Vertrauen, sagt Tristan zu dem Freunde, ich halte Euch und alle übrigen für glücklich, aber ich, mit Eurer und des Jahrhunderts Erlaubniß, bin höchst unglücklich; ich halte mich dafür, und alle Schriften beider Welten werden mich nicht vom Gegentheil überzeugen. Der Freund antwortet: Ich kenne nicht die Gründe jenes Unglücks, von dem Ihr

ſprecht. Aber ob Jemand individuell glücklich oder unglücklich iſt, kann Niemand als er ſelbſt beurtheilen; und ſein eigenes Urtheil kann nicht irre gehen. Triſtan erwiedert: Höchſt richtig! Außerdem aber ſage ich Euch, daß ich mich meinem Unglücke nicht unterwerfe, mein Haupt nicht vor dem Schickſal beuge, auch mich mit demſelben nicht abfinde, wie die übrigen thun. Ich habe den Muth, nach dem Tode zu verlangen und mehr darnach zu verlangen, als nach jedem andern Dinge, und zwar mit ſolcher Glut und ſolcher Aufrichtigkeit, wie nach meiner feſten Ueberzeugung ſehr wenige in der Welt darnach verlangen. Ich würde nicht ſo zu Euch ſprechen, wenn ich nicht gewiß wäre, daß, ſobald die Stunde kommt, die That meine Worte nicht Lügen ſtrafen wird; denn obwohl ich das Ende meines Lebens noch nicht ſehe, ſo habe ich doch im Innern eine Empfindung, welche mir ſagt, daß die Stunde, von der ich ſpreche, nicht fern iſt. Ich bin zu reif zum Sterben, es ſcheint mir zu ungereimt und zu unglaublich, daß, ſo todt ich geiſtig ſchon bin, ſo abgeſpielt in mir die Fabel des Lebens in jeder Hinſicht ſcheint, ich noch vierzig oder fünfzig Jahre aushalten ſollte, wie mir die Natur es droht. Schon bei dem Gedanken daran überläuft es mich kalt. Wie es uns aber mit allen Uebeln geht, welche, ſo zu ſagen, die Einbildungskraft übertreffen, ſo ſcheint mir dies ein Traum, eine Illuſion, deren Verwirklichung unmöglich iſt. Ja, wenn jemand mir von

einer fernen Zukunft, mir von etwas spricht, das mir zukomme, so kann ich mich des Lächelns nicht erwehren, so fest vertraue ich darauf, daß der Weg, den ich noch zurückzulegen habe, nicht lang sein werde. Und ich kann sagen, dies ist der einzige Gedanke, der mich aufrecht hält. Bücher und Studien, welche ich mich oft verwundere so sehr geliebt zu haben, große Entwürfe, Hoffnung auf Ruhm und Unsterblichkeit — es sind dies Dinge, über die zu lächeln selbst die Zeit vorüber ist. Ueber die Pläne und Hoffnungen dieses Jahrhunderts lache ich nicht; ich wünsche denselben von ganzer Seele den bestmöglichen Erfolg und lobe, bewundre und ehre laut und aufrichtig den guten Willen; dennoch beneide ich nicht die Nachkommen noch diejenigen, welche noch lange zu leben haben. Zu andern Zeiten habe ich die Dummköpfe und die Thoren beneidet und diejenigen, welche eine große Meinung von sich haben, und gern hätte ich mit einem von ihnen getauscht. Heute beneide ich weder die Thoren noch die Weisen, weder die Großen noch die Kleinen, weder die Schwachen noch die Mächtigen. Ich beneide die Todten, und mit ihnen allein möchte ich tauschen. Jedes freundliche Bild, jeder Gedanke an die Zukunft, der mir in meiner Einsamkeit kommt und mit dem ich meine Zeit hinbringe, schließt allein den Tod in sich und kann sich nicht davon trennen. In dieser Sehnsucht stört mich nicht mehr die Erinnerung an die Träume meiner ersten Jugend, noch der Gedanke,

vergebens gelebt zu haben, wie sie es früher thaten. Erlange ich den Tod, so werde ich so ruhig und so zufrieden sterben, als ob ich in der Welt nie etwas anderes gehofft, nie nach etwas anderem verlangt hätte. Dies ist die einzige Wohlthat, welche mich mit dem Schicksal versöhnen kann. Wenn man mir von der einen Seite das Glück und den Ruhm Cäsars oder Alexanders, rein von jedem Flecken, und von der andern Seite die Sicherheit heute noch zu sterben böte, und ich dürfte wählen, so würde ich sagen: ich will heute sterben, und würde keine Zeit verlangen mich zu besinnen."

Wir kommen zu dem letzten Abschnitte dieses trostlosen Daseins, wo der Dichter ein wenig wiederauflebt, wo wenigstens zeitweilig seine körperlichen Leiden sich mindern und erträglich werden, wo er von einem treuen Freunde gepflegt, den Jammer seiner früheren Jahre zu vergessen scheint, und wo ein verklärendes Abendroth sein Leben erhellt, dem dann ohne langen Kampf die ewige Nacht des Todes folgt.

Bis zum Herbst des Jahres 1833 blieb er in Florenz und begab sich dann in langsamen Tagereisen über Rom, wo er einen Monat verweilte, nach Neapel, wo er am 2. Oktober des gedachten Jahres eintraf. Es war dies die letzte Station seiner unruhigen Wanderschaft; bis zu seinem Tode weilte er in dieser Stadt, die letzten vier Jahre seines Lebens. Er hatte offenbar einen Ruhehafen gefunden: die Klagen über seine Leiden sind weniger

laut, als früher, seine Augen hatten sich infolge einer zweckmäßigen Cur bedeutend gebessert, und das beständige Verlangen, den Aufenthalt zu wechseln scheint sich verloren zu haben. Ein junger Neapolitaner, Antonio Ranieri, zehn Jahre jünger als Leopardi, hatte sich in schwärmerischer Begeisterung dem Dichter genähert, ihn zuerst in Pisa aufgesucht, in Florenz bereits mit ihm zusammen gewohnt und ihn endlich veranlaßt, mit ihm nach Neapel zu gehen. Leopardi wohnte auch hier mit Ranieri in demselben Hause, abwechselnd in via Capodimonte, einem höher gelegenen Theile von Neapel, oder in einem Gartenhäuschen, der verheiratheten Schwester Ranieri's gehörig, am Saume des Vesuvs in der Nähe von Portici. Seine gebesserte Gesundheit gestattete ihm umherzugehen und die schöne Natur in diesem Garten Europa's zu genießen. Er wandelte oft nach Mergellina und über den Posilipp, oder am Rande des Meeres hin nach Pozzuoli und Cumae; von Capodimonte stieg er in die Katakomben und vom Fuße des Vesuvs nach Pompeji und Herculanum hinab. Der Reiz der schönen Gegend, die gesunde Luft, der trauliche Umgang mit einigen Bekannten, die häufigen Besuche aller hervorragenden Fremden, besonders aber die Freundschaft Ranieri's und die Pflege der jüngeren Schwester desselben, Paolina, schienen den Fortschritt der Krankheit, an welcher Leopardi seit so vielen Jahren hinsiechte, aufzuhalten. Er gab sich wieder dem Gedanken hin, daß er noch lange zu leben

habe und fieng an zu glauben, daß sein Uebel, wenn auch nicht gehoben, doch beschwichtigt sei.

Zu den Fremden, die um diese Zeit in Neapel lebten und vielfach, ja fast täglich Leopardi sahen, gehörten der später in Halle als Professor verstorbene Philologe H. W. Schulz, der dem Dichter in der Italia, 2. Jahrg. Berlin 1840. S. 237 ein biographisches Denkmal errichtet, auch einige seiner Gedichte (in Prosa und höchst ungenügend, ja fehlerhaft) übersetzt hat, und der Dichter August von Platen.

Der erstere macht über das Verhältniß der beiden Dichter zu einander (a. a. O. S. 262) folgende Mittheilung, die uns Deutsche interessiren muß, und da sie von einem Augenzeugen herrührt, besondern Werth hat: „Zu den genausten Freunden Leopardi's und Ranieri's *) zählte in jener Zeit der Graf August von Platen, den ich eines Tages mit ersterem bekannt machte. Platen hatte bereits die Gesänge Leopardi's mit Bewunderung gelesen, Leopardi hörte dagegen zum ersten Male den Namen des deutschen Dichters. Das erste Zusammentreffen war kalt und höflich, da Platen bei neuen Bekanntschaften in der Regel einsylbig und verlegen war. Bald aber entspann sich ein inniges Freundschaftsverhältniß zwischen diesen ausgezeichneten Männern, und es vergieng kein Tag, ohne daß Platen seinen kranken Freund auf eine Stunde

*) Ranieri besitzt noch eine Anzahl italienischer Briefe von Platen.

heimsuchte. Viele geistige Berührungspunkte vereinten beide Dichter. Beide waren von glühender Begeisterung für das Alterthum durchdrungen, und jeder war ein lebendiger Vermittler klassischen Geistes und klassischer Form bei seinem Volke. Platen beurkundete dies durch hohe Sprachkunst und umfassende Kenntniß, er war mannigfaltiger angeregt, und sein poetischer Kreis war von größerem Umfang. Der Italiener stand dagegen mehr auf antikem Boden, und die Bewunderung der Vorwelt war bei ihm Sache des Gemüths. Werth mußte Leopardi, dessen ganzes Leben ein Klaggedicht auf das gefallene Italien war, ein fremder Dichter sein, in dessen letzteren Werken überall eine entschiedene Vorliebe für das italienische Mittelalter durchblickt. Beide Dichter fühlten sich aus politischen und persönlichen Gründen unglücklich. Die Verhältnisse im Nordosten Europa's umgaben mit Schreckbildern die letzten Tage von Platens Leben. Daneben glaubte er sich von seiner Nation verkannt, und dieses wohl ungerechte Gefühl des persönlich höchst bescheidenen Mannes wurde durch das unklare Bewußtsein verstärkt, daß er zu Größerem berufen war, als er geleistet. Er trat einst mit vollem Bewußtsein aus dem Epos des Befreiungskrieges, und sein poetisches Gefühl brach durch die Umgebungen der Alltagswelt, die bald nach jenen Zeiten den vaterländischen Aufschwung verdrängte, mit bewältigender Satyre hervor. Er stieg von den Alpen in das Land der Schönheit herab, um

eine Welt für das Heldengedicht zu finden, das er in sich trug. Aber der Geist wird hier in dem großen Friedhof der Vorzeit aus einer elegischen Gedankenwelt in die andere getragen, und die lieblichen Bilder der Gegenwart, die über den Gräbern hinscherzen, bieten dem Dichter mannigfaltige Blüten zu idyllischen Gestaltungen; aber der Dichter schlummert ein in der Poesie, die ihn umgibt, weil er sie nicht erzeugen muß, um mit ihr zu leben, und die Kraft und Begeisterung, die den Reichthum von Episoden zum epischen Ganzen verweben muß, kann nur das Vaterland und nur ein Land geben, welches von der Hoffnungspoesie unseres Jahrhunderts angeregt ist. So zerschmolz Platens Heldengedicht vor Italiens Sonne und löste sich in bunte Strahlenbrechungen auf. Der Dichter weihte Italien, dem er halb angehörte, seine herrlichen Oden, Sonette und Idyllen. Leopardi war weniger Weltbürger als Platen, er lebte nur für und in Italien, sein eigenes Unglück war ihm identisch mit dem Gefühl des Verfalls seines Volkes. Wie er an dessen Auferstehung verzweifelte, so suchte er auch keinen Trost für sich, keinen Ruhm, keine Fortdauer seines Namens und seiner Seele nach dem Tode. Beide Dichter hatten ein satyrisches Element, in Platen ist es mehr die Satyre der geistigen Superiorität als des schneidenden Witzes; Leopardi's Satyre gieng aus Mißmuth und dem Gefühl der Nichtigkeit alles Menschlichen hervor."

Platen hatte sich während seines Aufenthaltes in Neapel mehr historischen Studien ergeben. Er fühlte gewiß nicht selbst, daß es mit seiner Productionskraft zu Ende gieng, wie Manche haben behaupten wollen, und wie es nach dem Vorworte zu seinen 1833 veröffentlichten „Geschichten des Königreichs Neapel“ und nach dem aus Leopardi's Gedicht an den Grafen Carlo Pepoli (Nr. XIX dieser Sammlung V. 137 ff.) genommenen Motto: Altri studi men dolci etc., welches er jenen Geschichten vorsetzte, den Anschein gewinnen könnte. In diese Periode seines Lebens fallen noch die Polenlieder und die Hymnen, das Vollendetste, was Platen geschaffen.

Leopardi veranstaltete in dieser Zeit noch eine neue Ausgabe seiner Operette morali (Firenze, Piatti 1834), worin sich das oben schon erwähnte Gespräch zwischen Tristan und einem Freunde findet, dichtete die letzten Canzonen: il tramonto della luna und la ginestra, schrieb noch verschiedene kleinere Prosawerke, il Copernico, dialogo di Plotino e di Porfirio und eine große Anzahl kürzerer Gedanken, scharfsinnige Aeußerungen über Welt und Menschen, alles Werke, die erst in der von Ranieri nach seinem Tode veranstalteten Ausgabe (1845. Firenze, Le Monnier) aus Licht traten. Besonders aber widmete er sich der Vollendung eines satyrisch-politischen Heldengedichtes, Paralipomeni della Batracomiomachia, das ebenfalls erst nach seinem Tode von Ranieri bei Baudry in Paris, 1842 herausgegeben

wurde*). Es ist dies Gedicht in acht Gesängen in den schönsten Ottaverime geschrieben, welche die neuere italienische Literatur aufzuweisen hat. Der Inhalt ist eine Satyre auf die unglückliche Revolution der Neapolitaner vom Jahre 1820, welche mit der Besitznahme des Königreichs durch die Oesterreicher endete, ein Kampf, der unter der Homerischen Fiction eines Krieges der Frösche mit den Mäusen dargestellt wird. Er geißelt in diesem Gedichte das lächerliche Verschwörungswesen der Carbonari und das Strohfeuer ihres Liberalismus. Gegen das Ende richtet er seine Satyre gegen die Gläubigen aller Zeiten in einer Weise, die wir schon aus seinen prosaischen Schriften kennen. Zwischen der Verneinung alles Glaubens und aller Hoffnungen brechen hier und da herrliche Gedanken hervor, voll von der Begeisterung seiner Jugendgedichte für die Freiheit und Größe seines Vaterlandes und voll von Hoffnungen auf eine bessere Zukunft des Menschengeschlechtes. Niemals aber wird sich diese Satyre wegen ihres pessimistischen, Alles verneinenden Radicalismus einer besonderen Anerkennung zu erfreuen haben.

---

*) Außerdem kamen nach Leopardi's Tode noch heraus: Epistolario, raccolto e ordinato da P. Viani. 2 voll. 3. impr. Firenze 1864. Studi filologici, raccolti e ordinati per cura di P. Giordani e P. Pellegrini. 2. ed. Firenze 1853. und Saggio sopra gli errori degli antichi, pubblicato per cura di P. Viani. 6. impress. Firenze 1864.

Wir haben von der Aehnlichkeit Leopardi's und Platens in ihren Studien, Anschauungen und Leistungen gesprochen, aber sie hatten noch eine andere Eigenthümlichkeit mit einander gemein, die dem ersteren manche Noth bereitete, die für den letzteren aber geradezu verderblich werden sollte, indem sie ihn das Leben kostete: die Furcht vor der Cholera. Diese Krankheit, mit der wir jetzt in Europa mehr und mehr familiär geworden, erschien damals vielen ängstlichen Gemüthern als ein entsetzliches Gespenst, der sichere Bote des Todes. Die Krankheit zeigte sich bereits 1835 in Toscana und andern Theilen Italiens, im Jahre 1836 und 1837 wüthete sie in furchtbarer Weise in Neapel. Leopardi zog sich außerhalb der Stadt nach dem Gartenhäuschen am Fuße des Vesuvs zurück, von wo er erst im Februar 1837 nach Capodimonte zurückkehrte. Platen war bekanntlich schon im Jahre 1835 vor der Krankheit aus Neapel nach Sicilien geflohen und bereits im December desselben Jahres in Syracus, ehe die Cholera dort ausbrach, an einem Leiden, das er für Cholera hielt und durch verkehrte Behandlung zu einem tödtlichen machte, gestorben*).

Schulz meldet: „Leopardi wurde durch die Nachricht vom Tode Platens tief erschüttert, und er hätte wohl gern seine übrigen Tage für den Freund hingegeben.“ Er

*) Siehe A. Ranieri, Notizia intorno alla vita ed agli scritti di Augusto Conte di Platen in dessen Opere. Milano 1864. Vol. III. S. 107.

litt schon länger an den Erscheinungen der Wassersucht, offenbar Folge eines organischen Herzübels. Er sah den Feind nicht, der ihn bereits ergriffen hatte und dachte nur an die Cholera, der zu entfliehen er um jeden Preis nach seinem Gartenhäuschen am Vesuv zurückzukehren wünschte. Während der Wagen vor der Thür stand, der ihn dorthin bringen sollte, am Nachmittag des 14. Juni 1837, hauchte er nach kurzem Todeskampfe den letzten Seufzer in den Armen seines treuen Freundes aus. Das Letzte, was er schrieb, war ein Brief an seinen Vater, 18 Tage vor seinem Tode. Er sagt darin: „Wenn ich der Cholera entgehe, und sobald es meine Gesundheit erlaubt, werde ich alles Mögliche thun, um Sie wiederzusehen, in welcher Jahreszeit es sein mag. Denn ich muß mich beeilen, jetzt durch Thatsachen überzeugt von dem, was ich immer vorausgesehen, daß das von Gott meinem Leben gesetzte Ziel nicht fern ist. Meine täglichen und unheilbaren physischen Leiden sind mit der Zeit dahin gekommen, daß sie nicht mehr wachsen können; ich hoffe, daß sie endlich den schwachen Widerstand, welchen mein sterbender Leib ihnen entgegensetzt, besiegen und mich zur ewigen Ruhe führen werden, um die ich jeden Tag flehe, nicht aus Heroismus, sondern im Uebermaß der Leiden, welche ich erdulde. Herzlich danke ich Ihnen und der Mutter für das Geschenk von 10 Scudi, küsse Ihnen beiden die Hände, umarme die Brüder und bitte Sie alle, mich Gott zu empfehlen, damit, nachdem ich Sie wiedergesehen, ein

schöner und rascher Tod meine Leiden beendige, die auf andere Weise nicht besser werden können."

Das letzte, was Leopardi sprach, war: Ci vedo più poco — — apri quella finestra — fammi veder la luce! Aehnlich hatte Göthe im Todeskampfe gesprochen.

Leopardi hatte ein Alter von fast 39 Jahren erreicht, nur einige Wochen weniger als Platen. —

Von der Sanitätspolizei in Neapel war bestimmt worden, daß während der Herrschaft der Cholera alle Leichen ohne Unterschied auf dem Cholerakirchhofe und zwar innerhalb der nächsten 24 Stunden nach dem Tode beerdigt werden sollten. Es blieb Ranieri noch die Aufgabe, der Leiche des Freundes den letzten Dienst zu leisten, dieselbe vor der unvermeidlichen Beerdigung in der gemeinsamen Grube zu bewahren. Die Aufgabe war nicht leicht auf der Höhe einer Choleraepidemie in einer Stadt von einer halben Million Einwohner. Indessen gelang es ihm durch Bestechung der Polizei, dieses Gebot zu umgehen, und die Leiche wurde in der Gruft der Pfarrer der Kirche S. Vitale, welche außerhalb Neapels in dem Vororte Fuorigrotta an dem Wege nach Pozzuoli liegt, beigesetzt. Dort ruht die theuere Hülle in der Nähe der Grabstätten Virgils und Sanazzaro's. In der Vorhalle der Kirche neben dem Eingange ist ihm von Ranieri ein Denkstein gesetzt, welcher die von P. Giordani verfaßte Inschrift trägt:

Al Conte Giacomo Leopardi Recanatese,
Filologo ammirato e fuori d'Italia,
Scrittore di filosofia e di poesie altissimo,
Da paragonare solamente coi Greci,
Che finì di XXXIX anni la vita,
Per continue malattie miserissima.
Fece Antonio Ranieri,
Per VII anni fino all' estrema ora congiunto
All' amico adorato. MDCCCXXXVII.

Auf dem Sockel befindet ſich in Relief der Vogel der Minerva auf einer antiken Lampe ſitzend, umgeben von einem Schlangenringe; in dem Frontiſpice ſieht man einen zwiſchen Lorbeer- und Eichenzweigen ſchwebenden Schmetterling.

Leopardi, als Schriftsteller gewürdigt.

Der Dichter hatte endlich die ersehnte Ruhe gefunden. Der Nachwelt ist die Aufgabe geblieben, ihn zu würdigen und seinen großen Leistungen gerecht zu werden. Diese Aufgabe ist auf verschiedene Weise in Angriff genommen, gewöhnlich vom politisch-religiösen, mehr oder weniger stark ausgesprochenen Parteistandpunkte*). Wenige haben es versucht, den Dichter mit seinem eigenen Maßstabe zu messen und ihn aus dem Standpunkte seiner Zeit zu begreifen. Diejenigen, welche den Maßstab irgend einer Partei anlegten, haben ihn, natürlich aus verschiedenen Gründen, höchst ungnädig behandelt. Leopardi war kein Politiker, überhaupt kein Parteimann. Er war schon früh auf dem Standpunkte der Verzweiflung nicht bloß an seinem Volke, sondern an der ganzen Welt angekommen. Waren ihm deshalb die Bestrebungen der liberalen Partei in Italien fremd, so waren sie ihm doch nicht gleichgültig, und aus seinem Schweigen in den großen Fragen

---

*) Am heftigsten von Padre Solimani, Filosofia di G. Leopardi raccolta e disaminata. Imola 1853.

der Zeit einen Abfall von den Principien, die er in seinen ersten Gedichten so deutlich und so schön ausgesprochen, herleiten wollen, wäre ein großer Irrthum, wie ich dies schon oben glaube gezeigt zu haben. Ebensowenig darf er von irgend einem absoluten religiösen Standpunkte aus beurtheilt werden. Er war ein Philosoph, der an seine eigenen metaphysischen Ideen glaubte, wie andere an das Evangelium, an den Koran oder an Buddha. Dies wird ihm besonders zum Vorwurf gemacht. Wenn Andere dagegen behaupten, er sei diesen Ideen untreu geworden (z. B. Ruth Gesch. u. s. w. B. 1. S. 332), so hat sich diese Behauptung als absichtliche Erfindung der Jesuiten erwiesen, welche sich gern die Bekehrung des großen Mannes zuschreiben möchten (siehe die gründliche Widerlegung aller dieser offenbaren Lügen in Gioberti, V., il Gesuita moderno, Firenze 1848. Vol. I. S. 170 ff. und Ranieri, Supplemento alla notizia u. s. w. in Opere di A. R. Milano 1864. Vol. III. S. 161 ff.).

In der Geschichte der italienischen Literatur wird Leopardi im Gegensatz zu der im Anfang dieses Jahrhunderts, wie in Deutschland so auch in Italien erblühenden s. g. romantischen Schule zu den Klassikern gerechnet, so von Ebert, Ruth und Andern. Schließt er sich in seinen ersten Productionen auch an Alfieri an, so ist er nachher doch ganz andere eigene Bahnen gegangen. Giordani erklärt ihn in der bereits oben angeführten Stelle geradezu für einen Griechen, bestimmt, sich zur Zeit des

Pericles und Anaxagoras zu verkörpern und durch irgend einen Irrthum aufgespart bis zu diesen letzten traurigen Tagen Italiens. Einer solchen Ansicht kann ich jedoch nicht beistimmen. Allerdings hat Leopardi in der Großartigkeit und Einfachheit des Styls, in der Folgerichtigkeit und Klarheit seiner Gedanken, in dem Ungesuchten und Natürlichen seiner Darstellung, in dem richtigen, würdigen Pathos und der plastischen Unverhülltheit seiner Ansichten, namentlich in seinen Prosawerken etwas, was an die Alten mahnt. Sonst aber ist er ein durchaus moderner, in vielen Punkten dem Alterthume entgegenstehender, in seiner Zeit und in seiner eigenen Subjectivität wurzelnder Schriftsteller. Die Feindschaft, die er gegen jede Autorität in Bezug auf überkommene Ansichten an den Tag legt, die Eigenschaft, nur das für wahr zu halten, was er selbst erkannt und in sich selbst erlebt hat, überhaupt der Cultus des Individualismus im Gegensatze zu dem Cultus der Gemeinschaft, des Volkes und Staates, endlich eine Gemüthstiefe, die wir im Alterthume vergeblich suchen, characterisiren ihn als modernen Dichter, als ein Kind seiner Zeit.

Die Zeit, in welche seine Entwickelung und seine Thätigkeit als Schriftsteller fällt, ist die Periode der Restauration, welche, nachdem die Stürme der Revolution ausgetobt hatten und nachdem der Repräsentant derselben niedergeworfen war, den Versuch machte, die Völker auf den alten Standpunkt zurückzuschrauben und im Namen

des Rechts von Gottes Gnaden und des Rechts der Kirche die ärgste Tyrannei an Leib und Seele der Völker übte. Es geschah dies unter der heuchlerischen Firma der heiligen Alliance. Nirgends trat diese Tyrannei furchtbarer zu Tage als in Italien, wo die Priester im Verein mit den Fremden und den bourbonischen und habsburgischen Fürstengeschlechtern, die von ihnen geschaffene s. g. Ordnung mit Kerker, Verbannung, Galgen, Pulver und Blei aufrecht hielten. Geheime Gesellschaften, Verschwörungen, Revolutionen waren die Mittel, welche die Gegenpartei in Bewegung setzte, um diesem Zustande der Dinge ein Ende zu machen.

Die Literatur nahm natürlich an diesen Kämpfen lebhaften Antheil. Die Lehre, die Kunst sei sich selbst Zweck, die zum Goethe'schen Quietismus führen mußte, war längst aufgegeben; die neue Zeit hatte erkannt, daß die Literatur eine Mission habe, diejenige nämlich, bei der Regeneration der Völker mitzuwirken. Wie in Deutschland erhob sich in Italien eine Partei, welche, nachdem die Ideen des 18. Jahrhunderts in der Revolution schienen schmählich Bankerott gemacht zu haben, die Rückkehr zu den Idealen des Mittelalters predigte und eine Versöhnung der Ansprüche der modernen Zeit mit den alten Institutionen in Aussicht stellte, die romantische Schule. In Italien nennt man diese Partei die lombardische Schule, weil sie vorzugsweise in Mailand ihren Sitz hatte. Der Conciliatore, ihr Journal, wollte

schon durch seinen Titel seine Richtung andeuten. Alessandro Manzoni, Tommaso Grossi, Silvio Pellico waren in der schönen Literatur, Cesare Cantu, Cesare Balbo, Carlo Troja, Vincenzo Gioberti in der Geschichte und Politik ihre Hauptvertreter. Ich erwähne diese Bestrebungen schon hier, obgleich sie zum Theil erst nach der Julirevolution zur Wirksamkeit kamen. Die Grundidee derselben war Stärkung des religiösen, speciell des katholischen Bewußtseins, Aussöhnung des Papstthums mit den Ideen der Neuzeit und endlich Einigung oder Föderation und Wiedergeburt Italiens mit einem reformirten Papstthum an der Spitze, eine Idee, die endlich durch die Wahl Mastai Ferretti's zum Papst Verwirklichung finden sollte, um rasch den jämmerlichsten Schiffbruch zu leiden.

Neben dieser Richtung beherrschte eine andere die Gemüther der Restaurationsepoche, eine Richtung, die sich theils nur zeitweilig in Anfällen von Entmuthigung der zwischen Hoffnungen und Täuschungen schwankenden Geister bemächtigte, theils aber, das tiefste Wesen durchdringend, zur Alleinherrschaft im Gemüthe gelangte. Es war dies diejenige Richtung, welche, an einer Besserung der Lage der Dinge verzweifelnd, sich der trostlosesten aller Philosophien, der Philosophie der Verneinung jedes menschlichen Glückes in die Arme warf. Leopardi ist der consequenteste Vertreter dieser Auffassung der Verhältnisse, einer Auffassung, bei welcher er nicht allein steht.

In Deutschland, England, Frankreich, Spanien und den slavischen Ländern finden wir in dieser Periode dieselbe Richtung bei den bedeutendsten Geistesrepräsentanten der damaligen Zeit mehr oder weniger vorherrschend, und ich brauche nur an die Namen Byron, Platen, Lenau, Heine, A. de Musset, Puschkin, Lermontoff, Mickiewicz, A. Schopenhauer zu erinnern, um anzudeuten, daß Leopardi so gut in seiner Zeit stand und dieser seinen Tribut bezahlte, wie irgend ein anderer aus diesem Kreise. Es war die Periode der Herrschaft des „Weltschmerzes."

Es gibt gewiß viele Leser, die bei diesem Worte lächeln, indem sie sich des Uebertriebenen, Forcirten, Affectirten, stellenweise selbst Unwahren dieser Richtung erinnern. Sie denken nicht daran, wie alt der Weltschmerz ist, dem wir im alten Testamente und bei den Hindus, wie bei den alten Griechen begegnen; sie denken nicht daran, daß fast alle großen Geister diese Stimmung durchgemacht haben (ich will nur an Goethe's Werther, Prometheus, Faust erinnern), und daß die Stimmung, die demselben zu Grunde liegt, kaum überwunden ist und wohl noch oft in der Entwickelung des Menschengeschlechts wiederkehren wird, wie sie schon früher oft dagewesen. Was ist es anderes als das, was wir jetzt Weltschmerz nennen, wenn wir in dem, dem König Salomo, dem Repräsentanten des höchsten irdischen Glückes bei den Juden, in den Mund gelegten Buche, welches man indessen wohl

mit Recht in die Zeit der Restauration des Reiches setzt, lesen: „Ich Prediger war König über Israel, zu Jerusalem, und begab mein Herz zu suchen und zu forschen weislich alles, was man unter dem Himmel thut. Solche unselige Mühe hat Gott den Menschenkindern gegeben, daß sie sich darinnen müssen quälen. Ich sahe an alles Thun, das unter der Sonne geschiehet; und siehe, es war alles eitel und Jammer. Ich sprach in meinem Herzen: wohlan, ich will wohlleben und gute Tage haben; aber siehe, das war auch eitel. Da wandte ich mich zu sehen die Weisheit und Klugheit und Thorheit. Da sahe ich, daß die Weisheit die Thorheit übertraf, wie das Licht die Finsterniß, und merkte doch, daß es einem gehet wie dem andern. Da dachte ich in meinem Herzen: weil es denn dem Narren gehet wie mir, warum habe ich denn nach Weisheit gestanden? Da dachte ich in meinem Herzen, daß solches auch eitel sei. Denn man gedenket des Weisen nicht immerdar, ebensowenig als des Narren; und die künftigen Tage vergessen alles; und wie der Weise stirbt, also auch der Narr. Darum verdroß mich zu leben, denn es gefiel mir übel, was unter der Sonne geschiehet, daß es so gar eitel und Mühe ist.“ Und ferner: „Es gehet dem Menschen wie dem Vieh; wie dieses stirbt, so stirbt er auch und haben alle einerlei Odem; und der Mensch hat nichts mehr, denn das Vieh; denn es ist alles eitel. Es fährt alles an einen Ort; es ist alles von Staub gemacht, und wird wieder zu

Staub. Wer weiß, ob der Geist des Menschen aufwärts fahre, und der Odem des Viehes unterwärts unter die Erde fahre?" Und endlich: „Da lobte ich die Todten, die schon gestorben waren, mehr, denn die Lebendigen, die noch das Leben hatten." Gibt es eine verzweifeltere Lebensanschauung, als diejenige, welche der König Salomo predigt? Auch im Hiob und bei den Propheten finden sich ähnliche Ansichten.

Die Inder lehren, daß der Tod am Leben das Beste sei, in der Ertödtung des Selbstbewußtseins werde dem Menschen das Leben erst wieder gegeben und in der Auflösung der Individualität in die Nirvana, die allgemeine Weltseele, liege die Aufgabe des Lebens. Diese Lehre will den Schmerz des Daseins durch den freiwilligen Schmerz erlösen.

Auch bei dem lebensfrohen Volke der Griechen begegnen wir von den ältesten Zeiten her einer großen Anzahl von Aussprüchen, die den Jammer des Menschenlebens, die Sehnsucht nach dem Tode, die Nutzlosigkeit alles Strebens bezeugen. Schön ist die Stelle im Homer (Ilias 17. 443 ff.), wo Zeus den Pferden des Achill, die trauernd über den Tod des Patroklos dastehen, zuruft:

Arme, warum doch schenkten wir euch dem Könige Peleus,
Ihm dem Sterblichen euch, unalternd beid' und unsterblich?
Etwa daß Gram ihr ertrügt mit den unglückseligen Menschen?
Denn nichts Anderes wo ist jammervoller auf Erden,
Als der Mensch, von allem, was Leben haucht und sich reget.

Ausführlich spricht Sokrates bei Plato (Apologia Socratis) über das Leben und sagt, daß der Tod, selbst wenn er uns auf immer das Bewußtsein raubte, ein wundervoller Gewinn sein würde, da ein tiefer, traumloser Schlaf jedem Tage, auch des beglücktesten Lebens vorzuziehen sei. Aus den griechischen Tragikern wäre es leicht, eine ganze Blumenlese solcher Aussprüche zusammenzubringen. Die bekannteste Stelle aus Sophocles habe ich zu dem Gedichte Nr. XXXIII ausführlich mitgetheilt. Von den Lyrikern verweise ich auf Theognis und Posidipp und auf das unter dem Namen des Aesop bekannte Gedicht (W. E. Weber. Die elegischen Dichter der Hellenen. Frankfurt a. M. 1826) und in Rücksicht auf manche hierher gehörige Stelle bei den Alten auf Stobaei Florilegium (Teubnersche Ausgabe, Serm. 120 und sonst in den Abschnitten „Ueber den Tod", „Vergleich des Lebens mit dem Tode" und „Vergleich des Reichthums mit der Armuth"), wo eine große Anzahl derartiger Aussprüche zusammengestellt ist.

Was anderes ist der Inhalt des Hamletschen Monologs: To be, or not to be — als: Der Tod ist besser als das Leben; aber wir wissen nicht, ob der Tod Schlaf ohne Träume ist. Dies ist der einzige Grund, weshalb wir unser Elend ertragen und unserem Leben nicht durch den Selbstmord ein Ende machen.

Bei den neueren Dichtern, abgesehen von der eigentlichen Periode der Weltschmerzdichter, finden wir zahl-

reiche Klagen über die Nutz- und Zwecklosigkeit des Lebens, Auflehnung gegen Gott und das Schicksal, Todessehnsucht und die ganze Reihe von Stimmungen, in denen der Weltschmerz wurzelt von der zahmen Melancholie eines Hölty und Matthisson an bis zur Verzweiflung Werthers, dem Göttertrotze des Prometheus und dem Höllenbunde Faust's. Aber der Schritt von einer vorübergehenden Stimmung Goethe's, die ihre Ausgleichung findet und einer harmonischen Stimmung des Gemüths Platz macht, zu einer bleibenden Verstimmung, die den düstern Hintergrund der ganzen Lebensanschauung, eine ausgearbeitete Philosophie der Verzweiflung bildet, ist riesengroß. Dieser Schritt ward erst in diesem Jahrhundert gethan. Leopardi ist derjenige, in welchem der Weltschmerz in pathetischer Weise zum Ausdruck kommt, der in allen seinen Dichtungen und philosophischen Schriften stets das eine Thema von dem Jammer der menschlichen Existenz, der Zwecklosigkeit des Daseins, dem Siege des Bösen über das Gute und der Süßigkeit des Todes variirt. Das menschliche Leben schildert er folgendermaßen (Nr. XXIII):

Ein Greis, gebückt, die Blöße
Nur halbbedeckend, barfuß,
Die schwachen Schultern drückend schwer beladen,
Rennt hin auf Bergespfaden,
Durch Thäler, über Steine, Sand und Dornen,
Im Sturm, im Sonnenbrande, und wenn vom Froste
Des Eises Rinde dröhnet;

So rennt er, rennt und stöhnet,
Setzt über Ström' und Sümpfe,
Stürzt und erhebt sich wieder, eilet weiter,
Eilt ohne Rast und Ruhe,
Zerrissen, blutend vorwärts, bis er endlich
Den Lebenspfad durchmessen
Und anlangt, wo das Mühen hat ein Ende:
Zum schauervollen Abgrund,
Wo er hinabstürzt, alles zu vergessen.

Nach Leopardi's Auffassung regiert ein blindes Geschick die Menschheit, das Böse siegt öfter, als das Gute, die Natür ist Gesetzen unterworfen, denen sie folgt, ohne sich um das Wohl oder Wehe des Menschen zu kümmern, der nothwendig durch eigene innere Anlage unglücklich wird. Der Zweck der Welt ist undurchdringliches Geheimniß, „alles rings vergehet, einzig gewiß ist, daß der — Schmerz bestehet." So lange der Mensch diese Wahrheit nicht erkannt hat, in der Jugend, so lange ihm sein mächtiger Irrthum noch zur Seite geht, wie Leopardi sich ausdrückt, ist er glücklich, außerdem einzig durch die Liebe. Von ihr sagt er (Nr. XVI):

„Ja, wohl erinnr' ich mich
Der Zeit, da Du zuerst ins Herz mir drangst.
'S war jene schöne Zeit — sie kehrt nicht wieder! —
Wenn sich dem jungen Blick die Schmerzensbühne
Der Welt eröffnet und ihm freundlich lächelt,
Als wär's ein Paradies. Dann klopft dem Jüngling
Von jungfräulicher Hoffnung und von Sehnsucht
Das Herz im Busen, und der Sterbliche,
Der Unglückselge! rüstet sich, als wär's
Zu Spiel und Tanz, zur Arbeit dieses Lebens."

Eine der bezeichnendsten Stellen ist in Nr. XXVI: „Mein einziger Gedanke" (die Liebe):

Wie einsam ist geworden
Mein Herz seit jenen Tagen
Da deine Wohnung du hier aufgeschlagen! u. s. w.

Aber die Liebe schwindet wie die Jugend, das Leben schleicht dahin zwischen Schmerzen und Ekel (Unmuth, Langeweile, fastidio, noia, tedio), so daß nach dem Erwachen aus den Träumen der Jugend der Tod das beste ist.

In der Darstellung des Lebens des Dichters habe ich auf die traurigen Einzelnheiten desselben großes Gewicht gelegt und mich bei denselben zuweilen länger aufgehalten, als es vielleicht dem Leser lieb ist. Meistens habe ich es auch vorgezogen, mit seinen eigenen Worten zu reden, um zu zeigen, wie seine Ansichten aus seinen Schicksalen hervorgegangen sind. Ja, die Poesie, wie die Philosophie Leopardi's ist rein subjectiver Natur, er ist ein Lyriker in beiden, aber ein Lyriker, der nur die eine Stimmung des menschlichen Herzens, die schmerzliche, nicht aber die freudige kennt, aus dem einfachen Grunde, weil sein ganzes Leben nur eine Kette unerträglicher Schmerzen war. Er stellt diesen Grund seiner dichterischen und philosophischen Anschauungen freilich in Abrede, indem er in dem Gedichte „Widerruf" (Nr. XXXII) und ebenso in dem Briefe an L. von Sinner dagegen protestirt, als habe seine Philosophie einen subjectiven

Grund. Er sagt daselbst (Epistolario II. S. 191): „Ich bin durch meine Untersuchungen zu einer verzweifelten Philosophie gelangt und habe nicht gezaudert sie ganz zu umfassen, während von der andern Seite die Menschen infolge ihrer eigenen Feigheit und überzeugt von dem Werth des Lebens, meine philosophischen Ansichten als das Resultat meiner persönlichen Leiden haben darstellen wollen und hartnäckig darauf bestehen, meinen materiellen Verhältnissen das zuzuschreiben, was nur Folge meiner Einsicht ist. Ehe ich sterbe, werde ich gegen diese Erfindung der Schwäche und Gemeinheit Verwahrung einlegen und meine Leser bitten, meine Beobachtungen und Schlüsse zu widerlegen, statt meine Krankheiten anzuschuldigen."

Aber trotz dieses Protestes stehe ich auf Seiten derjenigen, welche der entgegengesetzten Ansicht huldigen. Abgesehen davon, daß Leopardi kein harter und kalter Verstandesmensch war, wie er sich so oft, namentlich in seinen philosophischen Schriften, hinstellt, abgesehen davon, daß nur die Täuschung seines heißen Verlangens nach Glück ihn zur Anklage gegen das Weltschicksal trieb, (vergl. das, was er in seinen Jugendjahren von der Religion sagt — Sopra gli errori popolari degli antichi. Schluß — mit seinen späteren Ansichten), abgesehen endlich von den ausdrücklichen Versicherungen Ranieri's mir gegenüber, daß er beständig und noch in dem letzten Jahre vor seinem Tode in Gesprächen Zweifel an

der Richtigkeit seiner Ansichten durchblicken ließ und die Frage erörterte, wie Geister, gleich Newton und Bacon, neben ihrer wissenschaftlichen Größe so naivgläubigen Gemüthes sein konnten; abgesehen von alle diesem glaube ich fest, daß überhaupt allen metaphysischen Ansichten eine subjective Grundlage im Gemüthe ihrer Bekenner zukommt, hervorgegangen aus der Stimmung des Nervensystems, aus körperlichen Zuständen, Schicksalen und Erfahrungen. Zwischen dem Objectiv-Wahren und dem Subjectiv-Wahren ist ein großer Unterschied, und während es auf dem physischen Gebiete allgemein anerkannte, unbestrittene Lehren gibt, ist die Metaphysik der Tummelplatz der feindlichsten Grundsätze und Behauptungen, so daß infolge der engen Grenzen der menschlichen Erkenntniß alle metaphysischen Lehren nach meiner Ansicht nur eine subjective Wahrheit beanspruchen können. So sehen wir in den verschiedenen Zeitaltern der Entwicklung der Menschheit, beeinflußt von weltgeschichtlichen Ereignissen und von einer gehobenen, zuversichtlichen, expansiven oder aber von einer gedrückten, schmerzlichen Stimmung des Menschengeschlechts im Ganzen und Großen und am lebhaftesten natürlich in den hervorragendsten Geistern desselben, die eine oder andere Richtung vorherrschen.

Es ist gewiß nicht zufällig, daß wir in unserem Jahrhundert zur Zeit der Restauration die gleiche Stimmung und Philosophie bei Byron, Platen, Lenau, Heine,

Leopardi, Puschkin u. s. w., in der Musik dieselbe Richtung bei Beethoven und Schumann antreffen; es wird uns noch weniger Wunder nehmen, daß es so ist, wenn wir erwägen, daß die persönlichen Schicksale aller dieser Repräsentanten des Weltschmerzes eine auffallende Aehnlichkeit darbieten, insofern gewisse Umstände in dem Leben eines jeden der genannten Dichter wiederkehren, nämlich zunächst gewisse körperliche Leiden oder Verbildungen (Leopardi, Byron, Lenau, Heine), ferner ihre Heimatlosigkeit, die ihnen den Boden der Häuslichkeit und Familie, selbst des Vaterlandes unter den Füßen wegzog und ihnen die Gründung eines eigenen Herdes und einer eigenen Familie unmöglich machte oder störte und endlich ihre Beziehungslosigkeit zur Gemeinde, zum Staate und zum Dienste in den unmittelbaren Interessen der Menschheit. Alle mußten das Gefühl der Isolirung, des Verstoßenseins in sich tragen und konnten den Dingen dieser Welt gegenüber nur einen absoluten, ideellen, unpraktischen, zur Speculation drängenden Standpunkt einnehmen. Was ist natürlicher, als daß sie diese Welt, in der kein Platz für sie war, für verwerflich und gänzlich unberechtigt ansahen und den eigenen Schmerz zum allgemeinen Weltschmerz (dolore universale) steigerten, ähnlich wie Faust sagt: „der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!“

Es würde zu weit führen, wenn ich die große Uebereinstimmung in den Werken der genannten Dichter, ihre vorwiegend lyrische Richtung, ihre Unfähigkeit zu Epos

und Drama, die Wahl derselben Stoffe (Faust, Don Juan, Ahasver) und manches sonst hieher Gehöriges im Einzelnen erörtern wollte. Doch kann ich mir nicht versagen, bei dieser Gelegenheit auf Arthur Schopenhauer*) aufmerksam zu machen, als Beweis dafür, daß die gleiche Zeit und ähnliche Schicksale gleiche philosophische Ansichten erzeugen. Auch Schopenhauer fand sich in dieser Welt nicht zu Hause, er lebte lange Zeit in der Fremde, stand zu seiner Mutter und Schwester in einem sehr wenig harmonischen Verhältniß; der Plan, einen Lehrstuhl an einer Universität für sich zu gewinnen, schlug ihm fehl, eine eigene Familie gründete er nicht und während eines dreißigjährigen einsamen Lebens in Frankfurt a. M. errang er sich nur den Namen des „misanthropischen Weisen". Er ist der Philosoph des Weltschmerzes; daß Leopardi ihn nicht gekannt, ohne Frage nicht einmal seinen Namen gehört hat, kann kein Zweifel sein, wohl aber hat Schopenhauer Leopardi's Schriften gründlich studirt, und namentlich in den Paralipomena und Parerga finden sich Stellen, die unverkennbar Paraphrasen von Leopardi sind (z. B. Band 1 S. 386. Bd. 2. S. 248 ff.). Die ganze Schärfe und Trostlosigkeit seiner Weltanschauung tritt aber schon in den ersten Schriften Schopenhauer's hervor (Die Welt als Wille und Vorstellung, zuerst 1818; ich citire nach

*) Vergl. Schopenhauer e Leopardi in de Sanctis Saggi critici. Napoli 1866.

der 3. Aufl. Leipzig 1859), zur Zeit, wo von Leopardi's Poesien nur die beiden Canzonen an Italien und an Dante bekannt waren; ein Beweis, daß ihre Uebereinstimmung eine tiefere Wurzel hat.

In Prosa lautet nun die Philosophie des Weltschmerzes folgendermaßen*): „Alle Befriedigung, oder was man gemeinhin Glück nennt, ist eigentlich und wesentlich immer nur negativ und durchaus nie positiv. Es ist nicht eine ursprünglich und von selbst auf uns kommende Beglückung, sondern muß immer die Befriedigung eines Wunsches sein. Denn Wunsch d. h. Mangel ist die vorhergehende Bedingung jedes Genusses. Mit der Befriedigung hört aber der Wunsch und folglich der Genuß auf. Daher kann die Befriedigung oder Beglückung nie mehr sein, als die Befreiung von einem Schmerz, von einer Noth: denn dahin gehört nicht nur jedes wirkliche, offenbare Leiden, sondern auch jeder Wunsch, dessen Importunität unsere Ruhe stört, ja sogar auch die ertödtende Langeweile, die uns das Dasein zur Last macht.**) — Man kann drei Extreme des Menschenlebens theoretisch annehmen und sie als Elemente des wirklichen Menschenlebens betrachten. Erstlich das gewaltige Wollen, die großen Leidenschaften (Radscha-Guna der Inder). Es tritt hervor in den großen historischen

*) A. Schopenhauer B. 1. S. 376 ff.

**) Vergl. Leopardi, dialogo di T. Tasso e del suo genio familiare.

Characteren; es ist geschildert in Epos und Drama: es kann sich aber auch in der kleinen Sphäre zeigen; denn die Größe der Objecte mißt sich hier nur nach dem Grade, in welchem sie den Willen bewegen, nicht nach ihren äußeren Verhältnissen. Sodann zweitens: das reine Erkennen, das Auffassen der Ideen, bedingt durch die Befreiung der Erkenntniß vom Dienste des Willens: das Leben des Genius (Satwa-Guna). Endlich drittens, die größte Lethargie des Willens und damit der an ihn gebundenen Erkenntniß, leeres Sehnen, lebenerstarrende Langeweile (Tama-Guna). Das Leben des Individuums, weit entfernt in einem dieser Extreme zu verharren, berührt sie nur selten, und ist meistens nur ein schwaches und schwankendes Annähern zu dieser oder jener Seite, ein dürftiges Wollen kleinlicher Objecte, stets wiederkehrend und so der Langeweile entrinnend. Es ist wirklich unglaublich, wie nichtssagend und bedeutungsleer, von außen gesehen, und wie dumpf und besinnungslos, von innen empfunden, das Leben der allermeisten Menschen dahinfließt. Es ist ein mattes Sehnen und Quälen, ein träumerisches Taumeln durch die vier Lebensalter hindurch zum Tode, unter Begleitung einer Reihe trivialer Gedanken. Sie gleichen Uhrwerken, welche aufgezogen werden und gehen, ohne zu wissen warum und jedes Mal, daß ein Mensch gezeugt oder geboren worden, ist die Uhr des Menschenlebens aufs Neue aufgezogen, um jetzt ihr schon zahllose Male abgespieltes Leierstück aber-

mals zu wiederholen, Satz vor Satz und Takt vor Takt, mit unbedeutenden Variationen. — Jedes Individuum, jedes Menschengesicht und dessen Lebenslauf ist nur ein kurzer Traum mehr des unendlichen Naturgeistes, des beharrlichen Willens zum Leben, ist nur ein flüchtiges Gebilde mehr, das er spielend hinzeichnet auf sein unendliches Blatt, Raum und Zeit, und eine gegen diese verschwindend kleine Weile bestehen läßt, dann auslöscht, neuen Platz zu machen. — So sehr nun aber auch große und kleine Plagen jedes Menschenleben füllen und in steter Unruhe und Bewegung erhalten, so vermögen sie doch nicht die Unzulänglichkeit des Lebens zur Erfüllung des Geistes, das Leere und Schaale des Daseins zu verdecken, oder die Langeweile auszuschließen, die immer bereit ist, jede Pause zu füllen, welche die Sorge läßt. Daraus ist es entstanden, daß der menschliche Geist, noch nicht zufrieden mit den Sorgen, Bekümmernissen und Beschäftigungen, die ihm die wirkliche Welt auflegt, sich in der Gestalt von tausend verschiedenen Superstitionen noch eine imaginäre Welt schafft, mit dieser sich dann auf alle Weise zu thun macht und Zeit und Kräfte an ihr verschwendet, sobald die wirkliche ihm die Ruhe gönnen will, für die er gar nicht empfänglich ist. Dämonen, Götter und Heilige schafft sich der Mensch nach seinem eigenen Bilde; diesen müssen dann unabläßig Opfer, Gebete, Tempelverzierungen, Gelübde und deren Lösung, Wallfahrten, Begrüßungen, Schmückung der Bilder u. s. w.

dargebracht werden. — Der Umgang mit ihnen füllt die halbe Zeit des Lebens aus, unterhält beständig die Hoffnung und wird, durch den Reiz der Täuschung, oft interessanter, als mit wirklichen Wesen. Er ist der Ausdruck und das Symptom der doppelten Bedürftigkeit des Menschen, theils nach Hülfe und Beistand und theils nach Beschäftigung und Kurzweil u. s. w."

„Auch a posteriori, fährt Schopenhauer fort, läßt sich der Satz beweisen, daß das Menschenleben keiner wahren Glückseligkeit fähig, sondern wesentlich ein vielgestaltetes Leiden und ein durchweg unseliger Zustand ist. Jeder, welcher aus den ersten Jugendträumen erwacht ist, eigene und fremde Erfahrung beachtet, sich im Leben, in der Geschichte der Vergangenheit und des eigenen Zeitalters, endlich in den Werken der großen Dichter umgesehen hat, wird, wenn nicht irgend ein unauslöschlich eingeprägtes Vorurtheil seine Urtheilskraft lähmt, wohl das Resultat erkennen, daß diese Menschenwelt das Reich des Zufalls und des Irrthums ist, die unbarmherzig darin schalten, im Großen, wie im Kleinen, neben welchen aber noch Thorheit und Bosheit die Geißel schwingen: daher es kommt, daß jedes Bessere nur mühsam sich durchdrängt, das Edle und Weise nur sehr selten zur Erscheinung gelangt und Wirksamkeit oder Gehör findet, aber das Absurde und Verkehrte im Reiche des Denkens, das Platte und Abgeschmackte im Reiche der Kunst, das Böse und Hinterlistige im Reiche der Thaten,

nur durch kurze Unterbrechungen gestört, eigentlich die Herrschaft behaupten; hingegen das Treffliche jeder Art immer nur eine Ausnahme, ein Fall aus Millionen ist, daher auch, wenn es sich in einem dauernden Werke kundgegeben, dieses nachher, nachdem es den Groll seiner Zeitgenossen überlebt hat, isolirt dasteht, aufbewahrt wird gleich einem Meteorstein, aus einer anderen Ordnung der Dinge, als die bisher herrschende ist, entsprungen. Was aber das Leben der Einzelnen betrifft, so ist jede Lebensgeschichte eine Leidensgeschichte. — Wenn man Jedem die entsetzlichen Schmerzen und Qualen, denen sein Leben beständig offen steht, vor die Augen bringen wollte, so würde ihn Grausen ergreifen, und wenn man den verstocktesten Optimisten durch die Krankenhospitäler, Lazarethe und chirurgischen Marterkammern, durch die Gefängnisse, Folterkammern und Sklavenställe, über Schlachtfelder und Gerichtsstätten führen, dann alle die finsteren Behausungen des Elends, wo es sich vor den Blicken kalter Neugier verkriecht, ihm öffnen und zum Schluß ihn in den Hungerturm des Ugolino blicken lassen wollte, so würde auch er zuletzt einsehen, welcher Art dieser meilleur des mondes possibles (Leibnitz) ist. Woher denn anders hat Dante den Stoff zu seiner Hölle genommen, als aus dieser unserer wirklichen Welt? u. s. w."

Er schließt dann: „Uebrigens kann ich hier die Erklärung nicht zurückhalten, daß mir der Optimismus,

wo er nicht etwa das gedankenlose Reden Solcher ist, unter deren glatten Stirnen nichts als Worte herbergen, nicht blos als eine absurde, sondern auch als eine wahrhaft ruchlose Denkungsart erscheint, als ein bitterer Hohn über die namenlosen Leiden der Menschheit.*)

Der Urtheilsspruch der Natur über die von ihr geschaffenen Wesen lautet kurz:

Alles was entsteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht.
Drum besser wär's, daß nichts entstünde.

Byron drückt dasselbe folgendermaßen aus:

Count o'er the joys thine hours have seen,
Count o'er thy days from anguish free,
And know, whatever thou hast been,
'Tis something better not to be.

Leopardi sagt:

Mai non veder la luce
Era, credo, il miglior.

und:

Umana
Prole cara agli eterni! assai felice
Se respirar ti lice
D'alcun dolor; beata
Se te d'ogni dolor morte risana.

Leopardi hat dies Thema vielfach variirt; Schopenhauer sagt über ihn: „Keiner hat diesen Gegenstand so gründlich und erschöpfend behandelt, wie in unsern Tagen

*) Capitel 46, S. 654 des zweiten Bandes und Parerga und Paralipomena B. 1. S. 386 ff. sind nur weitere Ausführungen des Obigen.

Leopardi. Er ist von demselben ganz erfüllt und durchdrungen: überall ist der Spott und Jammer dieser Existenz sein Thema, auf jeder Seite seiner Werke stellt er ihn dar, jedoch in einer solchen Mannigfaltigkeit an Formen und Wendungen, mit solchem Reichthum an Bildern, daß er nie Ueberdruß erweckt, vielmehr durchweg unterhaltend und erregend wirkt" (Band 2. S. 673).

Sind Leopardi und Byron die Vertreter des pathetischen Weltschmerzes, so repräsentirt Lenau eine andere Seite desselben, den pantheistischen Weltschmerz. Man hat Leopardi oft mit Lenau verglichen, dies aber ist der Punkt, wo sich die Richtungen beider trennen. Während der letztere Trost bei der Natur sucht, sie als Theilnehmerin und Vertraute seiner Leiden darstellt, sie mit seinem eigenen Wesen durchgeistigt und sich ihr Verständniß suchend an's Herz wirft, fühlt Leopardi die Natur als ein feindliches, oder wenigstens indifferentes Wesen, das höheren Gesetzen gehorcht und um unsere Freuden und Leiden sich nicht kümmert. In seinen Gedichten tritt dies oft zu Tage, am deutlichsten spricht er es aber in dem „Gespräche zwischen einem Isländer und der Natur" aus. Der Isländer, um den Leiden, welche Natur und Menschen ihm bereiten, zu entfliehen, durchwandert die ganze Welt und gelangt auch in das Innere von Afrika unter den Aequator in eine Gegend, wohin noch kein menschlicher Fuß gedrungen. Hier erblickt er einen Felsen, den er aber, als er näher hinzutritt, als eine

Staatliche Bibliothek Bamberg

Frau von ungeheurer Größe erkennt, die auf der Erde sitzt, den Oberkörper aufrecht, den Rücken und Ellenbogen auf ein Gebirge gestützt, mit einem Antlitz halb schön, halb schrecklich, mit schwarzen Augen und Haaren, ähnlich wie dem Vasco de Gama das Vorgebirge der guten Hoffnung bei der ersten Umschiffung desselben erschienen war (5. Gesang der Lusiade). Er erfährt zu seinem Entsetzen, daß es die Natur selbst ist, die er flieht, weil er in allen Welttheilen nur von ihr zu leiden gehabt hat. Nachdem er ihr sämmtliche Beschwerden, welche die Menschen gegen sie auf dem Herzen haben, auseinander gesetzt hat, spricht die Natur: Glaubst du etwa, die Welt sei um euretwillen gemacht? Wisse, daß in allen meinen Werken, Anordnungen und Operationen ich immer, sehr wenige ausgenommen, etwas ganz anderes im Sinne hatte und habe, als das Glück oder Unglück der Menschen. Wenn ich euch auf irgend eine Weise und mit irgend einem Mittel zu nahe thue, so bemerke ich es nur in den allerseltensten Fällen, wie ich es auch gewöhnlich nicht weiß, wenn ich euch erfreue oder euch wohl thue. Auch thue ich nicht, wie ihr glaubt, dies oder das, um euch zu erfreuen oder zu nützen. Ja, wenn es sich auch ereignete, daß ich euer ganzes Geschlecht vernichtete, ich würde es nicht bemerken. Der Isländer kann dies nicht begreifen und meint, es wäre dies ebenso, wie wenn ihn jemand auf seine Villa einlüde und ihn dann, statt ihn freundlich zu bewirten, mißhandelte. Die Natur antwortet

ihm: Du beweist, daß du nicht daran gedacht hast, daß das Leben des Weltalls ein beständiger Cirkel von Entstehen und Vergehen ist, unter sich in der Weise von einander abhängig, daß das Eine dem Andern und so zur Erhaltung der Welt dient, welche, wenn das Eine oder Andere von beiden aufhörte, ebenfalls untergehen müßte. Deshalb würde es zu ihrem Nachtheil ausfallen, wenn es in ihr irgend etwas gäbe frei von Leiden. Der Isländer erwiedert: So höre ich alle Philosophen reden. Da aber das, was vernichtet wird, leidet, und das, was vernichtet, darum nicht glücklich ist, und bald ebenfalls vernichtet wird, so sage mir, was kein Philosoph zu sagen weiß: wem gefällt oder wem nützt dieses höchst elende Leben des Alls, das nur zum Nachtheil und mit dem Tode aller Dinge, die es zusammensetzen, erhalten werden kann? — Der Verfasser fährt fort: Der Isländer hatte nicht Zeit, die Antwort zu vernehmen; es geht das Gerücht, das zwei ausgehungerte Löwen kamen und ihn verzehrten, womit sie jenen Tag wenigstens ihr Leben fristeten; Andere erzählen, daß ein furchtbarer Wind sich erhoben und den Isländer, während er noch sprach, zur Erde geworfen habe, um dann über ihm ein stolzes Mausoleum von Sand zu errichten; er sei dann, vollkommen ausgetrocknet und in eine schöne Mumie verwandelt, später von Reisenden aufgefunden und in das Museum irgend einer Stadt Europas geschafft worden."

So in herber Dissonanz schließt das Gespräch. Lenau faßt die Natur anders auf; auf jeder Seite seiner Werke würde ein Beleg dafür zu finden sein. Statt aller verweise ich auf das schöne Gedicht: „Die Alpen."

Ihre letzte Phase machte diese Richtung mit Heine durch, die Phase des ironisch sich selbst vernichtenden Weltschmerzes. Heine hatte, wie Platen und Immermann, als Romantiker (in Anschluß an A. W. Schlegel) begonnen, die ergreifenden Volks- und Naturllaute seiner Lieder, das Einzige was unvergänglich in seiner Poesie ist, hat er „des Knaben Wunderhorn" abgelauscht; dann brach er in skandalöser Weise mit der Romantik und ihren Vertretern. Nachdem er den Einfluß der Muse Lord Byron's erfahren, cultivirte er den Weltschmerz, den er aber kokettirend und persiflirend in Frivolität auflöste, um endlich seine eigene ungezogene individuellste Persönlichkeit auf den Thron zu heben.

So vernichtete der Weltschmerz sich selbst. Aber inzwischen war schon eine andere, der wirklichen Welt und ihren Bedürfnissen zugewandte Richtung, die den Fragen der nationalen, freiheitlichen und socialen Entwicklung der Menschheit ernst ins Gesicht schaute, aufgetreten und hatte die weltschmerzliche Verzweiflung wie eine Entwicklungskrankheit abgeschüttelt. Der Weg zur Genesung war für die ganze Zeit derselbe, den schon die großen Geister der früheren Jahrhunderte einzeln durchgemacht hatten; er bewährte sich auch jetzt als der einzige zur Genesung

führende. Wenn Salomo sagt: Darum sahe ich, daß nichts bessers ist, denn daß ein Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit, denn das ist sein Theil; wenn Göthe auf die Frage des Epimetheus: Wie vieles ist denn dein? den Prometheus antworten läßt: Der Kreis, den meine Wirksamkeit erfüllt: Nichts drunter und nichts drüber; wenn Faust am Ende seines Lebens sich praktischer Thätigkeit hingibt und sterbend spricht:

> Das ist der Weisheit letzter Schluß:
> Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
> Der täglich sie erobern muß;

was ist dies anders, als auf der einen Seite die Einsicht von der engen, nicht zu überschreitenden Grenze der menschlichen Erkenntniß und auf der anderen Seite die Einsicht von der Nothwendigkeit, den einmal gesteckten Kreis mit ernster Arbeit auszufüllen. Wenn der Weltschmerz wie ein gefangener Löwe gegen seine Eisengitter tobt, wenn er daran verzweifelnd, das Glück hier auf Erden zu finden, wie ein von seinem eigenen Erbe verstoßener Fremdling, ruhelos oder in dumpfer Lethargie seine Tage verbringt und endlich zu dem Schlusse kommt: „Niemals das Licht zu schaun, wär' wohl das Beste," so löst freilich die neue Richtung die tausend unlösbaren Fragen der Metaphysik nicht, aber, erschöpft von dem nutzlosen Grübeln und systematischen Verzweifeln, macht der Geist der neuen Zeit eine Diversion, indem er sich, den Pessimismus aufgebend, der Idee der unend-

lichen Perfectibilität wieder zuwendet und in rüstigem Streben sich ernstlich bemüht, der Verwirklichung der höchsten Ideale der Menschheit näher zu rücken. Die aufrichtigen, starken Geister zu Anfang dieses Jahrhunderts haben diese Wandlung in sich selbst durchgemacht: Platen, der als Romantiker begonnen, dem der Weltschmerz das Leben und Streben seines Genius hemmte und beengte, schüttelte endlich diese Stimmung ab und gab in seinen politischen Oden und seinen unvergleichlichen Polenliedern den Aspirationen der nationalen und freiheitlichen Geister einen klassischen Ausdruck. Keiner aber hat schöner diesen Kampf bestanden und den Umschwung vom unfruchtbaren Verneinen und Verzweifeln zum thätigen Eingreifen in die Geschicke der Völker durchgemacht als Byron, der Vater jener Richtung, indem er auf den Gefilden von Hellas für die Sache der Freiheit sein Leben opferte. „Mit dem Ende seines Lebens, sagt Gervinus (Geschichte des 19. Jahrhunderts. 8. B. S. 173), fieng sein Geist an umzugehen in der jungen europäischen Literatur, in der sein Tod, eine Wasserscheide der Tendenzen, den Bruch mit der gegenwartflüchtigen Romantik (und, fügen wir hinzu, dem Weltschmerz) entschied, und die neue Aera einleitete, wo die Poesie, den Preis der strengen Kunstleistung in die Schanze schlagend, ihren Ruhm in das unmittelbar reformistische Eingreifen in die Gegenwart setzte."

Spätere Entwickelung der italienischen Literatur bis auf die Gegenwart. Ranieri.

Leopardi hielt seinen Standpunkt fest bis zu seinem Tode. Wie hätte der Unglückliche, der bereits in dem letzten Stadium seines verzweifelten Körper- und Seelenzustandes angekommen war, seine ganze Lebensanschauung aufgeben können! Aber schon seine Zeit und noch mehr die unsere haben ihm unrecht gegeben. Wenn wir oben die älteren Richtungen in zwei Freunden Leopardi's, Giordani und Colletta, dann die romantische Schule kennen lernten, so müssen wir jetzt zum Schluß noch einen flüchtigen Blick auf die unter seinen Augen heranwachsende jüngere Generation werfen, die über ihn hinweg geeilt ist und nicht allein andere, reale Ziele verfolgt, sondern auch bereits einen Theil der errungenen Erfolge eingeerntet hat. Zwar hat Leopardi manche Nachahmer gefunden (Giovanni Marchetti, Maniani della Rovere, Alessandro Poerio, Fabio Nannarelli u. s. w.), aber eine eigene Schule hat er nicht gebildet und konnte er nicht bilden.

Der Weltschmerz ist überwunden; unser Zeitalter fühlt sich frei von dieser Stimmung und Italien selbst sah Männer erstehen, die in Worten und Thaten zu erkennen gaben, daß dem Geiste der Nation durch den ewig negierenden Weltschmerz das Streben nach den höchsten Idealen der Menschheit nicht abhanden gekommen. Es bildete sich eine Richtung, die den Bestrebungen der Romantiker feindlich, wie frei von jeder Anwandlung unfruchtbarer Verzweiflung an der Gegenwart, sich an den Aufgaben der neuen Zeit betheiligte und die Lösung ihrer Fragen zunächst auf socialem und politischem Gebiete anstrebte. Zu diesen Männern der neueren Zeit gehören G. B. Niccolini, Giusti, Guerrazzi und Antonio Ranieri, dessen ich als Freund und Wohlthäter Leopardi's oben flüchtig erwähnt habe. Einestheils ist es eine Pflicht der Dankbarkeit, die mich treibt, den Mann ans Licht zu ziehen, der es verstanden hat, sich in seiner Biographie Leopardi's in übergroßer Bescheidenheit vollkommen im Hintergrunde zu halten und seine Wohlthaten gegen den Dichter, die dem unglücklichen, armen, kranken Heimatlosen das Leben fristeten, in hochherzigster Weise zu verbergen, anderntheils halte ich es gerechtfertigt, auch die Freunde Leopardi's zu characterisiren, wie ich dies oben in Bezug auf Giordani und Colletta bereits gethan habe; endlich wird es mir auf diese Weise möglich, gerade an diesem Manne den Fortgang der italienischen Literatur nach Leopardi's Tode zu zeigen und die herbe

Dissonanz seiner Poesie in einem harmonischen Akkorde zum Schluß zu bringen.

Antonio Ranieri wurde am 8. September 1809 in Neapel von wohlhabenden Eltern geboren und machte auf der dortigen Universität seine ersten Studien. Da er als Student heimlich liberale Schriften hatte drucken lassen, ward ihm von der Regierung Ferdinand I. der Rath ertheilt, außer Landes zu gehen, eine mildere Art der Verbannung. Der Vater schickte den Sohn zunächst nach Rom, dann nach Bologna, um seine Studien fortzusetzen. Dieselben erstreckten sich auf die Geschichte, auf Rechts- und Sprachwissenschaft. Es war die Zeit zwischen 1820 und 1830, wo in Neapel nach dem unglücklichen Ausgange der Revolution von 1820 und 1821 die furchtbarste Reaction wüthete, wo in Rom alle, selbst die besten Einrichtungen der Napoleonischen Zeit gewaltsam beseitigt wurden, wo in Modena Franz IV. mit Hülfe der Jesuiten und seiner Dragoner das Volk im Zaume hielt, das er selbst als Getreidewucherer, Monopolist und gelegentlich auch als Contrebandist ausbeutete, derselbe Franz IV., welcher als Mitglied der geheimen Gesellschaften, erst der Concistoriali und Sanfedisten, dann der Carbonari, gegen die Thronfolge in Sardinien zu seinem eigenen Besten conspirirte, wo in der Lombardei Oesterreich die nationalen Wünsche mit der Einsperrung auf dem Spielberg (S. Pellico) beantwortete, und wo in Piemont Karl Felix nach dem verunglückten

Aufstande von 1821 mit Hülfe der Oesterreicher das absolute Regiment wieder herstellte. Die Metternichsche Politik strebte dahin, Völker und Fürsten des unglücklichen Landes in gleicher Abhängigkeit und Unterwürfigkeit zu halten (Laibach, Verona). Nur in Toscana wehte ein milderer Geist; die Minister Fossombroni und Neri-Corsini bemühten sich, das Land nach den Grundsätzen des aufgeklärten Absolutismus zu regieren und wollten den fremden Mächten die Unabhängigkeit eines selbstständigen und besseren Regiments zeigen, als sonst auf der ganzen Halbinsel zu finden war. Eine gewisse religiöse und politische Toleranz gestattete den Flüchtlingen einen Aufenthalt in Florenz, wo alle die zusammenkamen, welche in den übrigen Ländern und Ländchen Italiens dem Galgen und den Kerkern entkommen waren. Männer wie Colletta, Gabriele Pepe, Giuseppe Poerio, N. Tommaseo, Montani, P. Giordani, Borelli, Troja lebten hier unangefochten ihren Studien und Plänen. Auch A. Ranieri, gegen diese erprobten Märtyrer der Freiheit und Apostel einer besseren Zeit noch ein Kind an Alter und Erfahrung, hielt sich hier auf, dem Studium, namentlich der italienischen Sprache, und dem Umgange der genannten Männer hingegeben. Von hier ging er nach Frankreich und studirte in Paris Geschichte und Philosophie; Guizot, Cousin, Constant, Villemain, Thiers waren diejenigen, auf welche das Volk im Kampfe mit seiner Dynastie hoffnungsvoll blickte. Die genannten Männer, wie auch

de Tracy, Lamennais, Lafayette gehörten zu denen, die den jungen strebsamen Fremden in ihren Kreis zogen. Er erlebte in Paris die Julirevolution und ward selbst im Straßenkampfe verwundet. Von dort gieng er nach England und Deutschland und hielt sich in Göttingen und namentlich länger in Berlin auf, um Philosophie der Geschichte zu studiren. Dann kehrte er nach Italien zurück und ließ sich, nachdem die Neapolitanische Regierung das förmliche Exil über ihn verhängt hatte, wieder in Florenz nieder. Schon vor seiner Reise nach Paris hatte er Leopardi, wenn ich nicht irre, im Jahre 1828 in Pisa aufgesucht, war mit ihm auch während seiner Abwesenheit von Italien in brieflichem Verkehr geblieben; nach seiner Rückkehr nach Florenz wohnte er dort mit ihm zusammen und widmete sich ihm mit einer Freundschaft, die einer Abnegation der ganzen übrigen Welt gegenüber gleichkam, mit einer Freundschaft, welcher nur die Jugend fähig ist. Leopardi hatte damals seine letzten Mittel — das Honorar für die Ausgabe seiner Gedichte von 1831 — erschöpft, Colletta fing an, kühler zu werden, in seine Heimat hatte er sich fest vorgenommen, nicht lebend zurückzukehren, und sein Zustand war der Art, daß er in erster Linie eines Pflegers und Krankenwärters bedurfte. Ranieri unterzog sich diesem Dienste mit einer wahren Aufopferung und führte seinen Patienten, nachdem er selbst die Erlaubniß erhalten hatte, nach Neapel zurückzukehren, mit sich in seine Heimat,

wo er seine zärtlich geliebte Mutter, die während seines Exils gestorben war, nicht mehr vorfand, wohl aber einen Vater, der ihn wegen seiner politischen und religiösen Richtung als einen verlorenen Sohn betrachtete, und auch der nächsten Aufgabe, die er sich gestellt hatte, den unglücklichen Dichter zu pflegen, nicht mit freundlichen Augen zuschaute. Doch gestattete er, daß die Schwester Paolina, damals kaum 14 oder 15 Jahr alt, sich an der Aufgabe des Bruders betheiligte. Wie die beiden, in treuer Geschwisterliebe verbunden, dem armen, in Jahre langer Agonie hinsiechenden, launenhaften, reizbaren Kranken Zeit, Kräfte, Geld, all' ihr Sinnen und Denken, ihre Tage und Nächte bis zu seinem, in ihren Armen erfolgten Tode widmeten, ist über alles Lob erhaben und offenbart auf der andern Seite, wie auch Leopardi nicht die kalte Natur war, wie er uns in seinen philosophischen Schriften oft entgegentritt, sondern jene weiche, gemüthstiefe Seele, die aus seinen Poesien zu uns spricht. Wie hätte er sonst so aufrichtig ergebene Herzen gefunden! Er hatte sein ganzes Leben um Liebe geseufzt, aber die Liebe ist noch egoistisch; so hatte er denn am Ende seiner Tage die Liebe ohne Egoismus, die Freundschaft, gefunden.

Zwei Jahre nach dem Tode Leopardi's trat Ranieri mit einer Schrift hervor, die er dem Andenken desselben, „seinem unsterblichen Lehrmeister", widmete, Ginevra o l'orfana della Nunziata. Capolago 1839. Es ist

dies ein socialer Roman, der die Geschichte eines Findelkindes behandelt, welches seine ersten Lebensjahre in dem Ospizio della Nunziata, dem Findelhause Neapels, zubringt, dann in die Kostpflege zu anderen Leuten kommt, dann auf wunderbare Weise zum zweiten Male in das Hospiz zurückkehrt, dort durch die Fehler einer schändlichen, gewissenlosen Verwaltung, infolge der abscheulichsten Einrichtungen der Anstalt und des Aussaugungssystems ihrer Angestellten körperlich und moralisch das Unerhörteste zu leiden hat, dann eine Beschützerin in der Schwester Gertrud, einer französischen Nonne, findet, bis sie diese durch den Tod verliert, darauf, allmählich herangewachsen, unschuldiger Weise zu einer Correctionshaft in dem Albergo de' Poveri, vom Volke Serraglio genannt, dem großartigen, aber ebenso schändlich verwalteten Armenhause Neapels, verurtheilt wird, von wo sie unter falschen Vorspiegelungen durch einen Geistlichen Don Serafino entführt und geschändet wird. Der Geistliche wird freigesprochen, die Unglückliche wird in das Ospizio della Nunziata, aber in die Abtheilung für die gefallenen Mädchen zurückgeführt, von wo es ihr gelingt, mit Hülfe eines jungen Malers, der in der Anstalt ein Bild copirt, zu entfliehen. Sie kommt mit demselben nach Rom, wo er aber sein Versprechen, sie zu heirathen, bald vergißt, und nachdem er ihrer überdrüssig geworden, sogar versucht, sie in dem Tiber zu ertränken. Sie entkommt glücklich dem Tode, der schändliche

Verbrecher entflieht, die arme Verlassene findet ein Unterkommen bei ihrer Magd, dann in einer Höhle im Walde in der einsamen Campagna bei einer Einsiedlerin, die, nicht minder unglücklich als sie, sich hierher vor den Menschen geflüchtet hat. Hier lebt sie drei Jahre, dann wird sie von Gendarmen ergriffen und — als obdachlose Vagabondin nach Neapel zurückgeführt, um im Convento San Gennaro dei Poveri neben den Katakomben einen frühen Tod zu finden.

Das Buch ist mit großer Wärme geschrieben, gibt die Schilderung der Zustände der erwähnten Anstalten und läßt einen tiefen Blick in das Leben der untersten Volksschichten, vor allem aber auf die schmachvolle Verwaltung, das Pfaffenregiment und die bourbonische Regierung thun, welche die großartigen Mittel der Armenpflege vergeudeten, die unglücklichen Kinder der fraglichen Anstalt an Leib und Seele zu Grunde richteten und ein Geschlecht groß zogen, wie es noch jetzt der Fluch der schönsten Stadt Italiens ist. Der Verfasser schrieb sein Buch nicht aus Haß, sondern aus Liebe zu seinen Mitbrüdern, wie er in der Widmung sagt; die Studien, die er auf dem Gebiete der Armenpflege in England gemacht hatte, Studien, die er nach seiner Rückkehr nach Neapel an Ort und Stelle fortsetzte, befähigten ihn, die faulen Flecken in den heimatlichen Zuständen zu erkennen und seine Schilderungen mit solchen Localfarben auszustatten, daß dieselben den Eindruck von portraitartiger Wahrheit

machen. Wie treffend seine Darstellungen waren, geht daraus hervor, daß man den Verfasser nach dem Erscheinen des Buches sofort ins Gefängniß warf und daß namentlich die Geistlichkeit ihre Stimme zu einem wahren: Kreuziget ihn, kreuziget ihn! erhob. Der Polizeiminister Delcarretto und der Minister des Innern Santangelo nahmen jeder den Gefangenen für sich in Anspruch; der letztere hatte seinen Bruder zu rächen, der an der Spitze der Verwaltung des Findelhauses stand, und verlangte wenigstens das Exil als Strafe für den Verfasser, während der erstere denselben ins Irrenhaus sperren lassen wollte. Ferdinand II., der neue Enthüllungen auf diese Weise fürchten mochte, gab dem Gefangenen nach 45tägiger Einsperrung die Freiheit. Die Geistlichkeit predigte von Scheiterhaufen, als sie aber direct nichts erreichen konnte, ließ sie wenigstens in allen Buchhandlungen die Exemplare der Schrift aufkaufen und vernichten, so daß die erste Ausgabe derselben ein höchst seltenes Buch geworden ist. Nachdrucke folgten in Masse, das Buch wurde verschlungen und hatte, was den Verfasser am meisten erheben mußte, einen guten Erfolg auf die Verwaltung der fraglichen Anstalt. In der Vorrede zu der Ausgabe der gesammelten Werke (Turin und Mailand 1862) erzählt derselbe: „Als ich eines Tages (ich glaube es war im Jahre 1858) nachdenklich durch die Via della Nunziata gieng und an ganz etwas anderes als an die theuren Schatten meiner Jugend dachte (unter

welchen die Ginevra zu den theuersten gehörte), rief mich der vortreffliche Architect Ritter Fazzini an, welcher unter der Vorhalle des Hospiciums stand, das man im Begriff war zu restauriren. Er hielt ein Buch in der Hand, und es schien mir, als ob ein geliebter Schatten zurückkehrte mich zu grüßen von dort, von wo man nie mehr zurückkehrt. Er forderte mich auf hineinzutreten und nachzusehen, ob alles nach der Absicht des einst verfolgten Buches ausgeführt sei." — Später beabsichtigte man, den Verfasser an die Spitze der Verwaltung der Anstalt zu stellen, aber andere Pflichten gegen das Vaterland hinderten ihn, die ehrenvolle Stellung anzunehmen.

Oben schon habe ich das Buch als einen socialen Roman bezeichnet. Es ist um so wichtiger, dies hervorzuheben, als es der erste Roman dieser Gattung in der heutigen Literatur ist, einer Gattung, von der man irrthümlicher Weise gewöhnlich annimmt, daß die Vaterschaft derselben Eugene Sue gebühre, während der Ruhm, dieses Gebiet entdeckt zu haben, unbestritten dem im Auslande wenig bekannten Italiener gehört (die Mystères de Paris erschienen erst 1842).

Der Anbau des socialen Romans unterscheidet die neue Zeit von der Periode der Romantik, in welcher der historische Roman die unbestrittene Alleinherrschaft behauptete. In Italien wie in Deutschland gab die Bekanntschaft mit W. Scott die Anregung zu dieser Richtung. Die Uebersetzungen des Schotten durch P. Borsieri, durch

Barbieri und Ferrario entstanden von 1820 an und giengen den Promessi sposi von Manzoni (1825) voraus. Diese hatten einen großen Erfolg und einen bestimmenden Einfluß für eine Reihe von Jahren. G. Rossini behandelte in seiner Monaca di Monza (1829) eine Episode aus den Verlobten Manzoni's, Falconetti, Varese, Bazzoni, Defendente Sacchi u. A. bebauten dasselbe Gebiet. Auch T. Grossi, der, ganz wie Scott, mit poetischen, das Mittelalter verherrlichenden Epopöen (la Fuggitiva, i Lombardi alla prima crociata, Ildegonda, Ulrico e Lida) begonnen, gieng zum Prosa-Epos, dem historischen Roman (Marco Visconti 1835) über. M. d'Azeglio, der Schwiegersohn Manzoni's (Ettore Fieramosca und Niccolò de' Lapi) und Cesare Cantù (Margherita Pusterla gehören ebenfalls hierher.

Während der historische Roman in die Vergangenheit zurückgreift und seine Helden aus den Abschnitten der Geschichte nimmt, in welchen wir Typen überwundener Ideale und Trägern uns fremd gewordener Kämpfe begegnen, wählt der sociale Roman seine Gestalten und Scenen aus der Gegenwart und stellt die Freuden und mehr noch die Leiden unserer Zeit dar, immer mit der unverkennbaren Absicht, einen besseren Zustand des Volkes in moralischer, politischer und ökonomischer Hinsicht zu begründen. Von der Vorstellung ausgehend, daß der Staat die Verwirklichung der sittlichen Idee sein solle, muß der sociale Roman den Widerspruch zwischen dieser Idee und

der Wirklichkeit aufdecken und die Kämpfe und Leiden für dieses Ziel schildern. Ist der historische Roman vorwiegend aristokratischer Natur, so ist der sociale Roman vorwiegend demokratisch; zieht der erstere die blassen Schatten des mittelalterlichen Feudalwesens, die Kämpfe um fürstliche und kirchliche Gewalt, die höheren Gesellschaftskreise vergangener Jahrhunderte ans Licht, so greift der sociale Roman seine Figuren aus der unmittelbaren Gegenwart heraus und stellt die Kämpfe und Leiden jener Unglücklichen dar, die ohne die Wohlthaten, welche die Bildung den höheren, wohlhabenden Ständen gewährt, ein elendes Leben führen und, wenn sie den Kampf für eine Verbesserung ihrer Lage unternehmen, gewöhnlich dem Untergange geweiht sind. Daß diese Richtung dem Staate der Bourbonen und der Priesterherrschaft als ein feindliches Ungeheuer erscheinen mußte, läßt sich denken, und so gehörten die Schriftsteller dieser Richtung zu den Proscribirten aller italienischen Regierungen.

Betrachten wir die Ginevra vom ästhetischen Standpunkte, so ist zunächst hervorzuheben, daß sie in Bezug auf Reinheit der Sprache, Einfachheit des Styles und Durchsichtigkeit und Klarheit der Conception zu dem Besten gehört, was die moderne Prosa Italiens aufzuweisen hat. Sie ist des großen Meisters Leopardi vollkommen würdig. Dagegen verletzt die Schilderung der raffinirten Scheußlichkeit fast aller in dem Buche auftretenden Personen, die sich die arme Ginevra scheinen als Opferlamm für jede Art von

Brutalität auserkoren zu haben, unser Gefühl, und die Achtung vor dem Character des Verfassers hindert mich nicht es auszusprechen, daß der Haß gegen die Pfaffen und Bourbonen, die ihm selbst so viele Leiden gebracht, ihn den Unterschied zwischen der Poesie und der nackten Wahrheit, wie wir sie etwa in den Acten eines Criminal-gerichtshofes finden, hat oft übersehen lassen. Aber auf die Ginevra paßte, wie auf die ganze Richtung, der Ausspruch Gervinus, den ich oben schon angeführt habe: „Die Poesie, den Preis der strengen Kunstleistung in die Schanze schlagend, setzt von nun an ihren Ruhm in das unmittelbar reformistische Eingreifen in die Gegenwart."

Diese Bemerkung zeigt uns auch den Unterschied, der zwischen dieser Richtung und derjenigen der Vertreter des Weltschmerzes obwaltet. So freudig Ranieri dem Führer derselben in persönlicher Hingebung alles geopfert hatte, so beweist er doch schon in diesem seinen Erstlingswerke, daß er den Grundsätzen des Freundes sich nicht ange-schlossen hatte, sondern daß er der Idee der Perfectibilität unserer Zustände huldigte. Hatte Leopardi geklagt, die Tugend sei ein leeres Wort, ein Hirngespinst, so läßt Ranieri in offenbarer Beziehung auf diese Worte seine Ginevra zu ihrem Beichtvater sprechen: „Nach dem-jenigen, was ich Euch von meinen Schicksalen erzählt habe, nach demjenigen, was mir noch übrig bleibt Euch zu erzählen, werdet Ihr nicht annehmen, daß ich zu sehr an die Tugend glaube. Und doch verehre ich sie, bete

ich sie an und halte sie nicht für ein leeres Wort, sondern für etwas Reelles und wirklich Existirendes." Wenn Leopardi das Schicksal, die Natur als gleichgültig gegen unsere Leiden, das Unglück des Menschen als eine durch seine ganze Organisation bedingte innere Nothwendigkeit und alle Staatseinrichtungen als unfähig betrachtet, diese Lage der Dinge zu ändern, so macht Ranieri den Menschen selbst für sein Schicksal und das seiner Mitmenschen verantwortlich, indem er sagt: „Die Erde reicht hin, weit mehr Menschen zu ernähren als die 600 Millionen, die jetzt auf ihr wandeln. Aber wenn es je möglich wäre, daß ein Einziger sich in Wahrheit derselben ganz und gar bemächtigte, so würde dieser Eine allein leben und die 600 Millionen würden sämmtlich Hungers sterben. Auch nicht ein Einziger brauchte auf der Erde zu sein, der in Wahrheit unglücklich wäre, der in Wahrheit der zum Leben nothwendigen Dinge entbehrte. Aber gesetzt, daß dies nicht möglich ist, so würde doch die menschliche Gesellschaft genügen, weit mehr Unglücklichen zu Hülfe zu kommen, als es Unglückliche gibt, welche der Hülfe bedürfen. Wenn sich aber Niemand zum wirksamen Dolmetscher der Noth dieser Unglücklichen macht, oder wenn das, was die Gesellschaft gibt, um jene zu unterstützen, für andere Dinge aufgewendet wird, so ist dies nicht die Schuld weder der Vorsehung, noch des Zufalls, noch des Schicksals, noch der Natur oder wie man sonst das Geheimniß der Dinge nennen will,

sondern lediglich der Menschen selbst.“ — Wenn der Weltschmerz skeptisch und misanthropisch war, so führte die neue Bahn, welche die Literatur einschlug, zu Gott zurück. Ginevra erzählt, wie sie sich in jener Höhle im Walde der einsamen Campagna, nachdem sie alle Schmerzen dieser Welt gekostet, nach dem Vorbilde der dort schon seit vielen Jahren hausenden Einsiedlerin zu Gott gewandt und dem himmlischen Bräutigam für immer zu eigen gegeben. Sie sagt: „Ihm konnte ich nicht mehr die Blume der Jungfräulichkeit darbringen, aber ich weihte ihm mein rein gebliebenes Herz; nicht auf dem Altare von St. Peter oder Sta. Maria Maggiore, sondern auf einem großen Steine jener Höhle; und der, welcher nicht Rom, sondern Judäa durch seine Geburt begnadete, verschmähte vielleicht eben darum mein Opfer nicht. O, wie süß waren die Kräuter und das Brod, welches wir aßen, gewürzt mit jener andern himmlischen Speise, von der wir Tag und Nacht uns nährten! Wie war alles in jener Grotte Liebe und Freude! Selbst die wilden Thiere, die wohl wußten, daß wir ihres armen Fleisches nicht bedurften, um uns zu ernähren, kamen als stille und liebreiche Freunde, uns zu besuchen und zu lecken und erläuterten mir in lebhafter Weise einen großen Theil der Wunder, welche in den Lebensgeschichten der Heiligen erzählt werden. — Die Tage, welche ich in jener Höhle verbrachte, waren wie ein Abbild jenes Zieles, zu welchem früher oder später das menschliche Leben hineilt. Der

Mensch, den der Tod nicht mitten in seiner Bahn hinstreckt, kommt früher oder später dahin, daß er mit den übrigen Menschen nichts mehr zu schaffen hat und daß er ihnen eben so fremd wird, wie sie ihm. Und dann, welch' ein geringeres Unglück ist es, die Menge und das Jahrhundert zu fliehen und sich in die Einsamkeit zurückzuziehen! Sich zurückzuziehen in die Einsamkeit, um nicht ganz einsam zu sein; denn wenn dort die Menschen nicht mehr zu Dir sprechen, welche sonst schon nicht mehr mit Dir sprachen, so spricht Gott statt dessen zu Dir mit der Stimme des Windes, und Alles, was Dich umgibt, ist Gott. — In jener Höhle lebte ich drei Jahre, ohne jemals mehr als nur wenige Schritte aus ihr herauszugehen. Ich begreife nicht, warum die Menschen, wenn sie sich das Paradies vorstellten, sich eine große Versammlung dachten statt der Einsamkeit. Die Adler und die Rosen des ewigen Lichtes und alle ewigen Sphären stillten nicht die Sehnsucht Dante's*), die nur auf die strahlende Liebe gerichtet war, welche die Sonne und die anderen Sterne erleuchtet und bewegt. Auf jenen Strahl, auf jene Liebe richtete auch ich aus dem Grunde unserer Höhle meine Gedanken und vergessend, daß ich noch auf der Erde weilte, kostete ich im Voraus die Seligkeit des Paradieses."

Führt somit diese neue Richtung der Literatur zu

---

*) Paradies 18,107 ff. und 30,117.

Gott und zur Religion zurück, so bemerken wir doch sofort, daß es nicht die kirchliche Auffassung derselben, am wenigsten die katholische, sondern eine rein theistische ist. Wir kommen damit zu dem wesentlichen Unterscheidungsmerkmale der Richtungen und Parteien Italiens, nämlich zu der Stellung, die sie der kirchlichen Frage, dort also dem Papstthum gegenüber, einnehmen. Suchte die romantische Schule eine Rückkehr zu den alten Zuständen oder strebte sie höchstens ein reformirtes Papstthum an, so stellte sich die neue Richtung in die offenste Opposition zu demselben und, getreu ihren Anforderungen an die Literatur, daß sie sich unmittelbar und practisch an der Lösung der Fragen, welche die Gegenwart bewegen, betheiligen, daß sie nicht Phantasiegebilde schaffen, sondern die Wirklichkeit ihren Idealen entsprechend umgestalten solle, bekämpfte sie in erster Linie das Papstthum als die Quelle des geistigen und materiellen Elends des Vaterlandes. Ranieri, der sich mit Vorliebe den historischen Studien ergeben hatte, publicirte im Jahre 1841, und zwar in Brüssel, die Frucht dieser Studien, die Geschichte Italiens vom 5. bis zum 9. Jahrhundert, von Theodosius bis zu Carl dem Großen. Diese Geschichte umfaßt den Zeitraum der Völkerwanderung, jene dunkelsten Jahrhunderte der Geschichte im Allgemeinen, und der Geschichte Italiens im Besondern; sie umfaßt das Geheimniß der Entstehung der Theokratie, welche mit dem Untergange der alten asiatischen Reiche erloschen zu

sein schien, und der Umgestaltung der antiken in die modernen Verhältnisse. Der Verfasser sagt in dem Vorworte zu dieser Geschichte: „Wenn ich die versteckten und verruchten Mittel, deren der Bischof von Rom sich bediente, um sich zum weltlichen Herrn dieser Stadt zu machen, in das rechte Licht, das Licht der Wahrheit, stelle; wenn ich das Dunkel zertheile, womit die unglaubliche Unwissenheit jener Zeiten und die sparsamen Documente, welche auf uns gekommen sind, jene höllischen Anschläge bedeckt haben; wenn ich zeige, daß die Religion, statt einen Vortheil daraus zu ziehen, dadurch nur eine Einbuße erlitt; ferner, daß dies und nichts anderes die Ursache der Zerstückelung Italiens während der folgenden elf Jahrhunderte war, daß dies und nichts anderes die Ursache der Ueberschwemmung Italiens durch die Fremdlinge war, welche elf Jahrhunderte hindurch kamen, um es zu berauben, zu verwüsten und zur Sklavin zu machen, daß dies der Stein war, der, zwischen die Ränder seiner tödtlichen Wunde gelegt, deren Heilung verhinderte; wenn ich vermittelst der Geschichte zeige, wie ein so teuflischer Anschlag angelegt und ausgeführt wurde — dann werde ich innerhalb der engen Grenzen meiner Kräfte eine an und für sich unermeßliche Arbeit vollendet haben; ich werde sie vollendet haben ohne Fabeln, ohne romantische Ausschmückungen, ohne Uebertreibungen, ohne Zank und Streit, ja selbst ohne große Anstrengung von Logik oder Dialektik, sondern einfach an dem Faden der That-

sachen, mit der hellen Fackel der Geschichte, ohne Haß und Gunst, ohne daß zu der letzten Folgerung mich etwas anderes führte, als die Feder selbst und ohne daß diese von etwas anderm geführt würde, als von der Gewalt der Ereignisse und Thatsachen." — Es würde zu weit führen, wenn ich zeigen wollte, wie der Verfasser diese Aufgabe in jenem Werke gelöst hat. Er schließt mit einer Schilderung Carls des Großen und seines Zeitalters und sagt dann: „Die letzten Früchte dieses Zeitalters, welches wir im Vergleich zu dem Alterthum und zur Gegenwart das Mittelalter nennen, waren in Italien das 14. und 16. Jahrhundert, in Frankreich, England und Deutschland das 17. Jetzt scheint es, daß der wunderbare Umschwung des 18. und des gegenwärtigen 19. Jahrhunderts den Anfang zu einem dritten Zeitalter bilden, dessen Folgen, nur unseren Nachkommen erkennbar, das alte Problem lösen werden, ob das menschliche Geschlecht dazu geboren sei, sich ewig im Kreise zu drehen zwischen denselben Irrthümern und denselben Schmerzen, oder ob das unbezwingliche Verlangen, das jeder Mensch von der Wiege bis zum Grabe in sich trägt, das Verlangen nach einer Glückseligkeit, welche bisher auf Erden nicht zu finden war, keine Illusion sei, sondern die Zusage einer Verwirklichung, die ihm werden wird nach einer langen Reihe von Jahrhunderten und von Unglück." Daß der Verfasser der letztern Ansicht huldigt, geht aus seinen Schriften und seinem ganzen Leben, das er fast

von Kindheit an, kann man sagen, dem Zwecke der Wiedergeburt seines Vaterlandes geweiht hat, hervor. Deutlich spricht er dies in dem Vorworte zu der fraglichen Geschichte aus, wo er an einer Stelle sagt: „In meinen Gedanken und in der Vorstellung, die ich mir von mir selbst mache, der letzte der Italiener an Genie, jedoch keinem nachstehend in der glühenden, unaussprechlichen Liebe, die ich von Geburt an für diese heilige Niobe der Nationen, für diese große Mutter Italien hegte, der ich mein ganzes Leben und Leiden zum Opfer gebracht habe, hat mir schon in jugendlichem Alter und fast noch bevor ich den Knabenjahren entwachsen, das große Ereigniß der Einheit und Unabhängigkeit meines Vaterlandes unter der Herrschaft eines einzigen Königs und die Abschaffung der weltlichen Macht des Papstes vorgeschwebt."

Wie schon bemerkt, erschien die „Geschichte 2c." in Brüssel, in Neapel war es unmöglich gewesen, dieselbe zu drucken. Welch ein Sturm über den Verfasser losbrach, als das Werk in Neapel bekannt wurde, läßt sich denken, in Neapel, wo es schon ein Verbrechen war, den Namen Italien zu nennen. Die Jesuiten geißelten den Verfasser in ihren Journalen; er durfte sich nicht einmal vertheidigen, wenn sie auch mit Kerker und Scheiterhaufen drohten. Aber das Zeitalter der Scheiterhaufen war vorüber, und wenn Ferdinand auch etwas von der Natur Philipps II. in sich trug, so war er doch einsichtig genug, um zu erkennen, daß er im 19. und nicht im 16. Jahr-

hundert regierte. Andere Angriffe erfolgten aus der Schule Manzoni's, Troia's, Balbo's und Gioberti's, aber diese Angriffe waren würdig, so namentlich von Manzoni in der in Mailand 1845 veranstalteten Ausgabe seiner vermischten Schriften. Wir wissen, daß diese Schule auch eine Regeneration des Vaterlandes wollte, aber unter Führung des Papstes selbst, den sie für Reformen zu gewinnen hoffte. Der Strom der Zeit drängte in dieser Richtung und die Ereignisse des Jahres 1847 schienen den Hoffnungen dieser ausgebreiteten Partei Erfüllung zu winken. Doch bleiben wir zunächst noch bei den persönlichen Begegnissen und den literarischen Bestrebungen Ranieri's.

Nach 1840 regte sich eine Zeitlang ein liberales Streben in der Regierung Leopold's II. von Toscana. Er wollte das Unterrichtswesen reformiren und zu diesem Behuf die ersten Größen Italiens als Professoren an seine Universitäten rufen. So wurde auch Ranieri als Professor der Geschichte nach Pisa gerufen. Ranieri schrieb zu diesem Zweck „Vorerinnerungen für die Einführung in das Studium der historischen Wissenschaften," welche die Methode darlegen sollen, die bei dem fraglichen Studium zu befolgen ist. Der Großherzog befand sich in jener Zeit zum Besuch bei seinem Schwager in Neapel; man stellte ihm vor, daß man durch Berufung Ranieri's zum Universitätslehrer sich Rebellen im eigenen Lande erziehe, und die Berufung ward rückgängig gemacht.

Im Jahre 1842 schrieb Ranieri unter dem Titel: Frate Rocco eine kleine Sammlung moralischer Fragmente, die unter dem Pseudonym Anselmo Neri zum Besten der Kinderbewahranstalten in Neapel erscheinen sollten. Der Verfasser durfte natürlich, wenn er seinen Zweck erreichen wollte, seinen Namen nicht nennen, und wirklich passirte das Manuscript die Censur. Als es aber durch Unvorsichtigkeit bekannt wurde, daß Anselmo Neri niemand anders sei als der Verfasser der Ginevra und der Geschichte Italiens, strich die Censur nachträglich an vielen Stellen des Manuscripts und hätte am liebsten das Buch ganz unterdrückt, wenn man den wohlthätigen Zweck nicht so vereitelt hätte. An die Stelle der gestrichenen Partien setzte man Punkte, die an einer Stelle neun Seiten hinter einander einnahmen. Der Skandal war ungeheuer, und die neapolitanische Regierung gestattete seitdem nicht mehr Punkte an Stelle der gestrichenen Partien eines Buches. Erst 1859 wurde der Frate Rocco in einer splendiden und vollständigen Ausgabe in Florenz gedruckt.

Der Frate Rocco war im vorigen Jahrhundert eine populäre Figur in Neapel, ein Dominikaner, ein Straßenprediger, der einen großen Einfluß auf das Volk ausübte. Der Verfasser legt demselben wahrhaft evangelische Ermahnungen in den Mund, welche an seinen Lieblingsschüler gerichtet sind, mit dem er die Stadt und die Umgegend von Neapel durchwandert und dem er die

Versunkenheit und das moralische und materielle Elend des Volkes, den Müssiggang, die Rohheit, die Leidenschaft des Spiels, die Rachsucht, den Bettel, den Uebermuth des Soldaten, die Proceßsucht des Volkes u. s. w. zeigt, indem er ihn bald an den Strand bei Sta. Lucia, bald nach Portici, bald auf Capodimonte, bald in die Gefängnisse und die Gerichte des Castel Capuano, endlich in das Hospital führt. Hier an den Betten der Kranken und Sterbenden (wo dem Verfasser ohne Frage die Erinnerung an seine langjährige Pflege des hinsterbenden Leopardi vor die Seele trat) spricht Frate Rocco zu seinem jungen Begleiter folgendermaßen: „Um die Wunden unserer Mitbrüder zu lindern, genügt, mein Sohn, nicht die Hand, sondern es bedarf der Barmherzigkeit (carità). Die Barmherzigkeit wirkt bei dem Helfenden dasselbe, was die Geduld bei dem Leidenden. Beide sind die einzige Hülfe da, wo keine Hülfe mehr zu erwarten ist. Es gibt kein so großes Unglück, keinen so herben Schmerz, den nicht eine Liebkosung, ein Wort des Trostes, ein Seufzer, ein Blick, der liebevolle Wiederschein des Lichtes in den geheimnißvollen Spiegeln der Seele, welche wir Augen nennen, erträglich machen, ja mit einer verborgenen und unaussprechlichen Süßigkeit überschütten könnte ... Bedenke, daß die Medicin Menschenwerk und die Barmherzigkeit etwas Göttliches ist. Erkenne, daß sie das schönste Geschenk ist, welches der Himmel der

Erde und Gott dem Menschen gemacht hat, als er seine eigene Natur der seinigen einimpfte."

Ranieri widmete sich in jener Zeit mit großem Eifer und unverkennbarem Erfolge der Advocatur, und da sein Vermögen durch Reisen und Studien, sowie durch Ausgaben zum Besten seines nun verstorbenen großen Freundes stark gelitten hatte, da das Drucken, und somit die Schriftstellerei ihm ein für alle Mal untersagt war, so war jener Erfolg um so erfreulicher, als er ihn in den Stand setzte, mit der unzertrennlichen Gefährtin seines Lebens, seiner edlen Schwester Paolina, anständig zu leben.

Der Umschwung der Dinge in Italien, den wir von der Wahl Pius IX. zum Papst (1846) an datiren müssen, einer Wahl, die den Utopien Gioberti's und seiner Partei Verwirklichung bringen sollte, erfüllte den tiefer blickenden Ranieri mit unendlichem Kummer, indem er das umsonst vergossene Blut und den schmerzlichen Stillstand auf dem Wege zur Einheit Italiens voraussah. Er nahm an den Bewegungen der folgenden Jahre nicht Theil. Wie hätte auch der grundsätzliche Gegner des Papstthums in das allgemeine: Viva Pio Nono! einstimmen können! Er war an diesen Grundsätzen nicht irre geworden, und die grimmige Reaction des Jahres 49 und der folgenden Jahre bestätigte seine Ansicht. Es waren furchtbare zehn Jahre, in denen der schwächste Verdacht hinreichte, den der Regierung Verdächtigen für

immer ſtumm zu machen. Auch über Ranieri, als einem bekannten Liberalen, hieng unausgeſetzt das Schwert. Wie eine Erlöſung wurden die Erfolge des Jahres 1859 und der abenteuerliche, aber erfolgreiche Zug Garibaldi's begrüßt. Ranieri war der erſte jener ſechszig Patrioten, welche das Nationalcomité von Neapel zu dem Dictator ſchickte, um ihn einzuladen, jene Stadt in Beſitz zu nehmen (6. Sept. 1860). Später war er auch unter denjenigen, welche ſich nach Grottammare begaben, um dem König Victor Emanuel die Adreſſe der Neapolitaner zu überreichen.

Von dieſer Zeit an beginnt eine neue Laufbahn für Ranieri, die parlamentariſche. Seine Vaterſtadt erwählte ihn, in richtiger Anerkennung ſeiner langjährigen Beſtrebungen und Leiden für die große Sache der Befreiung und Einigung des Vaterlandes, zum Abgeordneten für das Nationalparlament und erneuerte ſpäter noch dreimal dieſes Votum. Während der Dictatur Garibaldi's wurde ihm, als dem Verfaſſer der Ginevra, die Oberaufſicht des großen Armenhauſes dieſer Stadt (Reale Albergo dei poveri) übertragen. Er verſchmähte jedes Einkommen, welches mit dieſem Poſten verbunden iſt, verlangte aber die Uebertragung einer unbeſchränkten Gewalt, alles zu ändern, was er in der Verwaltung der Anſtalt als mangelhaft erkennen würde. So zerſchlug ſich die Sache zum offenbaren Nachtheil der Tauſende von Unglücklichen, welche unter den Mißgriffen und dem

bösen Willen jener Verwaltung leiden. Bald nachher wurde er zum Professor der Geschichte in Mailand und der Philosophie der Geschichte an dem, dem Collége de France nachgebildeten R. Istituto di studii superiori pratici e di perfezionamento in Florenz berufen. Die letztere Berufung hätte er gern angenommen in Erinnerung an die einst in dieser Stadt während seines Exils genossene Gastfreundschaft und an die vielen Beziehungen, die ihm seit jener Zeit mit allen hervorragenden Männern daselbst geblieben waren. Aber eine gleiche Berufung für die Universität in Neapel trug bei ihm den Sieg davon. Die Ernennung erfolgte durch königliches Spezialdecret in Gemeinschaft mit Gino Capponi, Alessandro Manzoni und Giuseppe Ferrari. Ranieri verzichtete von vorn herein auf jede Besoldung, wie er sich überhaupt sein ganzes Leben hindurch zur Pflicht gemacht hatte, von keiner Regierung, es sei, welche sie wolle, eine Besoldung anzunehmen. Als die vorletzte Legislative beschloß, daß nur eine bestimmte Anzahl von Staatsangestellten in der Kammer sitzen dürfe, und daß ein Verzicht auf die Besoldung nicht genüge, legte Ranieri seine Professur nieder. Nach Auflösung der Kammer gab die Regierung ihm, obgleich er zur Opposition gehörte, die Professur zurück, die er von Neuem niederlegte, als er wieder gewählt wurde. Cavour ernannte ihn zum Staatsrath; er nahm die Stelle indessen nicht an; das Ministerium Ratazzi ernannte ihn im Mai 1862 zum

Mitglied des Senats; er schlug auch diese Würde, die höchste in dem neuen Reiche Italien, aus, indem er sagte, er ziehe es vor Volksvertreter zu bleiben und müsse das ihm von seinen Wählern bewiesene Vertrauen über alles schätzen. Ebenso schlug er auch das Großkreuz des Ordens vom heiligen Maurizius und Lazarus aus. Mit Freuden nahm er dagegen die Ernennung zum Mitgliede der Accademia della Crusca, als eine Anerkennung seiner literarischen Verdienste, an. In der Deputirtenkammer gehört er zum linken Centrum, zu jener Gruppe von unabhängigen Männern, die monarchisch gesinnt, doch dem Treiben der sogenannten Consorteria, aus dem der Reihe nach alle Ministerien hervorgegangen sind, energisch, wenn auch bis jetzt erfolglos Widerstand entgegensetzen. Vier seiner Kammerreden sind unter dem Titel: Quattro discorsi di A. Ranieri deputato, circa le cose dell' Italia meridionale. Torino e Milano 1862 gesammelt.

Seine Schriften erschienen in einer Gesammtausgabe zu Mailand bei Guigoni 1862—64 in 3 Bänden. Eine von ihm begonnene Geschichte Neapels wurde von der bourbonischen Regierung unterdrückt und später verbrannt. Die Muße, welche ihm seine politische Thätigkeit läßt, ist der Beendigung eines schon seit langer Zeit begonnenen Werkes, welches die Geschichte Italiens von Constantin bis Lorenzo de' Medici darstellen soll, gewidmet. Hoffen wir, daß es ihm gelingen wird,

diese verwickelte und theilweise höchst dunkle Periode der Geschichte zu erhellen und eine Arbeit zu vollenden, die ihm seit lange als Lebensaufgabe erscheint.

Wir sind am Ziele unsrer Wandrung angelangt, die von Leopardi ausgehend uns zu Leopardi zurückführt. Ich habe ihn selbst, sein Leben und Wirken, seine Zeit und deren Richtungen und Bestrebungen und endlich seinen Freundeskreis geschildert. Wir haben sodann gesehen, wie eine neue Generation, mit den politischen und religiösen Kämpfen und Leiden des neuen Italiens innig verflochten, in der Literatur hervortrat und wenigstens denjenigen, auf welchen Leopardi noch unmittelbar eingewirkt und der den besten Theil seiner Jugend dem hinsterbenden Dichter gewidmet, näher geschildert. Nur beiläufig habe ich auf die Gleichstrebenden dieses Kreises, auf Niccolini, Giusti, Guerrazzi hingedeutet. Aber schon wieder hat sich eine neue Generation erhoben, die eine Versöhnung der Manzonischen und Leopardi'schen Schule anstrebt und welche in Aleardo Aleardi, Giulio Carcano, Scolari und Bellini ihre Hauptvertreter findet. Ein endgültiges Urtheil läßt sich über dieselben noch nicht fällen. Es ist erklärlich, daß die politischen und religiösen Fragen der Zeit jede andere Bestrebung in den Hintergrund drängen und andrerseits die Poesie mit Elementen durchsetzen, welche ihr mehr oder weniger fremd oder selbst widerstrebend sind. Vereinen wir unsere Wünsche mit denjenigen der besten Patrioten Italiens, daß es ge-

lingen möge, die großen Fragen der Zeit zu lösen und so das mit den glänzendsten Anlagen ausgestattete, aber durch Jahrhunderte langen Druck verkommene Volk zu regeneriren! Dann wird auch die italienische Dichtung, der erste Sproß an dem Baume der modernen europäischen Poesie, in neuen Wunderblüten hervorschießen und die Prophezeiung Giordani's, daß uns in Leopardi der Abendstern, wie einst in Dante der Morgenstern, am Himmel der italienischen Dichtung glänze, nicht in Erfüllung gehen. Hoffen wir, daß nach der Finsterniß der Nacht ein neuer Morgen für das unglückliche Land erstehe, und daß wir in seinen augenblicklichen Regungen den ersten Hahnenschrei zu begrüßen haben, der den anbrechenden Tag verkündet. Was Leopardi dem Simonides bei der Feier zum Andenken an die Helden von Thermopylä für sich als Wunsch in den Mund legt:

„— So fleh' ich zu den Göttern,
Daß eures Sängers Name sei geehrt
Für alle künftge Zeiten,
Und sein Ruhm währt, so lang der eure währet!"

das wird für den Dichter dieser Strophen, wenn nicht alle Zeichen trügen, sicher in Erfüllung gehen. —

Giacomo Leopardi's

Dichtungen.

I.

An Italien.

Mein Vaterland, ich seh' die Mauern, Bogen,
Verlassnen Türme, Säulen, Tempeltrümmer
Aus unsrer Väter Tagen,
Doch, ach, den Ruhm der Väter,
Den Lorbeer und das Schwert, die einst umzogen
Der Ahnen Stirn und Hüften, seh' ich nimmer.
Ich seh' Dich wehrlos Haupt und Busen tragen,
Italia! so voll Wunden,
Voll Blut und Beulen! Muß ich so Dich schauen,
O schönstes Weib? Zum Himmel richt' ich flehend
Den Blick zu allen Stunden:
Sag' an, wer that Dir das? Und — welch ein Grauen,
Daß Ketten beide Arme ihr umziehen,
Daß sie am Boden sitzt, das Haupthaar wehend
Im Wind, und schleierlos, in Schmerz verloren,
Das Antlitz auf den Knieen
Verbirgt und weint und weinet.
Ja, wein', Italien, Du hast Grund zu klagen;
Zum höchsten Glanz erkoren,
Mußt Du nun auch die tiefste Schmach ertragen.

Wenn Deine Augen auch zwei Wasserbäche,
Es könnten Deine Zähren
Doch nie die Höhe dieser Schmach erreichen.
Denn Du bist Magd und durftest Kronen tragen.

Ist Einer, der nicht spräche,
Wenn er gedenket Deiner frühren Ehren:
Sonst war sie groß, was blieb in unsren Tagen?
Und warum dies? Wohin sind Kraft der Glieder,
Ausdauer, Muth und Waffenschmuck gekommen?
Wer raubte Dir die Wehre?
Trat List, Verrath so in den Staub Dich nieder?
Ward mit Gewalt genommen
Der Purpur Dir zusammt den goldnen Binden?
Wie, wann sankst Du, o Hehre,
Herab von Deiner Höh' in solche Tiefe?
Ist Niemand von den Deinen mehr zu finden,
Der für Dich kämpft? Ha, Waffen, gebt mir Waffen!
So will allein ich kämpfen und verbluten!
Wenn nur mein Blut wach riefe
In unsres Volkes Herzen neue Gluten.

Wo sind die Söhne Dein? Es kommt gezogen
Von fern ein Klang von Schlachtruf und Fanfaren:
In fremdem Land verspritzen
Ihr Herzblut Deine Söhne.
Merk' auf, Italia, schau! Ich seh' ein Wogen
Von Fußvolk und von dichten Reiterschaaren
Und sehe Rauch und Staub und Schwerter blitzen,
Wie wenn durch Nebelgrauen
Ein Wetterstrahl hinzuckt. Magst Du die Blicke
Zum zweifelhaften Stand des Streits nicht wenden?
Was kämpft auf jenen Auen
Italiens Jugend? O, der Mißgeschicke!
Sie zog das Schwert für eines Fremden Rache! —
O, wehe dem, der muß im Kampf verenden
Für Weib und Kind nicht, nicht am eignen Herde,

Für eine fremde Sache,
Von fremdem Feind getroffen,
Und der nicht ruft, schließt er die Augenlider:
Geliebte Heimaterde,
Du gabst das Leben mir, da! nimm es wieder!

Glückselge, hochgebenedeite Zeiten,
Da, Heldenmuth im Blicke,
Zum Tod fürs Vaterland die Völker stürmten!
Und du, o Thermopylenpaß, gepriesen
In alle Ewigkeiten,
Wo wenge freie Seelen dem Geschicke
Und Persiens Schaaren kühn die Stirn gewiesen!
Muß dort nicht jeder Kiesel, jede Blume
Und Berg und Strom dem Wandersmanne melden
Mit geisterhafter Stimme,
Wie längs des Strands, bedeckt mit ewgem Ruhme
Die unbesiegten Helden
Dalagen, die für Griechenland sich weihten?
Da floh entsetzt der grimme
Tyrann zum Hellespont nach Asien wieder,
Der Enkel Spott bis zu den fernsten Zeiten.
Und auf Anthela's Hügel, wo gestorben
Die heilge Schaar, zu ewgem Ruhm ersehen,
Erhob die Augenlider
Simonides auf Thal und Bergeshöhen.

Und dann, benetzt mit Thränen beide Wangen,
In selige Begeistrung ganz verloren,
Nahm er zur Hand die Leyer:
„Heil euch, die ihr den Speeren
Des Feindes Trotz geboten ohne Bangen,

Aus Liebe für das Land, das euch geboren,
Für Griechenland, dem ihr nun ewig theuer!
O, welche Lieb' entflammte
In Kampf und Noth die jugendlichen Herzen?
Und welche Liebe riß euch hin zu sterben?
Woher, ihr Theuren, stammte
Der Muth, daß ihr trotz bittrer Todesschmerzen
Euch nahtet froh der thränenreichen Schwelle?
Es war, als wolltet ihr um Festlust werben
Und Reigentanz und nicht um Todeswunden.
Doch war's des Orkus Welle,
Die euch von hinnen raffte!
Ihr durftet nicht an Weib und Kind euch lehnen
In jenen Schmerzensstunden,
Ihr starbet ohne Küsse, ohne Thränen;

Nicht aber ohne Persiens jammerreiche
Und bange Klagetöne!
So wie der Leu in eine Heerde Rinder
Einbricht und diesem stürzt sich auf den Rücken
Und jenem in die Weiche
Und in den Schenkel setzt die scharfen Zähne,
So gegen Persiens Geschwader zücken
Die Griechen ihre Schwerter, hoch geschwungen.
Sieh, wie der Reiter stürzt zusammt dem Rosse,
Und Zelt und Wagenhaufen
Die Flucht dem hemmen, der dem Tod entsprungen!
Und sieh, voran dem Trosse
Flieht Xerxes, bleich, mit aufgelösten Haaren!
Und triefend, überlaufen
Von Perserblut stehn da die Griechenhelden,
Endlose Schmach bereitend den Barbaren.

Da allgemach stürzt einer nach dem andern,
Besiegt von Wunden, nicht vom Feind vernichtet.
Doch Heil euch, Heil! Denn melden
Wird man von euch, solang' man singt und dichtet.

Eh' werden, stürzend von des Himmels Höhen,
Verlöschen in des Meeres Schlund die Sterne,
Als daß von euch wird schweigen
Der fernsten Zeit Gedächtniß.
Dies Grab ist ein Altar; die Mütter gehen
Hieher mit ihren Söhnen, möchten gerne
Die Spuren eures Blutes ihnen zeigen.
Seht mich am Boden liegend,
Ihr Theuren! Seht mich küssen diese Steine
Und Schollen, deren Preis wird rings erschallen,
Von Pol zu Pole fliegend.
O dürft' ich doch mit euch hier im Vereine
Dies theure Land mit meinem Blute färben!
Doch da mir nicht das schöne Loos gefallen,
Für Griechenland im offnen Feld zu streiten,
Zu bluten und zu sterben,
So fleh' ich zu den Göttern,
Daß eures Sängers Name sei geehrt
Für alle künftge Zeiten,
Und sein Ruhm währt, so lang der eure währet."

II.

Als man beabsichtigte, Dante ein Monument in Florenz zu errichten.

Wenngleich die weißen Schwingen
Der Friede über unser Volk nun breitet,
Wird doch der Geist Italiens
Den Banden seines Schlafs sich nicht entringen,
Wenn nicht dies Land, dem Elend preisgegeben,
Der Ahnen stolze Bahn auf's neu beschreitet.
Die Todten mußt Du ehren,
Italien; denn Heroen, ach, erblühen
Nicht mehr in Deines Volkes ödem Leben;
Zwar Lorbeer gibt's, doch keine Heldenstirnen.
Schau rückwärts! sieh', mein Volk, die Schaar der hehren
Unsterblichen an Dir vorüberziehen,
Dann magst Du weinen und Dir selber zürnen;
Denn ohne Zorn sind nutzlos Deine Schmerzen:
Kehr um, schäm' Dich, dem dumpfen Schlaf entsage,
Der Ahnen denk' im Herzen
Und denke der Geschlechter künft'ger Tage!

Die Fremden zogen, anders in Gebärden,
In Sprach' und Art als wir, hin durch die Lande
Toscana's, um zu suchen

Des Mannes Grab, der einzig wohl auf Erden
Dasteht als Sänger gleich Homer erhaben,
Und hörten — o der Schande! —
Daß seine kalte Asche unversöhnet
Noch seit der Todesstunde
Verbannt daläg', am fremden Strand begraben,
Ja, daß kein Stein, Florenz, in Deinen Mauern
Bis jetzt erhoben ihm, für den ertönet
Dein Lob von Mund zu Munde.
Doch Dank sei euch! Jetzt endet unser Trauern,
Ihr, theure Männer, wascht von uns die Schande
Und schafft ein Werk, daß alle uns erhebet
Im ganzen Vaterlande,
So weit noch Liebe zu Italien lebet.

Ja! laßt zu ihr von Liebe,
Dem armen Weib Italia, euch bewegen,
Für die in jedem Busen
Mitleid erstorben, seit von Wolken trübe
Der einst so klare Horizont umhangen!
O, laßt euch von Barmherzigkeit erregen
Zu diesem edlen Werke,
Von Zorn und Kummer über jene Schmerzen,
Darob benetzt der Armen Aug' und Wangen.
Doch ihr, wie soll ich euch im Lied erheben,
Euch, denen Fleiß und Wissen leihet Stärke,
Und die ihr werdet, nun ihr Hand und Herzen
Jetzt muthig regt zu diesem edlen Streben,
Die Nachwelt euch zu ew'gem Dank verbinden?
Und welchen Ton soll ich für euch erwählen,
Um Flammen zu entzünden
In euren schon von Glut entbrannten Seelen?

Ja, euch begeistert euer schönes Streben!
Das wird den Sporn euch in die Seele drücken.
Wer wird den Sturm der Inbrunst
Beschreiben, wer der Herzen Freudebeben?
Wer, wie die Mienen sich entzückt verklären,
Die Flamm' in euren Blicken?
Wie können irdsche Laute himmlisch Wagen
In Worten je erreichen?
Bleibt fern, unreine Geister! Wie viel Zähren
Wird nicht Italien diesem Denkmal weihen!
Zerfällt es je? und wird nach Jahr und Tagen
Je euer Ruhm erbleichen?
Ihr göttlich schönen Künste, die gedeihen
Zur Lindrung unsres Weh's, ihr lebet immer,
Ihr seid ein Trost dem Unglücksland, dem theuern,
Bereit, sank auch in Trümmer
Italien, doch Italiens Ruhm zu feiern!

Auch ich, seht her, erscheine,
Um unsre Mutter hier mit euch zu ehren;
Ich bringe, was ich habe
Und nahe mich mit meinem Lied dem Steine,
Den ihr beseelt mit eures Meißels Streichen.
Kann, o erlauchter Vater unsrer hehren
Dichtkunst, von irdschem Treiben,
Ein Ruf von ihr, die Du so hoch gepriesen,
Noch an des Jenseits Strand Dein Ohr erreichen,
Ich weiß, Dein Herz wird drum nicht freudger wallen,
Denn Wachs und Sand selbst dürften länger bleiben
— Denk' ich des Ruhms, den Dir die Welt erwiesen —
Als Erz und Stein; und bist Du je entfallen,
Wirst jemals Du entfallen unsern Herzen,

Dann mag, wenn's möglich, unser Weh sich mehren,
Dann mag Dein Volk in Schmerzen
Sich, unbeachtet von der Welt, verzehren!

Doch nicht Dir selbst, es gilt dem Vaterlande,
Italia, der armen, Deine Freude,
Wenn nur der Ahnen Vorbild,
Den träumerischen Enkeln je die Bande
Des Schlafs zu lösen rechte Kraft bewiese.
Gebeugt von langem Leide,
Sieh dort sie ziehn auf ihren Thränenwegen,
Die damals schon verachtet,
Als wiederum Du giengst zum Paradiese!
Doch jetzt will sie in Elend schier vergehen;
Damals schien sie noch Königin dagegen.
Nun ist sie so verschmachtet,
Daß Du's nicht glaubtest, könntest Du sie sehen.
Von andern Feinden schweig' ich, andern Wunden,
Doch nicht von unsrer neusten, tiefsten Schande,
Da schon die letzten Stunden
Sich drohend nahten Deinem Vaterlande.

Heil Dir, daß voll Erbarmen
Das Schicksal Dich bewahrt, die Schmach zu sehen;
Zu sehen, wie die Frauen
Italiens ruhn in fremder Krieger Armen,
Zu sehen, wie von Feindeshand geplündert,
Verwüstet Stadt und Land zu Grunde gehen,
Und wie die Meisterwerke
Ital'schen Geistes ziehen in die grimme
Knechtschaft jenseits der Alpen, wie behindert
Die Straßen seufzen von der Karren Drängen,

Und Uebermuth uns droht in trotzger Stärke!
Heil Dir, daß Du nicht die verruchte Stimme
Der Freiheit hörst uns höhnen mit den Klängen
Von Kettenklirren und von Geißelhieben!
Wer klagt nicht? Was war heilig jenen frechen
Ruchlosen noch geblieben?
Gleich war ja alles — Altar, wie Verbrechen.

Weshalb sind wir in dieser Zeit geboren?
Weshalb sind wir nicht früher schon gestorben?
O grauenvolles Schicksal,
Daß wir dies Land zur Sklavin auserkoren,
Als Magd der fremden Frevler müssen sehen,
Und seine Kraft verdorben,
Benagt von scharfer Feile giftgen Bissen!
Und jene Höllenschmerzen,
Die ohn' Erbarmen muß dies Land bestehen —
'S gibt nichts auf Erden, diese Qual zu lindern.
O theures Land, ich durfte nicht vergießen
Das Blut aus meinem Herzen
Und für dich sterben, um dein Weh zu mindern.
Voll Zorn ist unsre Brust ob all der Schande:
Es stritten, starben kühn Italiens Bürger,
Doch nicht dem Vaterlande
Galt dieses Blut, es floß für seine Würger.

Kannst Du die Schmach ertragen,
Dann bist Du, Vater, anders als auf Erden. —
Auf Rußlands düstern Auen,
Ach, eines bessern Todes werth, erlagen
Italiens Helden, denen Stürme weckten
Und wilde Thiere schreckliche Beschwerden.

Wenn blutbedeckt hinsanken
Halbnackt, kraftlos die Tapfern schaarenweise,
So waren's Eis und Schnee, die sie bedeckten.
Sie sprachen dann wohl, schon bereit zu sterben,
Die süße Heimat schauend in Gedanken:
O, dürften wir, statt hier in Schnee und Eise,
Den Tod durch's Schwert, den Tod für dich erwerben,
Italien! Fern, ach, von der Heimat gehen
Wir, da die Wangen Jugend noch uns röthet,
Ruhmlos und ungesehen,
Zu sterben für dies Volk, das dich nur tödtet.

Des Nordens Einsamkeit vernahm ihr Klagen,
Das fand Gehör nur bei den wilden Wäldern.
So war ihr furchtbar Ende,
Und unbestattet und vergessen lagen
Die Leichen da zum Fraß den wilden Thieren
Auf schneebedeckten Feldern.
Und selbst der Tapfern Name und der Helden
Wird nun in Zukunft immer
Im Schwarm der Feigen spurlos sich verlieren;
Und gibt's kein schlimmres Loos als dies auf Erden,
Ich kann doch, Theure, keinen Trost euch melden,
Als daß euch nun und nimmer
Wird Trost jetzt, noch in künftgen Zeiten werden.
Als einer solchen Mutter echte Söhne
Dürft ihr um euer bittres Weh nicht klagen.
Wozu auch Jammertöne?
Es gleicht eu'r Schmerz dem Schmerz, den sie muß tragen.

Euch kann nicht schuldig sprechen
Italia, sondern den, der euch gezwungen,

Und Uebermuth uns droht in trotzger Stärke!
Heil Dir, daß Du nicht die verruchte Stimme
Der Freiheit hörst uns höhnen mit den Klängen
Von Kettenklirren und von Geißelhieben!
Wer klagt nicht? Was war heilig jenen frechen
Ruchlosen noch geblieben?
Gleich war ja alles — Altar, wie Verbrechen.

Weshalb sind wir in dieser Zeit geboren?
Weshalb sind wir nicht früher schon gestorben?
O grauenvolles Schicksal,
Daß wir dies Land zur Sklavin auserkoren,
Als Magd der fremden Frevler müssen sehen,
Und seine Kraft verdorben,
Benagt von scharfer Feile giftgen Bissen!
Und jene Höllenschmerzen,
Die ohn' Erbarmen muß dies Land bestehen —
'S gibt nichts auf Erden, diese Qual zu lindern.
O theures Land, ich durfte nicht vergießen
Das Blut aus meinem Herzen
Und für dich sterben, um dein Weh zu mindern.
Voll Zorn ist unsre Brust ob all der Schande:
Es stritten, starben kühn Italiens Bürger,
Doch nicht dem Vaterlande
Galt dieses Blut, es floß für seine Würger.

Kannst Du die Schmach ertragen,
Dann bist Du, Vater, anders als auf Erden. —
Auf Rußlands düstern Auen,
Ach, eines bessern Todes werth, erlagen
Italiens Helden, denen Stürme weckten
Und wilde Thiere schreckliche Beschwerden.

Wenn blutbedeckt hinsanken
Halbnackt, kraftlos die Tapfern schaarenweise,
So waren's Eis und Schnee, die sie bedeckten.
Sie sprachen dann wohl, schon bereit zu sterben,
Die süße Heimat schauend in Gedanken:
O, dürften wir, statt hier in Schnee und Eise,
Den Tod durch's Schwert, den Tod für dich erwerben,
Italien! Fern, ach, von der Heimat gehen
Wir, da die Wangen Jugend noch uns röthet,
Ruhmlos und ungesehen,
Zu sterben für dies Volk, das dich nur tödtet.

Des Nordens Einsamkeit vernahm ihr Klagen,
Das fand Gehör nur bei den wilden Wäldern.
So war ihr furchtbar Ende,
Und unbestattet und vergessen lagen
Die Leichen da zum Fraß den wilden Thieren
Auf schneebedeckten Feldern.
Und selbst der Tapfern Name und der Helden
Wird nun in Zukunft immer
Im Schwarm der Feigen spurlos sich verlieren;
Und gibt's kein schlimmres Loos als dies auf Erden,
Ich kann doch, Theure, keinen Trost euch melden,
Als daß euch nun und nimmer
Wird Trost jetzt, noch in künftgen Zeiten werden.
Als einer solchen Mutter echte Söhne
Dürft ihr um euer bittres Weh nicht klagen.
Wozu auch Jammertöne?
Es gleicht eu'r Schmerz dem Schmerz, den sie muß tragen.

Euch kann nicht schuldig sprechen
Italia, sondern den, der euch gezwungen,

Daß gegen sie ihr kämpfet.
Drum weint sie, daß ihr schier die Augen brechen,
Und ihr mögt weinen nur mit ihr im Bunde!
O, daß für sie, die sonst wohl Ruhm errungen,
Ein Herz voll Mitleid bliebe,
Ein Herz erbarmungsvoll für sie erglühte
Und sie entrisse ihrem finstern Schlunde! —
Ruhmreicher Geist, o sage:
Starb für Italien alle Deine Liebe?
Sag: starb die Flamme, die einst in Dir sprühte?
Sag: kehren nie der Myrthe Blütentage
Zurück, die unsre Väter froh gesehen,
Und sollen unsre Kränze all' erbleichen?
Wird Keiner mehr erstehen,
Der nur in einem Punkt Dir zu vergleichen?
Sind ewig wir verloren? Wird die Schande
Nie finden ihre Grenze?
Ich will, so lang' ich lebe, diesem Lande
Zurufen: Feige Brut, denk deiner Ahnen,
Schau jene Siegeskränze,
Die Dichterwerke, Säulen, Bilder, Tempel,
Denk, wo du weilst, und kannst du nicht besinnen
Dich eines Bessern, schauend solch Exempel,
So hebe dich von hinnen!
Soll dieses Land, der Heldengeister Amme
Und Pflegerin, als Wohnplatz offen stehen
Nur diesem Feiglingsstamme,
Da mag es lieber öd' und wüst vergehen!

III.

An Angelo Mai,

als er Cicero's Bücher „vom Staate“ wieder aufgefunden.

Wirst Du nicht müde, kühner Sohn Italiens,
Die Ahnen aufzuwecken
Aus ihrer Gruft, daß sie das Wort erheben
In dieser todten Zeit, die schwer bedecken
Des Ueberdrusses Dünste? Und jetzt eben
Hör' ich so oft und laut an's Ohr mir schlagen
Der alten Sprache Worte,
Verstummt so lange schon. Welch Auferstehen
Ringsum? Schnell wie der Blitz die Frucht entsprießet
Den Büchern, und es öffnet unsern Tagen
Sich nun die Klosterpforte,
Daraus hervor der Ahnen Werke gehen.
Wie kommt's, daß solchen Muth in's Herz Dir gießet
Das Schicksal? Oder kämpft vielleicht vergebens
Das Schicksal mit dem Muth des Männerstrebens?

Gewiß entspricht's der Götter hohem Willen,
Daß jetzt, wo schlafumfangen
Vergessenheit das Haupt uns tief umnachtet,
Ein Mahnruf nun auf's neu an uns ergangen
Von unsren Ahnen. Auf Italien achtet
Der Himmel also noch? Noch hat Erbarmen
Ein Gott mit unsren Schmerzen?

Jetzt oder niemals ist's die rechte Stunde,
Die alte Tugend wieder zu erwecken
In den von Rost zerfressnen Heldenarmen.
Denn, horch, zu Aller Herzen
Dringt laut ein Ruf empor aus Grabesschlunde,
Vergessne Helden stehen auf und strecken
Empor das Haupt und fragen: mag's noch frommen,
O Vaterland, in Feigheit zu verkommen?

So setzt ihr denn auf uns, glorreiche Helden,
Noch Hoffnung? und wir wären
Nicht ganz verloren? Ihr wißt zu durchschauen
Die künftgen Dinge, doch mich laßt gewähren
In meinem Schmerz; denn mir hüllt nächtig Grauen
Die Zukunft; was ich seh', läßt mich als Possen
Und leere Träume richten
Jedwede Hoffnung. Ledig aller Ehren,
Haust jetzt ein Schandgeschlecht an dieser Stätte,
Wo ihr gewohnt; es wollen eure Sprossen
Mit Spott den Ruhm vernichten;
Daß ihr stets hochgepriesen, zeugt nicht Zähren,
Noch Scham, noch Neid; es dient als Lotterbette
Der Ahnen Ruhm, und an Erbärmlichkeiten
Stehn wir als Beispiel da den künftgen Zeiten.

Du hoher Geist, da jetzt sich niemand kümmert
Um die erhabnen Ahnen,
So kümmre Du Dich drum, dem zugemessen
Ein glücklich Loos, so daß mich's will gemahnen
An jene Zeit, da aus der Gruft Vergessen
Auf's neu ihr Haupt die alten Seher hoben
Mit längst begrabnen Rollen,

Die Seher, denen die Natur gesprochen,
Wenn auch verhüllt, die um die Mußestunden
Athens und Roms so holden Zauber woben.
O Zeiten, nun verschollen!
Da war Italiens Ruhm nicht ganz gebrochen,
Noch hatte unsren Arm nicht ganz gebunden
Schmachvolle Trägheit, Funken noch entsprühten
Dem Boden, drin die alten Flammen glühten.

Damals war warm noch Deine heilge Asche,
O Held, den die Beschwerde
Des Unglücks nicht gebrochen, dem die Hölle
Vertrauter war, als diese Jammererde.
(Und muß nicht trauter sein uns jede Stelle
Als unsre Heimat?) — Deiner Leyer Saiten
Erzählten voll Entzücken
Da noch der Welt von Deinem Gram und Sehnen,
O Liebesfiecher! Ach, die erste Zeile
Ital'schen Sang's war Schmerz. Uns macht nicht leiden
Der Schmerz, uns läßt ersticken
Der Ueberdruß. Du warst beglückt in Thränen!
Uns hüllt in Windeln schon die Langeweile,
Das Nichts, das Nichts ist unsre ganze Habe,
Es sitzt an unsrer Wieg' und unsrem Grabe.

Du warst damals allein mit Meer und Himmel,
Liguriens kühner Sprosse,
Als Du jenseits des Strand's hinausgezogen,
Wo man's hört zischen, wenn die Flammenrosse
Apoll's am Abend tauchen in die Wogen,
Und als Du wiederfandst der Sonne Schimmer,
Und sahest neu erstehen

Den Tag, nachdem für uns er war entschwunden.
Dir ward der Ruhm, trotz jeglicher Gefährde,
Ein unermessnes Land zu finden, nimmer
Vor jener Zeit gesehen,
Und glücklich heimzukehren. Ach, geschwunden,
Geschrumpft ist nun der Umfang dieser Erde,
Und größer scheint des Aethers tönend Kreisen
Und Land und Meer dem Kinde als dem Weisen.

Wohin entflohen unsre holden Träume
Von einer Zufluchtsstätte
Uns unbekannter Völker, von dem Hause,
Drin Tags die Sterne weilen, von dem Bette,
Wo ruht Aurora, von der stillen Klause,
Drin Nachts die Sonne schläft in sichrem Frieden?
Sie sind dahin geschwunden,
Die Welt läßt zeichnen sich auf kleinem Blatte;
Es gleicht sich alles hier, und im Erkennen
Der Welt wächst nur das — Nichts. Du bist geschieden,
Seit Wahrheit wir gefunden,
O holder Wahn! Der Geist, der nimmersatte,
Er mußte sich auf ewig von dir trennen;
Uns ist, seit deine Macht wir sahn zerstieben,
Kein Trost in unsrem Jammer mehr geblieben.

Zu süßen Träumen wardst Du da geboren
Und Dir in's Auge lachte
Die Jugend, holder Sänger, der von Waffen
Und Liebe sang und jedes Herz entfachte
In einer Zeit, für Träume noch geschaffen:
Italiens Hoffnungsstern! O Klostermauern,
O Gärten, Burgen, Zinnen,

Paläste, Frau'n und Ritter, denk' ich euer,
Da seh' ich, wie vor meinem Geiste ziehet
Manch Zauberbild vorbei. Von süßen Schauern
Erbebten Herz und Sinnen —
Das war die Zeit seltsamer Abenteuer.
Sie schwand dahin: was bleibt uns, da entfliehet
Der Zauberschein? Ach, alles rings vergehet,
Einzig gewiß ist, daß der — Schmerz bestehet.

Uns wurde Dein erhabner Geist beschieden.
Torquato, aber Zähren
Wollt' über Dich der Himmel nur verhängen.
Dir selber konnte keinen Trost gewähren
Dein süßes Lied, noch auch das Eis zersprengen,
Womit Dein warmes Herz umgürtet hatten
Der Haß, die Hohngebärde,
Der Neid der kleinen, wie der großen Herren.
Die Liebe, letzter Wahn der Menschenherzen,
Schwand Dir dahin. Ein wesenhafter Schatten
Schien Dir das Nichts, die Erde
Ein öder Strand. Zu spät wollt' man Dich ehren;
Erlösung brachte Dir der Tod, nicht Schmerzen:
Wer unsre Leiden kennt, dem ist willkommen
Das Grab, ihm kann der Lorbeerkranz nicht frommen.

Du magst Dich wiederum aus Deinem stummen,
Verlassnen Grab erheben,
Wenn Dich auf's neu verlangt nach Schmerz und Klage,
Du alles Elends Abbild! Dieses Leben,
Das Dir als Schmach erschien, als Noth und Plage,
Wird schlimmer stets. Wer würde Deinem Loose
Jetzt Mitleid noch gewähren,

Da jeder nur gewohnt an sich zu denken?
Wer würde Thorheit nicht Dein tödtlich Leiden
Heut nennen, wo man liebt, das wahrhaft Große
Für Wahnwitz zu erklären,
Und — schlimmres noch — Gleichgültigkeit zu schenken
Den größten Geistern, statt sie zu beneiden?
Jetzt, da nicht Verse, Zahlen nur regieren,
Wer würde nochmal mit dem Kranz Dich zieren?

Ein Einzger nur, o leidensreicher Sänger,
Erstand seit jenen Zeiten,
Der unsrer Väter Namen werth geworden,
Zu gut für dieser Zeit Erbärmlichkeiten,
Ein trotzger Mann, dem wohl vom fernen Norden
Ein Strahl der Kühnheit in die Brust gefallen,
Nicht von der unheilvollen,
Erschöpften Heimatflur. Er — welches Wagen! —
Bestieg allein und waffenlos die Bühne
Zum Kampf mit den Tyrannen: ach, vor allen
Hätt' man uns lassen sollen
Den Kampfplatz für der Welt gewichtge Fragen!
Er rückt allein, zuerst in's Feld, der Kühne,
Und Keiner folgte ihm; denn, ach, wir zeigen
Uns groß in Trägheit nur und schnödem Schweigen.

Nachdem er, heilgen Zornes voll, geführet
Ein fleckenloses Leben,
Bewahrt der Tod ihn, schlimmres noch zu schauen.
Vittorio mein! ach, feindlich Deinem Streben
War Zeit und Ort. Es kann in diesen Gauen,
In dieser Zeit kein großer Geist erblühen.
Jetzt lockt der Ruhehafen

Der Mittelmäßigkeit: zu gleichem Grunde
Sank mit dem Pöbelschwarm der Weise nieder. —
Sei, kühner Forscher, glücklich Dein Bemühen!
Da die Lebendgen schlafen,
Weck' auf die Todten, gieb dem stummen Munde
Der alten Helden ihre Sprache wieder,
Daß dieses Schandjahrhundert auferstehe
Zu edlem Thun — wo nicht, vor Scham vergehe.

IV.

Zur Vermählung meiner Schwester Paolina.

Nun Du verläßt das Schweigen
Des Vaterhauses und die Huldgestalten
Und einstgen Träume, die Dir, zu verschönen
Dies stille Dach, der Himmel gab zu eigen,
So wisse, daß Du herben Klagetönen
Nun wirst geweiht, geweiht wirst den Gewalten
Der schnöden Welt, die uns beschied der Himmel,
Wenn Du, trotz aller Schmerzen
Und Leiden, drin wir leben,
Mein Schwesterchen, die Unglücksschaar willst mehren
Und willst Italien neue Sprossen geben.
Mit Heldenbildern fülle ihre Herzen!
Das Schicksal wird gewähren
Den Tapfern nur zu siegen,
Und schwache Seelen werden leicht erliegen.

Feig — oder elend werden
Die Söhne sein, die Dir demnächst ersprießen.
Doch lieber elend! Zwischen Glück und Tugend
Gähnt furchtbar eine tiefe Kluft auf Erden.
Ach, längst entschwunden ist der Menschheit Jugend,
Zu spät erstehn, die jetzt das Licht begrüßen.
Doch überlaß dem Himmel dies! Vor allem
Sei das Dein erstes Streben,
Daß Deine Söhne jagen

Nicht blind dem Glücke nach, noch zwischen Hoffen
Und Furcht stets schwanken. Dann in künftgen Tagen
Wird hoch erhoben sein ihr Dulderleben.
Die Tugend wird ja (offen
Hat's längst die Welt bewiesen)
So lang sie lebt, geschmäht und todt — gepriesen.

Es sieht auf euch, ihr Frauen,
Erwartungsvoll das Vaterland. Zum Glücke
Der ganzen Menschheit bannt ihr Schwert und Feuer,
Wohin nur eure holden Augen schauen.
Dem weisen Mann ist euer Urtheil theuer,
Der Held beugt willig sich vor eurem Blicke,
So weit die Sonne strahlt, reicht eure Obmacht.
Doch Rechenschaft verlangen
Muß ich von euch. Erstorben
Wär' also nun das Feuer unsrer Jugend
Durch euch, und unser Wesen wär' verdorben
Und siech durch euch? Die Zeit, von Schlaf umfangen
Und ohne Mannestugend,
Sie müßte euch verklagen,
Daß unsre Kraft durch euch zu Grab' getragen?

Ein Sporn zu edlen Thaten
Ist echte Lieb', und höchsten Muth erreget
In uns die Schönheit. Der kennt nicht die Liebe,
Des Herz sich nicht in freudger Lust beweget,
Wenn laut die Wind' in zorngen Kampf gerathen,
Wenn am Olymp sich ringsum sammeln trübe
Gewitterwolken und der Donner krachend
Die Berge trifft. O Frauen
Und Jungfrau'n, tief verachten

Müßt die ihr, die erzittern vor Gefahren,
Unwerth des Vaterlands, gemeinem Trachten
Sich weihn und ihres Strebens Ziel erschauen
In niederem Gebaren —
Wenn anders Frau'n noch wählen
Sich lieber Männerkraft als Weiberseelen.

Sagt, wollt ihr Mütter heißen
Wehrloser Brut? Den Müh'n und Kümmernissen,
Die hier der Tugend harren, widerstehen
Lehrt eure Söhn', auf das, was Andre preisen,
Lehrt voll Verachtung sie herniedersehen,
Für's Vaterland erwachsend, laßt sie wissen,
Was wir der Väter hohen Thaten schulden!
So wuchsen Sparta's Recken,
Erfüllt vom Männerwerthe
Der Ahnen, auf, der Griechen Ruhm zu wahren,
Bis daß die junge Gattin mit dem Schwerte
Den Trauten schmückt', um dann ihn zuzudecken
Mit ihren schwarzen Haaren,
Wenn todt vom Kampfgefilde
Er heimkehrt auf dem treu bewahrten Schilde.

Wie waren Deine Wangen,
Virginia, von Schönheit hoch begnadet,
Der allgewaltgen! Doch umsonst erglühte
Für Dich in hoffnungslosem Brunstverlangen
Der Herrscher Roms. Schön warst Du in der Blüte
Der Jugend, die zu holden Träumen ladet —
Da stieß des Vaters unbarmherzge Rechte
Den Stahl Dir in die Seite;
Zum Orkus stiegst Du nieder

Freiwillgen Gang's. „Eh, sprachst Du, mag umhüllen
Das trübe Alter diese jungen Glieder,
Und lieber sterb' ich, eh den Leib ich weihte
Zu des Tyrannen Willen.
Kann Rom ich sterbend geben
Erneute Kraft, so, Vater, nimm mein Leben!"

Wohl schien in Deinen Tagen,
O Heldin, noch die Sonn' in schönrem Strahle,
Als uns sie scheint; jedoch Dein Grab versöhnet
Dankbar mit Thränenopfern und mit Klagen
Das Vaterland. Von Zorn durchglüht ertönet
Ein Racheschrei an Deinem Todtenmale
Vom Mund der Söhne Roms. Sieh den Tyrannen
Erliegen ihren Streichen!
Und Freiheit hallt es wieder
In jeder Brust. Den Erdkreis zu bezwingen
Zieht Mars ins Feld und wirft die Völker nieder
Vom finstern Pol bis zu des Südens Reichen.
O, möcht's den Frau'n gelingen,
Rom wieder aufzuschrecken
Und noch einmal aus träger Ruh zu wecken!

V.

Auf einen Sieger im Ballonspiel.

Des Ruhmes Antlitz schau, horch seiner Stimme,
Der frohen, wackrer Knabe!
Sieh, wie der Schweiß des Mannes mehr bedeute,
Als weibisch Nichtsthun! Wenn Du denkst, dem Grabe
Zu trotzen und durch ewgen Ruhm dem Grimme
Des Zeitstroms zu entreißen seine Beute,
So mußt Du dich den höchsten Zielen weihen!
Dir jauchzt die wiederhallende Arena,
Des Volkes Gunst weckt Dich zur Heldentugend
Und kühner That in tapfrer Kämpfer Reihen;
Es ruft Dich, stolz auf Deine zarte Jugend,
Das Vaterland, das theure,
Daß alte Größe sich durch Dich erneure.

Es färbte nicht die Hand im Perserblute
Auf Marathons Gefilden,
Wer stumpfen Sinn's nach Elis kam gezogen,
Um zuzuschaun dem Kampfesspiel, dem wilden,
Und wem bei Andrer Sieg von gleichem Muthe
Das Herz nicht schwoll. In des Alpheios Wogen
Wusch erst der Held die staubbedeckten Seiten
Und Mähnen seiner sieggekrönten Rosse,
Der in der flüchtgen Meder müde Schaaren

Der Griechen Banner trug in spätren Zeiten,
So daß des Euphrat Ufer von furchtbaren
Wehklagen laut erschallte,
Und Asiens Strand von Jammer wiederhallte.

Doch scheint's nicht unnütz, halb erloschne Funken
Der angebornen Tugend
Neu zu beleben, und in leidensvollen
Gemüthern anzufachen matter Jugend
Hinfällge Glut? Nun Phoebus schwermuthtrunken
Läßt seine Sonne auf- und niederrollen,
Sind mehr als Spiel und Tand der Menschen Thaten,
Und Wahrheit minder nichtig als die Lüge?
Uns hat Natur nur holden Wahn gegeben,
Des Glückes Schattenbilder. Da entrathen
Der Mensch der Lockung muß zu hohem Streben
So flieht in dumpfem Sinnen
Das Leben statt in rühmlichem Beginnen.

Es kommt wohl bald die Zeit, da um die Reste
Ital'scher Ruhmesstätten
Die Heerden weiden, da die Pflugschar fühlen
Die sieben Hügel, da in Latiums Städten
Demnächst der scheue Fuchs sich seine Feste
Erbaut, und da die Winde flüsternd spielen
In Wäldern, wo sonst Stadt an Stadt erblühte,
So fern nicht bald dem schmählichen Vergessen
Des Vaterlands in dem verderbten Volke
Das Schicksal steuert, und des Himmels Güte
Nicht bald zerstreut die drohnde Wetterwolke
Und fern hält das Verderben
Von uns, des alten Ruhms verkommnen Erben.

Denkst, edler Jüngling, Du, der Heimat Wunden
Und Schmach zu überleben?
Wohl hätten Dich verklärt des Ruhmes Strahlen
Damals, eh sie den Kranz dahingegeben
Durch unsre Schuld. Hin ist die Zeit geschwunden;
Wer mag jetzt noch mit solcher Mutter prahlen?
Doch für Dich selbst streb nach den höchsten Dingen!
Was nützt dies Leben? Nur daß wir's verachten:
Beglückt, wenn wir, umgeben von Gefahren,
Uns selbst vergessen, hören nicht die Schwingen
Der faulen Zeit, noch ihren Strom gewahren;
Das Leben kann erst frommen,
Wenn wir, dem Tode nah, dem Tod entkommen.

VI.

Brutus der jüngere.

Als hingestreckt dalag im Thrakerstaube,
Ein grauser Trümmerhaufen,
Italiens Heldenkraft, und den Gefilden
Hesperiens und des Tibris Ufern drohten
Bereits verhängnißvoll der Tritt der wilden
Barbarenrosse und der Gothen Schwerter,
Die aus den nordschen Wäldern
Das Schicksal senden wird, um Roma's Mauern
In Trümmer zu zerschlagen:
Sitzt schweißbedeckt, von Bruderblute triefend,
In finstrer Nacht an öder Stätt', entschlossen
Zum Tode, Brutus da, um zu verklagen
Die Götter und den Hades,
Und läßt von wilden Tönen
Umsonst die schlummermüde Luft erdröhnen.

O eitle Tugend, nur in Nebelbildern
Und nur im Reich der Träume
Lernt dich der Mensch, und schnell folgt deinen Spuren
Die Reue. Auch von euch, ihr Marmorgötter,
— Ob ihr da unten haust auf stygschen Fluren,
Ob hoch im Aether — wird dem unglückselgen
Geschlecht, von dem ihr Tempel
Verlangt, nur Spott zum Lohn, und Trug und Lüge
Ist das, was ihr geboten.

Erregt also die Frömmigkeit der Menschen
Zum Haß die Götter? So zum Schutz der Bösen
Thronst Du, o Zeus? Wenn Deine Flammen lohten
Und Deine Donner rollten,
So fielen auf die Guten
Und Frommen stets nur Deines Blitzes Gluten?

Auf uns, des Todes schwachen Sklaven, lastet
Das Schicksal unabwendbar
Und eisern die Nothwendigkeit; und können
Wir ihre Wuth nicht heben, bleibt ein Trost uns,
Der Trost: „nothwendge Uebel!“ Ist zu nennen
Ein Leiden weniger hart, das nicht zu heilen?
Empfindet keine Schmerzen,
Wer ohne Hoffnung? Mit dir, schmählich Schicksal,
Kämpft stets auf Tod und Leben
Der Tapfre, nimmer weichend. Ueberwältigt
Ihn aber siegreich deine starke Rechte,
Da fällt er unbezwungen, ohne Beben,
Und stößt sich stolz und muthig
In's Herz den Stahl, den herben,
Der schwarzen Schatten lachend noch im Sterben.

Die Götter lieben den nicht, der gewaltsam
Zum Tartarus sich Bahn bricht.
Ja, solcher Muth wohnt nicht in Götterherzen!
Hat sich vielleicht der Himmel unsre Trübsal
Und unsren Jammer, unsre bittern Schmerzen
Zu seiner Muße Zeitvertreib erkoren?
Nicht zwischen Schuld und Unglück,
Vielmehr hat frei und rein im Wald zu leben
Natur uns vorgeschrieben,

Einst Königin und Göttin. Nun zu Boden
Ruchlose Sitte warf die selgen Reiche,
Und in der Welt herrscht anderes Belieben,
Da klagt Natur, wenn muthig
Der Mann sich stürzt verwegen
Ins Schwert, daß er einst ihrem Streich erlegen?

Von Schuld nichts wissend noch von eignem Elend,
Führt die beglückten Thiere
Zum letzten, nicht vorhergesehnen Schritte
Spät eine frohe Zeit. Doch wenn die Stirne
Sich zu zerschmettern, Kummer ihnen riethe
Am harten Baumstamm oder von dem Felsen
Sich jäh hinabzustürzen:
Kein wirrer Scharfsinn würde, kein geheimes
Gesetz Einspruch erheben
Je gegen solchen Drang. Euch nur, den Söhnen
Prometheus', euch nur unter allen Wesen,
Die leben, wird zum Ueberdruß das Leben;
Nur euch allein, ihr Armen,
Wehrt Zeus, wenn euch zu träge
Das Schicksal naht, zum Todesstrand die Wege.

Und aus dem Meer, drin unser Blut geflossen,
Erhebst du, reiner Mond, dich,
Du kommst, das Blachfeld hier, das Grabeszeichen
Der Heldenkraft Ausoniens, zu beschauen.
Der Sieger wandelt über Bruderleichen,
Die Berge dröhnen, hinstürzt von der Höhe
Der Macht die alte Roma.
So still bist du? Du sahst Lavinia's Sprossen
Erstehen, sahst die Zeiten,

Die frohen, und des Ruhmes Lorbeerkränze;
Und unverändert werden deine Strahlen
Hin über diese Höhen schweigend gleiten,
Wenn einst Italien, schmählich
Der Sklaverei verfallen,
Von der Barbaren Tritt wird wiederhallen.

Sieh, zwischen nackten Felsen, grünen Zweigen
Die wilden Thier' und Vögel,
Die Brust erfüllt von des Vergessens Wonne!
Sie ahnen nichts vom jähen Sturz und Wechsel
Des Weltschicksals; und wenn sich in der Sonne
Nun früh das Dach des fleißgen Landmanns röthet,
Da werden diese fröhlich
Mit ihrem Morgenlied die Thäler wecken,
Und jene durch die Gründe
Die niedre Schaar der schwächren Thiere jagen.
O Schicksal! ein verworfnes Glied des Ganzen
Sind wir, und diese jammerreichen Schlünde
Und blutgetränkten Schollen
Rührt unser Loos nicht, nimmer
Erbleicht ob unsres Weh's der Sterne Schimmer.

Nicht des Olymps noch des Cocytus' Herrscher,
Die tauben, ruf' ich sterbend,
Auch nicht die Nacht noch die unwürdge Erde,
Noch dich, den letzten Hoffnungsstrahl des Todes,
Dich, Ruhm der Nachwelt. Soll die feige Heerde
Der Menschen meine Gruft mit Thränen ehren,
Mit Wort und Spenden schmücken?
Die Zeit wird schlimmer; trägen Enkelsöhnen
Ist nunmehr arger Weise

Die Ehre hoher Geister und die Rache
Für diese tiefe Schmach anheimgegeben.
Zieh' um mich, schwarzer Vogel, deine Kreise!
Es mag den wilden Thieren
Zum Fraß mein Leib hier liegen,
Und mein Gedächtniß mag im Wind verfliegen!

VII.

Der Frühling oder von den Mythen der Alten.

Nun da die Sonne heilet
Des Winters Schäden, da vom Wehn des lauen
Zephyrs die kranke Luft sich neu belebet,
Da sich der Wolken schwere Schatten senken,
Da ihre Brust vertrauen
Wehrlos dem Wind die Vögel, und die Sonne
Nun neue Liebeslust und neue Hoffnung
Sogar dem Wild erweckt in Waldestiefen,
Wo kaum der Rauhfrost von den Zweigen thaute —
Kehrt da vielleicht den Herzen, die da schliefen
Erstarrt in Schmerzes Qualen,
Die schöne Zeit zurück, die früh zerstörte
Der Wahrheit Todesfackel
Und das Verhängniß? Will nicht ganz verschwinden
Für immerdar dem Armen Phoebus' Leuchte?
Und willst du, duftger Frühling,
Noch einmal neu beleben und entzünden
Dies eisge Herz, das schon in jungen Jahren
Des Alters bittre Qualen hat erfahren?

Lebst du, lebst du, o heilge
Natur? Lebst du und dringt zu meinen Ohren
Der Mutter Stimme, die ich kaum noch kannte?
Sonst hatten zarte Nymphen jene Bäche
Zum Wohnsitz sich erkoren,

Zum Spiegel diesen Quell. Geheime Tänze
Der Götter sahen jene Felsengipfel
Und waldgen Höhn, jetzt ein Asyl den Winden.
Der Hirt vernahm, wenn er zur Mittagsstunde
Die durstgen Lämmer trieb zu schattgen Gründen
Am blumenreichen Ufer
Des Strom's, ein rauschend Lied entlang dem Strande
Aus derber Faunen Munde
Ertönen; sah sich regen dann die Fluten
Und stutzte; denn Diana, nicht gesehen
Von ungeweihtem Auge,
Stieg in die lauen Wogen, von den Gluten
Der blutgen Jagd die jungfräulichen Glieder,
Den schnee'gen Busen zu erfrischen, nieder.

Es lebten Blumen, Kräuter,
Die Wälder lebten einst. Es war dem milden
Lufthauch, den Wolken und der Fackel Titans
Vertraut der Menschen Schicksal, und es folgte,
O Cypris, auf Gefilden
Und über Bergeshöhen deinem Sterne
Der Wandrer aufmerksam in nächtger Wildniß,
Wähnt', du begleitetst ihn auf seinen Wegen
Und sorgtest für der Sterblichen Geschicke.
Der Flüchtling, der, unselgem Haß erlegen
Im wilden Bürgerzwiste,
Einsam im tiefen Wald an seinen Busen
Die rauhen Stämme drückte,
Glaubt', daß lebendge Glut im Baume hebe
Die leeren Adern, daß die Blätter seufzen,
In schmerzlicher Umarmung
Verstohlen Daphne oder Phyllis bebe,

Und daß um Phaëton die Schwestern klagen,
Der in die Flut gestürzt vom Sonnenwagen.

Und ihr, ihr rauhen Felsen,
Ihr horchtet, wenn der Mensch, sein Leid zu künden
In Klagetönen sich ergoß, als Echo,
Und nicht der leeren Lüfte Rauschen, einsam
Noch hauft' in jenen Gründen
Als einer unglückselgen Nymphe Odem,
Den Liebesgram und Mißgeschick verbannten
Aus zartem Körper. Hin durch nackte Klippen
Und Schluchten, hin durch öde Trümmerstätten
Trug sie die Klagelaute unsrer Lippen
Und unsre Noth und Schmerzen
Auf zum gewölbten Aether. Und die Sage
Hieß dich, melodscher Vogel,
Der du den jungen Lenz in Waldestiefen
Begrüßest, kundig menschlichen Geschickes,
Und glaubte, du erhöbest,
Wenn Flur und Luft in nächtger Stille schliefen,
Um Noth und ruchlos Leid vergangner Tage,
Um alten Gram und Kummer deine Klage.

Doch nicht verwandt dem unsern
Ist dein Geschlecht; die Lieder, die erschallen
Aus deiner Brust, sind nicht von Weh durchdrungen.
Und schuldlos birgt dich minder gern das Dickicht.
Da des Olympus' Hallen
Verödet stehn, und durch die schwarzen Wolken
Und durch die Berge rollend blind der Donner
Unschuldge ebenso wie Schuldge schrecket
Und mit Entsetzen füllt, da Mutter Erde,

Uns fremd und nichts von ihren Kindern wissend,
Nur Trübsal in uns wecket,
So höre du den thränenreichen Jammer
Des Menschenlooses, holde
Natur, und gieb zurück die alten Gluten
Mir in die Seele, falls du wirklich lebest
Und irgendwas im Himmel,
Auf Erden oder in des Meeres Fluten
Besteht, das wenn auch Mitleid nicht im Herzen,
So doch ein Auge hat für unsre Schmerzen.

VIII.

Hymnus an die Patriarchen

oder

von den Anfängen des menschlichen Geschlechts.

Von euch, der Menschheit hochberühmten Vätern,
Wird fort und fort der schmerzbeladnen Söhne
Gesang ertönen; wart ihr stets doch theurer
Dem ewgen Lenker der Gestirne, minder
Beweinenswerth als wir, wart ihr geboren
In einem holden Licht. Unheilbar Leiden,
Geboren sein zu Thränen und als süßres
Geschick hinnehmen Tod und Grabesnacht
Als goldnes Aetherlicht, das war nicht Mitleid
Noch himmlische Gerechtigkeit, die solches
Dem armen Sterblichen hat aufgebürdet.
Und wenn von eurem alten Irrthum, welcher
Der Tyrannei der Seuchen und des Elends
Preis gab den Menschen, alte Sagen melden,
Hat grausre Schuld der Söhn', ihr wilder Geist
Und Wahnsinn schlimmer die gekränkte Gottheit
Und die verschmähte Hand der mütterlichen
Natur bewaffnet gegen uns, so daß
Des Lebens Flamme uns verdroß, verworfen

Der Sproß des mütterlichen Schooßes war,
Und wild an's Licht der Erebus hervorbrach.

Du sahst, o du der Menschheit einstger Führer
Und Ahn, zuerst den Tag, die Purpurfackeln
Der kreisenden Gestirne, wie der frischen
Gefilde Sprossen und den Hauch des Windes,
Der über junge Triften irrend schweifte,
Als der Gebirgsstrom noch in jähem Sturz
Mit unerhörtem Brausen traf die Felsen
Und öden Thäler, und als auf den holden
Zukünftgen Stätten von berühmten Völkern
Und von geschäftgen Städten tiefer Friede
Noch herrschte, und der Sonne heller Strahl,
Der goldne Mond die unbebauten Hügel
Einsam und stumm hinanstieg. O, wie glücklich,
Wie unbekannt mit Schuld, mit Noth und Jammer
War da die stille Erde! Welches Elend,
Unselger Vater, welch' endlose Reihe
Von herbem Leid hat Deinem Stamm das Schicksal
Bereitet! Siehe, unerhörter Wahnsinn
Besudelt nun mit Blut und Brudermord
Die kargen Felder, und der reine Aether
Gewahrt des Todes unheilvollen Fittich.
Es irrt umher der Brudermörder zitternd
Und flieht die stillen Schatten und das Rauschen
Des Windes in der Wälder Einsamkeit
Und baut zuerst gesellge Wohnungen,
Herberg' und Reich von Sorg' und Angst; es einet
Und treibt zuerst die Qual der herben Reue
Verzweiflungsvoll die blinden Sterblichen,
An gleicher Zufluchtsstätte sich zu sammeln.

Dem krummen Pflug ward so die frevle Hand
Versagt, der Schweiß des Landmanns schien verächtlich,
Und Müßiggang herrscht' an des Lasters Schwelle,
Die Urkraft welkte in den trägen Leibern,
Der Geist erschlaffte, und — der Uebel größtes —
Die Knechtschaft unterwarf die feige Menschheit.

Und du, dem aus dem trüben Himmel nieder
Von flutumspülten Höhn die weiße Taube
Zuerst ein Zeichen neuer Hoffnung brachte,
Und dem schiffbrüchig aus den Wolken stieg
Die Sonn' am Abend, mit der zarten Iris
Den düstern Himmel malend, Du erlösest
Vom Zorn des Aethers und der Meeresflut,
Die Bergeshöhn bedeckte, das Geschlecht
Des Menschen. So gerettet kehrt er wieder
Zurück, erneut mit seinem wilden Streben
Sein altes Weh, verlacht die unnahbare
Gewalt des Meers und dessen Strafgericht
Und lehret seinen Jammer, seine Thränen
Entfernte Küsten, fremde Völker kennen.

Nun denket Dein mein Herz, du Ahn der Frommen,
Gerecht und stark, und Deines Samens Sprossen,
Der edlen. Künden will ich, wie einst heimlich,
Indeß Du um die Mittagszeit verborgen
Im Schatten Deiner trauten Hütte saßest,
Am sanften Ufer, Deiner Heerden Weide,
Die Gottheit mit Besuch von Himmelspilgern
Dich segnete; und wie, o Sohn der klugen
Rebekka, Abends nahe bei dem Brunnen,
Dem ländlichen, im milden Thal von Haran,

Belebt von Hirten und von froher Muße,
Dich Lieb' ergriff zur schönen Tochter Labans,
Ja, Liebe unbesiegbar, daß zu langer
Verbannung und zu langer, schwerer Mühsal
Und zu des Knechtedienſts verhaßter Bürde
Du willig Dich mit frohem Muthe weihteſt.

Gewiß, einſt war — nicht ſpeiſt mit leeren Reden
Und Schattenbildern der aon'ſche Sang
Und alte Sage das begierge Volk —
Es war vordem befreundet unſrem Stamme
Und hold dies Jammerthal, und golden rann
Das flüchtge Leben hin. Nicht daß die Milch
In reiner Flut die Wand der Heimatthäler
Benetzte, oder daß der Hirt den Tiger
Mit ſeinen Heerden zum gewohnten Stalle
Zum Scherz hinführte oder hin zur Quelle
Den Wolf; jedoch unkundig ſeines Schickſals
Und ſeiner Leiden, frei von Leiden lebte
Der Menſch, ſich fügend willig den geheimen
Geſetzen der Natur ſowie des Himmels;
Der holde Wahn, der Trug, der zarte Schleier
Der Dinge nützten, und das Lebensſchiff
Trieb hoffnungsfroh und ruhig in den Hafen.

So lebt jenſeits des Urwald's noch ein glücklich
Geſchlecht, an deſſen Herz die bleiche Sorge
Nicht nagt, und dem kein grauenvolles Siechthum
Die Glieder ſchwächt, und dem die Wälder Nahrung,
Die Felſenhöhle Zuflucht und das Thal
Zum Trank die Quelle beut, und dem der Tag
Des ſchwarzen Todes unerwartet naht.

O, wie so wehrlos ist das Reich der weisen
Natur doch gegen unser ruchlos Trachten!
Den fernen Strand, die Höhlen, stillen Wälder
Erschließet unser Wahnsinn, unbezähmbar,
Erzieht zu fremden Schmerzen, neuen Wünschen
Das unterworfne Volk und scheucht das flüchtge
Und nackte Glück zum fernen, fernen Westen.

IX.

Sappho's letzter Gesang.

Du stille Nacht und du, verschämter Strahl
Des Mondes, der zum Untergang sich neiget,
Und du, der aufgeht überm Walde dort,
Des Tages Herold, wie entzückte mich
Einst euer Anblick, als noch die Erinnyen,
Als das Verhängniß mir noch unbekannt!
Solch Schauspiel ekelt den Verzweifelnden.
Nur dann belebt mich ungewohnte Lust noch,
Wenn Regenschauer durch den Aether jagen,
Auf den erschreckten Fluren Wolken Staubes
Der Südwind hoch aufwirbelt, wenn der Wagen,
Zeus' schwerer Wagen über meinem Haupte
Donnernd hinrollt, die finstre Luft durchschneidend.
Mich freut's, durch Schluchten und durch tiefe Thäler
Im Sturm zu wandern, scheuer Heerden Flucht
Zu schaun, mich freut des wilden Stromes Toben,
Wenn siegreich seine Wellen
Hoch über die zerrissnen Ufer schwellen.

Schön ist dein Mantel, blauer Himmel, schön
Bist du, bethaute Erde! Aber, ach,
Von all der unermessnen Schönheit gaben
Die Götter und das unbarmherzge Schicksal
Der armen Sappho nichts. Obwohl ein niedrer

Und läſtger Gaſt in deinen prächtgen Reichen,
Natur, kehr' ich, verſchmähte Liebende,
In brünſtgem Flehen Herz und Aug' empor
Zu Deinen Reizgeſtalten. Aber, ach,
Mir lächelt nicht der ſonnge Strand, der Schimmer
Des Morgens an des Aethers Pforten nicht,
Mich grüßet nicht das Lied der bunten Vögel,
Der Buchen Säuſeln nicht, und wo im Schatten
Der Trauerweiden dort der klare Bach
Ausbreitet ſeinen reinen Spiegel, da
Scheint meinem ungewiſſen Fuß die Welle
Sich ſpröde zu entziehen
Und von dem blühnden Ufer fortzufliehen.

Welch' ein Vergehn, welch' unerhörter Frevel
Befleckte mich, ſchon eh' ich ward geboren,
Daß mich ſo feindlich traf der Blick des Schickſals?
Was ſündigt' ich als Kind, da noch das Leben
Nichts weiß von Schuld, daß ſo beraubt der Jugend,
So blütenleer die unbarmherzge Parze
An ihrer Spindel dreht den Lebensfaden?
Doch unbedachte Worte ſpricht die Lippe.
Geheimnißvoller Rathſchluß lenkt das Schickſal.
Geheim iſt alles außer unſrem Schmerz.
Verſtoßne Brut, ſind wir zu Thränen nur
Geboren; das Warum — es liegt im Schooße
Der Götter. O, der Mühen, o der Hoffnung
Der erſten Jugend! Zeus verlieh dem Schein,
Dem holden Schein ein ewig Reich auf Erden;
Es mag im ſchlechten Kleid der Held, der Sänger
Um Ehr' und Ruhm ſich mühen,
Es wird kein Kranz um ihre Schläfen blühen.

Ich sterbe. Der unwürdge Schleier fällt
Zu Boden, und der reine Geist enteilt
Zum Tartarus, das grause Loos zu sühnen,
Das mir zuwarf der blinde Schicksalsspender.
Und Du, dem lange Lieb' und lange Treue
In unbezwungner Glut umsonst ich weihte,
Sei glücklich, wenn ein Sterblicher auf Erden
Je glücklich war! Mir ward zu Theil kein Tropfen
Vom süßen Naß aus Jovis kargem Becher,
Seitdem die Täuschung und der Traum der Kindheit
Mir schwanden. Ach, am schnellsten stets entfliehen
Die frohsten Tage unsres Erdenlebens.
Es nahen Krankheit, Alter und der Schatten
Des eisigkalten Todes. Nach so manchen
Erhofften Palmen, manchem süßen Wahne
Harrt mein der Tod, nichts bleibt der kühnen Seele,
Als zu des Orkus Schweigen
In's finstre Schattenland hinabzusteigen.

X.

Die erste Liebe.

Mir kommen wieder in den Sinn die Stunden,
Da ich zuerst die Lieb' empfand und sprach:
Ist Liebe dies? — jetzt kenn' ich ihre Wunden!

Für alles blind folgt' ich der Einen nach,
Die sich zuerst die Bahn zu diesem Herzen
Und ohne daß sie's selber wollte, brach.

O Liebe, konntest so du mit mir scherzen?
Wie konnte schaffen diese süße Lust
So heiße Wünsche, so viel bittre Schmerzen?

Warum zogst du nicht froh, des Glücks bewußt,
Das sonst du spendest, nein, mit bangen Klagen
Und tausendfachem Weh in diese Brust?

Schwachmüthig Herz, wie konntest so du zagen,
Bei dem Gedanken leiden solche Noth,
Nächst welchem Ekel jegliches Behagen?

Gedanke, der sich schon beim Morgenroth,
Und bis der Tag und auch die Nacht verronnen,
Der Seele schmeichelnd stets aufs neue bot,

Du hast aus unerschöpflich tiefem Bronnen,
Wenn ich gebettet lag auf weichem Flaum,
Mir Jammer nur gereicht statt Glück und Wonnen.

Und hatte durch die müden Glieder kaum
Dann Schlaf, die Schmerzen lindernd, sich ergossen,
Riß mich's wie Fieberwahnsinn aus dem Traum.

Dann stand, obwohl ich rings von Nacht umflossen,
Das süße Bild lebendig vor dem Blick,
Wenn auch der Augen Vorhang fest geschlossen.

O, welch' ein Strom von unnennbarem Glück
Floß mir in Wonneschauern durch die Glieder!
Wie kehrt' ins Herz mir immmerfort zurück

Solch süße Regung doch! So tönt hernieder
Ein Flüstern aus den Wipfeln, wenn bewegt
Vom West, die Blätter wogen hin und wieder.

Und du, indeß ich schweige, sprich, was regt
In dir, mein Herz, sich, da sie nun geschieden,
Um die allein dein Puls so stürmisch schlägt?

Noch fühlt' ich meine Brust von Gluten sieden,
Und schon hat, ach, des Windes leiser Zug,
Der kaum mich kühlte, wieder mich gemieden.

Zu schlafen war vergeblicher Versuch!
Kaum tagt's, als das Gespann, das sie entführte,
Das Pflaster vor des Vaters Hause schlug.

Und ich, besorgt, daß man mich hörte, rührte
Mich nicht, doch offen in der Dunkelheit
Hielt Aug' und Ohr ich, ob ich etwa spürte

Der Stimme Laut, die mir zu jener Zeit
Zum letztenmal von diesen Lippen tönte
Und mir entriß des Himmels Seligkeit.

Doch nur der Diener rohes Schreien höhnte
Mein Ohr, mir rieselt's durch die Glieder kalt,
Laut schlug mein Herz und meine Lippe stöhnte.

Als endlich doch mit himmlischer Gewalt
Der süße Laut in Ohr und Herz gedrungen,
Und dann der flüchtgen Räder Rasseln schallt,

Da schloß ich, nun verwaist, von Gram durchdrungen,
Die Augen, drückt' ins Kissen mein Gesicht,
Griff mit der Hand ans Herz, von Weh bezwungen,

Dann durch die stille Kammer das Gewicht
Des Körpers schleppend hin auf schlaffen Knieen:
„Es komm', was will, sprach ich, es rührt mich nicht."

Nun aber will Erinnrung nicht mehr fliehen,
Und jedes Antlitz, jeder Stimme Ton
Macht alte Schmerzen neu in mir erglühen,

Und lange Qual trug dann den Sieg davon.
So sendet Zeus ununterbrochen Regen
Oftmals hernieder von Olympos' Thron.

Kaum achtzehn Jahr alt stand ich dir entgegen,
O Liebe, doch von Thränen wußt' ich nur.
Was Wunder, daß ich Deinem Pfeil erlegen,

Daß ich Entsagung jeder Freude schwur,
Daß mich nicht rührte mehr Aurora's Glühen,
Der Sterne Glanz nicht, noch die grüne Flur.

Auch Durst nach Ruhm, um den ich tausend Mühen
Geduldig trug, erlosch in meiner Brust,
Seit sie der Lieb' als Wohnsitz ward verliehen.

Die Wissenschaft schien nun wie eitler Wust,
Aus welchem keine Früchte zu gewinnen,
Und einst war sie doch meine ganze Lust.

Wie war nur so verändert all mein Sinnen!
Was einst ich ernst gewollt, schien jetzt mir Scherz,
Die frühre Neigung thörichtes Beginnen.

Es freute mich allein mein trübes Herz,
Mit ihm zu plaudern hatt' ich nur erkoren
Und Wache halten still bei meinem Schmerz.

Gesenkt den Blick, hatt' ich, in mich verloren,
Jedwedes Antlitz, häßlich oder schön,
Selbst flüchtig anzuschauen streng verschworen.

Es konnte ja das reine Bild vergehn,
Das ich im Busen trug, so wie die Fluten
Sich trüben schon bei leisem Windeswehn.

Nun fühl' im Herzen ich der Reue Gluten
Um meiner Liebe, ach, versäumtes Glück.
Die Lust ist mir in Gift verkehrt, und bluten

Macht mir das Herz mein hartes Mißgeschick;
Doch hab' ich keine Thaten zu bekennen,
Von denen Schande fiel' auf mich zurück.

Die Flamme, die ich fühlt' im Busen brennen,
— Ich schwör's euch, edle Seelen, Himmel, dir —
War stets nur rein und unbefleckt zu nennen.

Die Flamme lebt, noch lebt die Lieb' in mir,
Stets schwebt ihr süßes Bild vor meinen Blicken,
Das spendet Himmelslust nun für und für,
Und mir genügt vollauf ein solch Entzücken.

XI.

Die Blaudrossel.

Du singst vom Gipfel jenes alten Turmes
Hinaus in's Feld, einsiedlerischer Vogel,
Und singst, bis sich der Tag zur Ruhe neiget;
Und durch das Thal hin zieht der süße Wohllaut.
Vom Himmel niedersteiget
Der Lenz und schreitet jauchzend durch's Gefilde,
Ihn anzuschaun rührt schon das Herz im Busen.
Horch, Heerden blöcken, horch, die Rinder brüllen.
Und sieh die andern Vögel um die Wette,
Den holden Frühling feiern wonnetrunken
Und durch den Aether auf- und niederschweben!
Du aber sitz'st abseits, in dich versunken
Und magst nicht ihre Freuden
Noch ihren luftgen Flug gesellig theilen;
Du singst — und so enteilen
Der Frühling und dein eignes junges Leben.

Mein Leben ist verflossen
Und, ach, verfließt wie deines. Lust und Lachen,
Der Jugendzeit holdselige Genossen,
Und Liebe du, der Jugend Zwillingsschwester
Und unsrer spätren Tage herber Seufzer,
Wie's kommt, ich weiß es nicht, doch eure Spuren
Hab' immer ich gemieden.

Ich lebe abgeschieden
Von aller Welt und sehe,
Wie meines Lebens Frühling mir entfliehet.
Der Tag, der jetzt am Horizont verglühet,
Ein Festtag ist's, den sie im Dorfe feiern.
Horch, Glocken durch die klare Luft erschallen,
Horch, Eisenrohre feuern Freudenschüsse,
Die krachend fern und nahe wiederhallen!
In bunten Feierkleidern
Verläßt des Dorfes Jugend
Die Häuser, durch die Gassen hin zu wandeln,
Und sieht und wird gesehn und freut sich herzlich.
Nur ich allein vermeide
Die Menge, geh' allein in's Feld, verschiebend
Jedwede Lust und Freude
Auf eine andre Zeit: und wenn mein Auge
Dann in des Aethers Bahnen
Die Sonne schaut, die hinter fernen Bergen
Zum Untergang sich wendet
Nach diesem heitren Tag, dann will mich's mahnen,
Daß auch das selge Jugendalter endet.

Einsamer Vogel, dich wird nicht dein Treiben,
Wenn sich der Abend deines Lebens nahet,
Und sich dein Loos vollendet,
Gereuen; denn es folgt Naturgesetzen
All euer Thun und Streben.
Doch ich, wenn ich muß leben
Und kann den tausend Plagen
Des Alters nicht entgehen,
Und wenn mein Auge stumm für Andrer Herzen,
Wenn leer die Welt, und finstrer als das Heute

Das Morgen wird vor meinen Blicken stehen,
Was werd' alsdann ich sagen
Von meiner Jugend, meines Lebens Zielen?
Ach, Reue werd' ich fühlen
Und oft, doch trostlos werd' ich rückwärts sehen.

XII.

Die Unendlichkeit.

Stets war mir theuer jener stille Hügel
Und jene Hecke, die zum großen Theil
Den fernsten Horizont dem Blick entziehet.
Dort sitz' ich in Betrachtung oft und denke
Mir jenseit dieser grenzenlosen Räume
Die tiefste Ruh' und überirdsches Schweigen,
So daß das Herz mir fast erstarrt vor Schrecken.
Und wie ich nun den Wind durch diese Büsche
Hinrauschen höre, da vergleich' ich jenes
Endlose Schweigen diesen Lauten hier.
Und so gedenk' ich nun der Ewigkeit,
Der längst entschwundnen, todten, wie der jetzgen
Lebendgen Zeit und ihres Lärms. In dieser
Unendlichkeit versinkt mein ganzes Denken,
Und süß ist's mir, auf diesem Meer zu scheitern.

XIII.

Festtagabend.

Die Nacht ist mild und klar, es schweigt der Wind,
Und über Dächer, über Gärten hin
Geht still der Mond und läßt der fernen Berge
Umriß genau erkennen. Holde Frau,
Auf allen Wegen herrscht nun tiefes Schweigen,
Nur selten scheint ein Licht noch durch die Fenster.
Du schläfst; denn Dich umfieng gar leicht der Schlummer
In Deinen stillen Zimmern; keine Sorge
Nagt Dich, noch weißt Du oder ahnst Du
Die Wunde, die Du meinem Herzen schlugst.
Du schläfst; ich tret' an's Fenster, zu begrüßen
Den Himmel, scheinbar gütig allen Menschen,
Und die allmächtige Natur, die mich
Zu Leiden schuf. „Dir sei versagt, sprach sie,
Die Hoffnung, selbst die Hoffnung! Deine Augen,
Erglänzen sollen sie allein von Thränen."

Es war ein Festtag heut'; nun ruhst Du aus
Von Deinen Freuden und erinnerst Dich
Vielleicht im Traum, wie vielen heute Du
Gefallen und wie viele Dir gefielen.
Doch mein gedenkst Du nicht (wie könnt' ich's hoffen?) —
Ich frag' indeß, wie lang noch währt dies Leben,
Und schreiend werf' ich mich zur Erd' und jammre:
O gräßlich Schicksal in so jungen Jahren! —

Da hör' ich auf der Straße in der Nähe
Den Handwerksmann, der für sich singend spät noch
Von einer Lustbarkeit nach Hause kehret.
Und furchtbar schnürt' es mir das Herz zusammen,
Bedenk' ich, wie hienieden alles schwindet
Und kaum zurückbleibt eine Spur. So ist
Vergangen dieser Festtag, und dem Festtag
Folgt nun der Werktag, und die Zeit entführt
Jedwedes menschliche Begegniß. Wo
Ist jetzt der Ruf der Alten, wo der Ruhm
Der hehren Ahnen, wo die Herrschaft Roms,
Die Waffenthaten und das Kriegsgetöse,
Das einst erklang durch Länder und durch Meere?
'S ist Frieden, Stille, und die ganze Welt
Regt sich nicht mehr und spricht nicht mehr von ihnen.
In meiner Jugend, wo man sonst mit Sehnsucht
Des Festtags harrt, da lag ich traurig, wachend,
Wenn er vorüber war, auf meinem Lager,
Und hört' ich dann in später Nacht ein Lied,
Das von der Straße so in's Ohr mir drang
Und in der Ferne hinstarb allgemach,
Da preßt' es ebenso mein Herz zusammen.

XIV.

An den Mond.

O holder Mond, ich denke eben dran,
Wie ich, von Leid erfüllt — 's ist grad' ein Jahr —
Zu diesem Hügel kam, dich zu betrachten.
Auch damals hiengst du über jenem Walde,
Wie jetzt du drüber hängst, ihn ganz erhellend.
Doch schien dein Antlitz meinen Augen neblig
Und zitternd von den Thränen, die den Wimpern
Entquollen; denn voll Kummer war mein Leben,
Und ist es noch und wird es ewig bleiben.
Geliebter Mond! Doch freut mich's, meiner Schmerzen
Zu denken und ihr Alter nachzurechnen.
Wie herrlich ist's, in unsrer Jugend Tagen,
Wo vor uns weit noch liegt die Bahn der Hoffnung
Und kurz die der Erinnrung hinter uns,
Still zu gedenken der Vergangenheit,
Ist sie auch trüb' und währen noch die Schmerzen.

XV.

Der Traum.

Früh war's, und durch die festgeschlossnen Läden
Schlich vom Balkon her in mein dunkles Zimmer
Verstohlen sich der Sonne erster Strahl.
Da, um die Zeit, wo schwächer schon und süßer
Der Schlaf die Augenlider überschattet,
Stand neben mir und sah in's Antlitz mir
Das Bildniß jener, die zuerst die Liebe
Mich kennen lehrt', und dann mich ließ in Thränen.
Sie schien nicht todt, doch traurig, wie die Züge
Von solchen, die das Unglück beugt. Sie näh'rte
Die Hand nun meiner Stirn und: „Lebst Du? sprach sie
Mit Seufzen, und bewahrst Du in der Seele
Erinnrung noch an mich?" — „Woher, entgegn' ich,
Und wie kommst Du zu mir, o theure Schönheit?
Wie weint' ich und wie wein' ich noch um Dich!
Ich glaubte nicht, daß Du es je erführest,
Und um so herber waren meine Schmerzen.
Doch willst Du mich zum zweiten Mal verlassen?
Ich fürcht' es. Aber sage, was geschah Dir?
Bist Du dieselbe noch? Und was verzehret
Im Innern Dich?" — „Vergessenheit, sprach sie,
Verwirrt die Sinne Dir, der Schlaf umhüllt sie.
Gestorben bin ich, Du hast mich gesehen
Zum letzten Mal, schon manche Monden sind's." —

Unsäglich Weh fühlt' ich bei diesen Worten.
Und sie: „Ich starb in meiner Jahre Blüte,
Wenn leben ist so süß, und eh das Herz
Erkennt, daß eitel alles irdsche Hoffen.
Den Tod sich wünschen wird nicht schwer dem Kranken,
Den Tod, der ihn von allem Schmerz und Kummer
Erlöst. Doch für die Jugend scheint entsetzlich
Der Tod und hart das Schicksal, daß die Hoffnung
Erlischt dort unten in des Grabes Nacht.
Zu wissen, was Natur verbirgt dem Menschen,
Der noch das Leben nicht erkannt, ist eitel,
Um vieles besser als unzeitig Wissen
Ist blinder Schmerz." — „O Unglückselge, Theure,
Versetzt' ich, schweige, schweige, Du zerreißest
Mit diesem Wort das Herz mir. Also todt,
Geliebte, bist Du, und ich lebe noch!
Und droben war's bestimmt, daß dieser Leib,
So zart und hold, in bangen Todesschweißen
Vergieng, indessen diese morsche Hülle,
Noch immer aufrecht steht! So oft ich auch
Dran denken muß, daß Du nicht mehr am Leben,
Daß ich auf Erden nie Dich wiederfinde,
So kann ich's doch nicht glauben. Ach, was ist es,
Das sterben heißt? Wohl könnt' ich's heut' erfahren,
Und dieses schwache unbewehrte Haupt
Dem wilden Grimme des Geschicks entziehen.
Zwar bin ich jung, doch meine Jugend schwindet
Dahin, verzehrend sich wie Greisenalter,
Vor dem ich schaudre, wenn es gleich noch fern ist,
Doch wenig unterscheidet sich vom Alter
Die Blüte meines Lebens." — „Ach, zu Thränen,
Sprach sie, sind wir geboren; unsrem Leben

Hat nicht das Glück gelächelt, und der Himmel
Ergötzte sich an unsrem Schmerz.“ — „Jetzt, sprach ich,
Da mir der Blick von Weinen, da das Antlitz
Verschleiert mir von Bläße, da von Jammer
Mir schwer das Herz, weil Du mich hast verlassen,
Jetzt sag' mir: spürtest jemals Du im Busen,
Solang Du lebtest, einen Funken Liebe,
War je Dein Herz voll Mitleid für den Armen,
Der so Dich liebte? Hoffnungslos und hoffend
Verbracht' ich damals meine Tag' und Nächte.
Und jetzt ermüd' ich mich in eitlem Zweifeln.
Wenn nur ein einzges Mal in Deine Seele
Erbarmen drang mit meinem trüben Leben,
Verbirg mir's nicht, damit an der Erinnrung
Jetzt wo die Zukunft uns genommen ist,
Ich weiden kann mein Herz.“ — Und sie: „O tröste
Dich Unglückselger! Denn ich war nicht karg
Mit Mitleid gegen Dich, so lang ich lebte,
Und bin's auch jetzt nicht, denn auch ich war elend.
Doch klage nicht um mich, mich armes Kind!“ —
„Um unsres Unglücks, um der Liebe willen,
Die mich verzehrt, so rief ich, um der Jugend
Geliebten Namens willen und des Lebens
Verlorner Hoffnung, reich' mir, reich', o Theure,
Mir Deine Hand!“ — Und sie in süßer Trauer
Reicht mir die Hand. Indeß ich sie mit Küssen
Bedeck' und dann voll schmerzlichen Entzückens
Sie preß' an meine Brust, indeß mein Antlitz
Erglüht und auf den Lippen stockt die Sprache,
Da schimmert schon der Tag mir vor den Blicken.
Sie heftete die Augen zärtlich dann
Auf meine Augen: „Du vergißt, o Theurer,

So sprach sie, daß die Schönheit mir entschwunden,
Du glühst und bebst, Unseliger, umsonst
Von Liebe. Drum zum letzten Mal: fahr' wohl.
In Seel' und Leib sind ewig wir geschieden.
Du lebst für mich nicht, wirst für mich nicht leben,
Den Schwur der Treue, den Du mir geschworen,
Ihn riß entzwei das Schicksal." — Als in Angst ich
Nun aufschrein wollt', in Schmerzen zuckt', in Thränen
Die glühnden Augen trostlos sich ergossen,
Da wacht' ich auf vom Schlaf. Doch stand sie noch
Vor meinem Blick, und in dem Strahlenschimmer
Der Sonne glaubt' ich noch zu sehn ihr Bildniß.

XVI.

Das einsame Leben.

Es weckt mich aus dem Schlafe früh der Regen,
Der tröpfelnd leis' an meine Hütte klopft,
Indeß die Henne, mit den Flügeln schlagend,
Im noch verschlossnen Stalle munter gackert,
Und sacht der Landmann an das Fenster tritt
Und nach der Sonne späht, die ihre Strahlen
Hin durch die letzten Regentropfen sendet;
Und mich erhebend segne ich das leichte
Gewölk, der Vögel erstes Lied, die Kühle
Des Morgens und die lachenden Gefilde.
Denn euch, unselge Städtemauern kenn' ich,
Ich kenn' euch, ach, genug, wo Haß und Schmerzen
Zusammen wohnen, wo ich schmerzvoll lebe
Und so bald sterben werde. Etwas Mitleid,
Wenn auch nur karg, zeigt hier mir wenigstens
Noch die Natur, die einst sich mir so freundlich
Bewiesen. Doch auch du, Natur, du wendest
Hinweg den Blick von Elend und Bedrängniß
Und dienst, das Unglück und den Schmerz verachtend,
Der Glücksgöttin allein. Kein andrer Freund
Im Himmel und auf Erden, keine Zuflucht
Ist dem Verlassnen als das Schwert geblieben.

Zuweilen such' ich einen stillen Platz
Auf einer Höhe, an des See's Gestade,

Umgeben rings von still verschwiegnen Pflanzen.
Dort malt die Sonne um die Mittagsstunde
Ihr mildes Antlitz auf die stillen Fluten.
Kein Halm, kein Blatt bewegt sich da im Winde,
Kein Wellchen regt sich, keine Grille zirpt,
Kein Vogel rührt die Flügel in den Zweigen,
Kein Falter schwirrt, und nah und ferne schweigt
Jedweder Laut und jede Regung stockt:
Die tiefste Ruhe herrscht an diesen Ufern.
Und fast mich selbst vergessend und die Welt,
Sitz' ich bewegungslos; mir ist's, als ob
Die Glieder schlaff dalägen, als ob Leben,
Gefühl nicht mehr darin und ihre Ruhe
Mit dieses Ortes Schweigen sich vermischte.

O Liebe, Liebe, weit bist du entflohn
Aus diesem Herzen, warm und glühend einst.
Das Unglück hat mit seiner kalten Hand
Es fest gepackt und in des Lebens Blüte
Zu Eis erstarrt. Ja, wohl erinnr' ich mich
Der Zeit, da du zuerst in's Herz mir drangst.
'S war jene schöne Zeit — sie kehrt nicht wieder! —
Wenn sich dem jungen Blick die Schmerzensbühne
Der Welt eröffnet und ihm freundlich lächelt,
Als wär's ein Paradies. Dann klopft dem Jüngling
Von jungfräulicher Hoffnung und von Sehnsucht
Das Herz im Busen, und der Sterbliche,
Der unglückselge! rüstet sich, als wär's
Zu Spiel und Tanz, zur Arbeit dieses Lebens.
Doch nicht so bald ward ich dein inne, Liebe,
Als schon in Trümmer brach mein armes Leben,
So daß hinfort nur Thränen mir geziemen.

Nur dann und wann, sei's daß auf sonngen Höh'n,
Im ersten Frühroth, oder wenn die Dächer,
Die Au'n und Hügel in der Sonne glänzen,
Ein holdes Mädchenantlitz mir begegnet,
Sei's daß ich in der feierlichen Stille
Der Nacht zur Sommerzeit die irren Schritte
Vor einer ländlichen Behausung hemme,
Die stille Welt beschau' und auf das Lied
Des Mädchens horche, das im Kämmerlein
Einsam selbst Nachts die Arbeit fleißig fördert,
Da regt sich wohl dies Herz von Stein im Busen
Zu lautem Pochen; aber bald schon sinkt's
Zurück in seinen ehrnen Schlaf: denn fremd
Ist jede sanfte Regung ihm geworden.

O holder Mond, bei dessen mildem Strahle
Das Häschen tanzt im Wald, so daß der Jäger
Am Morgen klagt, daß er verwirrt die Fährten
Nun findet und auf falschen Spuren suchend
Seitab vom Lager in die Irre geht,
Sei mir gegrüßt, du milder Fürst der Nächte.
Feindselig fällt dein Strahl auf Wald und Felsen,
Einsam verlassne Mauern und den Stahl
Des bleichen Räubers, der gespannten Ohrs
Auf Räderknarren horcht und Pferdetritte
Und lauscht, ob er nicht hört auf stillem Pfade
Den Wandrer nahn, um ihn mit Waffenklirren,
Mit rauhem Anruf und mit Mordgebärden
Das Herz im Busen plötzlich zu versteinen,
Den dann er liegen läßt in rauher Wildniß
Halbtodt und nackt. Feindselig trifft dein Licht
Den schnöden Buhler, der bei Nacht die Gassen

Durchschleicht und an die Mauern scheu sich drückt,
Das tiefste Schattendunkel ängstlich sucht
Und stille steht, vor brennenden Laternen
Und offnen Fenstern oft zusammenschreckend.
Feindselig bist du allen Bösgesinnten;
Doch mir wird freundlich stets dein Anblick sein
Auf diesen Fluren, wo du meinem Auge
Nur heitre Hügel zeigst und weite Auen.
Und doch wie hab' ich deinem holden Strahle,
Obwohl ich keiner Schuld mir war bewußt,
Oftmals gegrollt, wenn an bewohnten Stätten
Dem Blick der Menschen du mich preisgegeben
Und meinem Blick der Menschen Antlitz zeigtest!
Jedoch von jetzt an will ich stets dich preisen,
Magst du durch trübe Regenwolken segeln,
Magst strahlend du, des Aethers milder Herrscher,
Die thränenreiche Menschenwelt betrachten.
Du wirst mich oft noch sehen, wenn ich einsam
Und still durch Wald und grüne Fluren streife,
Zuweilen hingestreckt in's Gras, zufrieden,
Wenn Kraft und Athem mir noch bleibt zu seufzen.

XVII.

Consalvo.

Consalvo fühlte nah sein Lebensende,
Ein sonst gefürchtet, jetzt willkommnes Ziel.
Er lag auf seinem Sterbebett; ihm winkte
Schon nah' inmitten seines fünften Lustrums
Das heiß ersehnte Land „Vergessenheit".
So lag er da, an seinem Todestage
Von seinen liebsten Freunden längst verlassen;
Denn endlich bleibt kein Freund dem Mann auf Erden,
Der dieses Erdenlebens überdrüssig.
Nur Eine harrte aus an seiner Seite,
Gerührt von Mitleid, weil er so verlassen,
Sein steter und alleiniger Gedanke,
Elvira, Abbild göttergleicher Schönheit.
Sie kannte ihre Macht, sie wußte wohl,
Daß ein Blick, daß ein freundlich Wort von ihr,
Wohl tausendmal und abertausendmal
Im treuen Herzen wiedertönend, Nahrung
Und Halt dem armen Liebenden gewährte,
Obwohl sie nie bis jetzt ein Wort von Liebe
Von ihm vernommen; denn in seiner Seele
War stets von heilger Scheu die heiße Sehnsucht

Beherrscht. Es hatte so zum Kind, zum Sklaven
Das Uebermaß der Liebe ihn gemacht.

Doch endlich sprengt der Tod die alten Banden,
Und frei ist nun die Zunge. Als er fühlt
Die sichern Zeichen seines nahen Endes,
Und da er sieht, wie sie zu gehn sich rüstet,
Ergreift er ihre weiße Hand und spricht,
Sie drückend: „Ach, Du gehst, Dich zwingt die Stunde;
Leb wohl, Elvira; niemals, niemals glaub' ich,
Seh' ich Dich wieder. Drum leb wohl! leb wohl!
Ich danke Dir für Deine treuen Sorgen,
So warm ich kann. Dir lohne, wer's vermag,
Wenn Lohn der Himmel je gewährt den Frommen."
Die Schöne stand erblaßt, es drang ein Seufzer
Aus ihrer Brust; denn immer fühlt der Mensch
Ein Weh im Herzen, wenn er sieht den Menschen,
Selbst wenn er fremd ihm ist, im Tod' erliegen,
Und hört das letzte Lebewohl ihn sprechen.
Verhehlend ihm sein nahes Ende, wollte
Dem Sterbenden sie widersprechen. Aber
Er kam dem Wort zuvor und sprach: „Der Tod,
Du weißt es, kommt erwünscht und heiß ersehnt mir,
Und nicht gefürchtet. Dieser Todestag
Erscheint mir froh. Mich drückt das Eine nur,
Daß ich für immer Dich verliere, immer
Dich lassen soll. Bei diesem Worte spaltet
Sich mir das Herz. Nie werd' ich sehn die Augen,
Nie hören mehr der Stimme Laut! Doch sag' mir,
Elvira, eh Du mich verläßt auf ewig,
Gibst Du nicht einen Kuß mir, einen Kuß nur
In meinem ganzen Leben? Man verweigert

Doch nicht dem Sterbenden die letzte Bitte.
Auch kann ich, halb entseelt, nicht des Geschenkes
Mich rühmen; fremde Hand wird heute noch
Auf ewig diese Lippen schließen.“ Seufzend
Sprach er also und drückt' inbrünstig flehend
Die kalten Lippen auf die theure Rechte.

Unschlüssig, in Gedanken stand die Schöne.
Die Augen, hold von tausend Reizen strahlend,
Hielt sie geheftet auf den Unglückselgen,
In dessen Blick die letzte Thräne glänzte.
Sie hatte nicht den Muth, die einzge Bitte
Ihm abzuschlagen und den trüben Abschied
Durch Weigrung zu verbittern; rührte doch
Auch Mitleid sie mit seiner heißen Liebe.
Nun näh'rt sie hold ihr Himmelsangesicht
Und ihren Mund, vordem so heiß ersehnet
Und viele Jahre Inhalt seiner Träume
Und Seufzer, dem bekümmerten Gesicht,
Das schon erblaßt in kalten Todesschauern,
Und drückt voll Güte und erhabnem Mitleid
Nun Kuß um Kuß auf die verzückten Lippen
Des zitternden, beglückten Liebenden.

Wie ward Dir da? Wie stand vor Deinen Augen
Nun Leben, Tod, wie stand das Unglück da,
O sterbender Consalvo? Seine Hand,
Die noch die Hand der Heißgeliebten hielt,
Legt' er auf's Herz sich, drin die letzten Schläge
Des Todes und der Liebe zitterten,
Und: „O Elvira, sprach er, o Elvira,
Wohl leb' ich noch, wohl waren's Deine Lippen

Und dies ist Deine Hand, die noch ich drücke!
Mir scheint's unglaublich; ist's Vision, ist's Traum?
O, wie viel, wie so viel dank' ich dem Tode,
Elvira! Meine Liebe war auch früher,
Sie war zu keiner Zeit Dir unbekannt;
Nicht Dir, noch Andern; denn die wahre Liebe
Verbirgt man niemals. Offen in den Augen,
In den Gebärden, dem verwirrten Ausdruck
War sie zu lesen, schwieg auch meine Zunge.
Noch jetzt und immer wäre stumm geblieben
Dies mächtge Fühlen, das mich ganz beherrscht,
Wenn nicht der Tod mich kühn gemacht. Jetzt sterb' ich
Mit meinem Schicksal ausgesöhnt. Nicht klag' ich,
Daß ich die Augen je zum Licht geöffnet.
Ich lebte nicht umsonst, mir ward beschieden,
Zu drücken meinen Mund auf diese Lippen.
Ja, glücklich war mein Loos. Zwei holde Dinge
Hat diese Welt: die Liebe und den Tod.
Mir wird das Eine in der Jugend Blüte,
Und durch das Andre bin ich jetzt beglückt.
O, hättest Du nur einmal meine Liebe,
Einmal erwiedert, diese Erde wäre
Ein Paradies für immer mir geworden.
Ja, selbst das Alter, das verhaßte Alter —
Zufriednen Sinnes hätt' ich es erduldet;
Denn es zu tragen, hätte mir genügt
Mich zu erinnern einer einzgen Stunde,
Genügt zu sprechen: glücklich war ich, glücklich
Vor allen Glücklichen! Doch irdschen Wesen
Gewährt der Himmel nicht so hohe Wonne.
Es ward uns nicht vergönnt, so ohne Maßen
Beglückt zu lieben. Doch dafür hätt' ich

Von Henkers Hand geduldet Geißelschläge,
Und wär' auf Rad und Holzstoß froh gegangen
Aus Deinen Armen, ja, hinab gestiegen
Selbst zu den Schrecken ewiger Verdammniß.

Elvira, o Elvira, glücklich ist
Und selig der, mehr als die Götter sind,
Dem Du in Liebe lächelst; glücklich auch,
Wer für Dich Blut und Leben geben dürfte!
Dem Menschen ist vergönnt (kein leerer Traum ist's,
Wie ich vordem geglaubt) ihm ist vergönnt,
Beglückt zu sein auf Erden. Ich erkannt' es,
Als ich zuerst Dich sah. Wohl war's mein Tod,
Ich wußt' es, doch ich konnte jenen Tag,
Den grauenvollen Tag, mit ruh'gem Herzen,
Trotz all der Qualen, die ich litt, nie schmähen.

Nun lebe glücklich und die Welt verschöne
Mit Deinem Anblick, o Elvira. Keiner
Wird so Dich lieben, wie ich Dich geliebt.
Zum zweiten Male gibt's nicht solche Liebe.
Wie lange rief Consalvo Dich, der Arme,
Wie hat um Dich geklagt er und geweint!
Ich wurde bleich, und stille stand mein Herz,
Hört' ich, Elvira, Deinen Namen nennen;
Betrat ich Deine Schwelle, hört' den Klang
Von jener Engelsstimme, sah Dein Antlitz,
Wie bebt' ich da, der sonst vor'm Tod nicht bebte!
Doch schwindet mir die Kraft für Liebesworte,
Das Leben schwindet, meine Zeit ist um.
Nicht werd' ich mehr gedenken dieses Tages!
Fahr wohl, Elvira! Mit dem letzten Funken

Von meinem Leben wird erst aus dem Herzen
Dein liebes Bild mir schwinden. Fahre wohl!
Bist Du nicht gram mir, weihe meiner Bahre,
Wenn morgen sinkt die Sonne, einen Seufzer!

Er schwieg; denn mit dem letzten Laut versagte
Der Athem ihm, und eh' es Nacht, versank
Sein erster selger Tag vor seinen Blicken.

XVIII.

Das Ideal der Geliebten.

Nach Dir steht all' mein Sinnen,
Kann ich auch nicht Dein Antlitz, Holde, schauen.
Zuweilen nur tief innen
Erscheint mir in der Seele
Dein Götterbild im Traume,
Dann wieder auch auf sonnenhellen Auen.
Vielleicht hast Du hienieden
Beglückt der Menschen goldnes Unschuldsalter,
Und schwebst jetzt abgeschieden
Als Geist um uns; vielleicht hat Dich das Walten
Des Schicksals erst der Zukunft vorbehalten.

Mir bleibt kein Hoffnungsschimmer,
Je lebend Dich zu schauen,
Wenn nicht dereinst, da ledig seiner Hülle,
Mein Geist hinwallen wird auf fremden Auen
Und neuer Bahn. Ich dachte Dich zu finden
Als Pilgerin in diesen öden Reichen
Schon damals, als erst trüb und grabesstille
Begann mein Leben. Aber, ach, kein Wesen
Fand ich auf Erden, das Dich konnt' erreichen,

Und glich Dir ein's in Antlitz und Gebärden,
An Schönheit konnt' Dir's nicht verglichen werden.

Wenn in den bittern Leiden,
Die das Geschick dem Menschen gab hienieden,
Dich wirklich Einer liebte, wie Du vor mir
In meiner Seele stehst, ihm wär' im Leben
Das schönste Glück beschieden;
Und klar erkenn' ich, daß das höchste Streben
Nach Ruhm und Tugend neu in meinem Herzen,
Wie einst, durch solche Lieb' erblühen würde.
Doch hoff' umsonst ich Lindrung meiner Schmerzen,
Und nur mit Dir zu leben hier auf Erden,
Es hieße, hier schon Göttern ähnlich werden.

Wo durch die Thäler ziehet
Der fleißge Landmann, seine Lieder singend,
Da sitz' ich oft und klage,
Daß mir der Jugendwahn gemach entfliehet;
Dann steig' ich auf die Höhen, meiner Tage
Verlornes Hoffen und verlornes Sehnen
Beweinend; muß ich Dein dann denken,
So beb' ich. Könnt' ich nur in meinem Jammer
Dies hohe Bild tief in mein Herz versenken!
Denn da Du lebend nie mir wirst beschieden,
So bin ich schon mit Deinem Bild zufrieden.

Wenn Du vielleicht der ewgen
Ideen eine bist, die höchste Weisheit
Sich scheut mit irdscher Hülle zu umgeben,
Mit Elend zu beladen,
Dem Erbtheil für dies todgeweihte Leben,

Wenn dort Du wandelst, wo sich Welten drehen
Auf ferner Sphären unbekannten Pfaden,
Wo, schöner als die Sonne, hell Dir leuchtet
Der nächste Stern und mildre Lüfte wehen,
So nimm von hier, wo kurz die Jahr' und trübe,
Dies Hochlied an von unbekannter Liebe.

XIX.

An den Grafen Carlo Pepoli.

Wie trägst Du diesen angsterfüllten Schlaf
Voll Noth und Sorgen, den wir Leben nennen,
Mein Pepoli? Mit was für Hoffnungen
Nährst Du Dein Herz? Was für Gedanken füllen
Und was für Thaten, fröhlich oder traurig,
Die Muße aus, die Deine Ahnen Dir
Als schweres, mühevolles Erbtheil ließen?
In jeglichem Berufe ist das Leben
Nur Muße, denn man muß das Thun und Treiben,
Das nicht nach würdgen Zielen trachtet, oder
Das nie sein Ziel erreicht, doch müßig nennen.
Wenn Du die fleißge Schaar, die gräbt und pflügt
Und pflanzt und sä't und ihre Heerden weidet
Vom stillen Morgen bis zum späten Abend,
Wenn Du sie müßig nennst, weil all ihr Leben
Nur dazu dient, das Leben ihr zu fristen,
Das für sich selbst doch keinen Werth besitzt,
So sprichst Du wahr. Es bringt der Fährmann müßig
So Tag' als Nächte hin; nur Müßiggang
Ist all der Schweiß, der in der Werkstatt fließt,
So wie des Kriegers Nachtwacht und Gefahren,
Und müßig lebt der schätzegierge Kaufmann.
Denn Keiner kann für sich, noch auch für Andre

Mit Sorgen, Schweiß, Nachtwachen und Gefahren
Das schöne Glück, wonach das Menschenherz
Einzig verlangend strebt und sucht, erwerben.
Doch für den heißen Drang, womit der Mensch
Schon seit dem Tage, da die Welt erstand,
Nach Glück vergeblich schmachtend ringt und seufzt,
Reicht ihm Natur für dies unselge Leben
Anstatt Arznei so mancherlei Bedürfniß,
Damit er Müh' und Fleiß darauf verwende
Es zu befriedgen, daß ihm so der Tag,
Wenngleich auch freudenleer, vergieng' in Arbeit,
Und daß die wirre, wilderregte Sehnsucht
Ihm weniger das Herz zernagen könne.
So regt auch in der Thierwelt weitem Reiche
Das einzige Verlangen sich nach Glück,
Und ebenso vergeblich, als in uns.
Auf ihres Leibes Nothdurft nur gerichtet,
Verbringen sie das Leben minder trübe
Und kennen seine Last nicht so wie wir,
Da sie der Stunden Langsamkeit nicht messen.
Doch wir, die fremder Hand wir anvertrauen,
Für unsern täglichen Bedarf zu sorgen,
Wir haben uns nicht ohne Müh' und Ekel
Der schwerer lastenden Nothwendigkeit,
Von der kein Andrer uns befreit, zu fügen,
Der Noth, mein' ich, das Leben hinzubringen,
Der schnöden, starren, die nicht Haufen Goldes,
Nicht reiche Heerden oder fette Fluren,
Kein Königshof und auch kein Purpurmantel
Dem menschlichen Geschlecht ersparen können.
Wenn Jemand nun, des Lebens Leerheit hassend,
Und selbst dem Licht des Tages feind, den Mordstahl,

Dem ferneren Geschick zuvorzukommen,
Nicht auf sich selber richtet, dann erwählt er,
Nach allen Seiten spähend, tausend Mittel,
Die wirkungslos doch sind, für jene Wunde
Der unheilbaren Sehnsucht, die vergebens
Nach Glück ihn schmachten läßt, die schlecht ersetzen
Das eine Mittel, das Natur ihm bietet.

Der wendet allen Fleiß auf schöne Kleider,
Die Pflege seines Haar's, auf Gang und Haltung,
Das eitle Müh'n um Wagen und um Pferde,
Um volle Säle, laute Plätz' und Gärten,
Der bringt so Tag als Nacht bei Spiel, Gelagen
Und Tanzen hin; nie weicht von seinen Lippen
Das Lächeln, aber, ach, in seinem Busen,
Im tiefsten Busen, ernst und regungslos
Steht aufrecht da, wie eine Demantsäule,
Die ewge Langeweile, gegen welche
Ist machtlos Jugendkraft, und die erschüttert
Selbst nicht das süße Wort von rosgen Lippen
Und nicht der Blick, der holde, schmachtende,
Der Blick der Liebe aus zwei dunkeln Augen,
Die höchste Wonne, werth des Himmels Freuden.

Ein Andrer denkt dem traurigen Geschicke
Der Menschen zu entfliehn, wenn er sein Leben
Verbringt, beständig Land und Luft zu wechseln,
Zu sehen Berg' und Meere, zu durchstreifen
Den ganzen Erdkreis und die letzte Grenze,
Die die Natur im endlos weiten Raume
Des Alls dem Menschen steckte, zu erreichen.
Doch mit ihm stieg an Bord die schwarze Sorge,

Es ruft vergebens unter jedem Himmel
Sein Herz nach Glück; nur Jammer herrscht hienieden.

Der Eine wählt das grause Spiel der Waffen
Und färbt die Hände, wie zum Zeitvertreib,
In Bruderblut. Der Andre weidet sich
An seines Nächsten Schmerzen, wähnend, daß er
Durch Andrer Leid sein eignes mindern könne,
Und stiftet Unheil, um die Zeit zu tödten.
Wenn Einer strebt nach Tugend und nach Weisheit,
Die Künste liebt und übt, verbringt ein Andrer
Die ihm vom Schicksal zugemessne Zeit,
Sein eignes oder fremdes Volk zu knechten
Und ferner Himmelsstriche alten Frieden
Mit Handel, Krieg und Lug und Trug zu stören.

Doch Dich beherrschen sanftre Triebe, holdres
Bestreben in der Blütezeit der Jugend,
Im schönen Mai des Lebens, Andren Wonne
Und Hauptgeschenk des Himmels, doch beschwerlich
Und bitter dem, der ohne Vaterland.
Du pflegst die Dichtkunst, kannst in Worte fassen
Das Schöne, das nur selten, karg und flüchtig
Erscheint auf Erden, das die Phantasie,
Die holde, gütiger als die Natur
Und als der Himmel, überreich hervorbringt,
Wie unser eigner Wahn. O, tausendmal
Beglückt der Mann, der die hinfällge Kraft
Der theuren Phantasie im Lauf der Jahre
Nicht einbüßt, dem das Schicksal hold verstattet,
Des Herzens ewge Jugend sich zu wahren,
Der in des Mannes und im Greisenalter,

Wie er gepflegt im Frühling seines Lebens,
Tief im Gemüthe die Natur verschönt,
Die Wüste, wie den Tod belebt! Dir möge
Der Himmel solches Glück bescheren, möge
Die Glut, die heute Deinen Busen wärmt,
Dich auch als Greis zum Freund der Dichtkunst machen!
Ich fühle schon der Jugend holden Irrthum
Entweichen und vor meinen Augen schwinden
Die schönen Bilder, die so heiß ich liebte,
Daß ich an sie stets bis zur letzten Stunde
In Sehnsucht und mit Thränen denken muß.
Wenn nun mein Busen ganz erstarrt sein wird
Und kalt, wenn dann das heitre stille Lächeln
Der sonngen Fluren, wenn das Frühlingslied
Der Vögel in der ersten Morgenstunde,
Und wenn der stille Mond, der über Hügel
Und Fluren niederlacht vom klaren Himmel,
Das Herz mir nicht mehr rühren, wenn mir leblos
Und stumm erscheint das Schöne, das Natur
Und Kunst uns offenbaren, wenn mir Hochsinn
Nun unbekannt und jede zarte Regung,
Dann will ich, meines einzgen Trostes bar,
Mir andre, minder süße Arbeit wählen,
Daran ich setzen kann den schalen Rest
Von diesem Jammerleben. Forschen will ich
Der herben Wahrheit nach und nach den blinden
Geschicken irdischer, wie ewger Dinge:
Wozu das menschliche Geschlecht geboren,
Weshalb mit Jammer und mit Schmerz beladen,
Zu welchem Ziel es drängt Natur und Schicksal,
Wen unser Weh ergötzt und wem es frommt,
Nach welchen Regeln dies geheimnißvolle

Weltall sich dreht, das weise Männer preisen,
Ich aber anzustaunen mich begnüge.

Mit solcher Forschung will ich meine Muße
Ausfüllen; denn erkannt, ob trostlos auch,
Hat ihren Reiz die Wahrheit. Sprech' ich dann
Von Wahrheit manchmal, und sind meine Worte
Der Menge unwillkommen, unverständlich,
Mich schmerzt es nicht; denn längst ist dann erloschen
In mir der heiße Wunsch nach Ruhm, dem leeren
Phantome, jenem blinden Gotte, blinder
Noch als das Glück, das Schicksal und die Liebe.

XX.

Das Wiedererwachen.

Ach, ich glaubte, daß in meinem Herzen
Nun erloschen jene süßen Schmerzen,
Die in meiner Jugend mich entzückt,
Jenes süße Weh, das hier sich regte
Tief im Busen, das ich zärtlich hegte,
Das mich in der Welt zumeist beglückt.

Klagen mußt' ich da, als ich empfunden,
Daß mein Herz von Eis nun, daß entschwunden,
Ach, zum erstenmal des Schmerzes Lust,
Daß dahin die Liebe, daß die Schläge
Meines Herzens stiller, und nur träge
Seufzer stiegen noch aus meiner Brust.

Weinen mußt' ich, daß das Leben öde,
Daß die Erde dürr und wüst und spröde
Und zu ewgem Eis erstarrt die Welt,
Todt der Tag sei, und der Nächte Dunkeln
Dunkler noch, und daß der Sterne Funkeln
Nun erloschen sei am Himmelszelt.

Doch die Quelle jener neuen Thränen
War doch immer noch das alte Sehnen,

Noch tief innen regte sich das Herz;
Es verlangte die gewohnten Bilder
Meine müde Seele, und zu milder
Trauer ward verwandelt jener Schmerz.

Doch dann schwand in meinen schlimmsten Tagen
Diese Spur von Schmerz auch, daß zu klagen
Es der letzten Kraft in mir gebrach;
Und so lag ich da, als wie von Sinnen,
Jeden Trost verwarf mein Herz, tief innen
War ich zum Verzweifeln selbst zu schwach.

Anders war es, als in mir das Feuer
Noch geglüht, als mich ein Wahn, so theuer
Und so selig, eines Tags genährt.
Doch nun war mein Herz dem holden Sange,
Den die Schwalb' an meinem Fenster lange
Schon vor Tage anstimmt, abgekehrt;

Abgekehrt der Vesperglocken Stimmen,
Die im Herbst die stille Luft durchschwimmen
Bei der flüchtgen Sonne Abschiedskuß;
Abgekehrt der Abendröthe Strahle
Und dem Lied der Nachtigall im Thale,
Die mir sandte ihren Klagegruß.

Auch nicht die verstohlnen, wirren Blicke
Holder Augen, die im selgen Glücke
Erster Liebe üben Zaubermacht,
Noch der Druck von zarten weißen Händen,
Ein ersehntes Glück sonst, konnten enden
Diesen Schlaf, der mich umfieng mit Nacht.

Freudenleer, das Antlitz ohne Regung,
Fremd dem Herzen jegliche Bewegung,
Lebt' ich ohne Trauer, ohne Lust;
Gerne hätt' ich dazumal gefunden
Meinen Tod, doch, ach, es war geschwunden
Selbst die Kraft zu wünschen in der Brust.

Wie der schale Rest vom Menschenleben,
Wie das Greisenalter schien mir eben
Meiner ersten Jugendjahre Mai;
Und die Tage, die so kurz gemessen
Uns das Schicksal, zogen unterdessen,
Die unsagbar schönen, ach, vorbei. —

Doch wer weckt mich jetzt aus tiefem Schlummer,
Drin ich längst vergessen Lust wie Kummer?
Welche Kraft wird mir auf's neu gewährt?
So seid ihr mir, holde Bilder, Sehnen,
Selger Wahn, des Herzens Pochen, Thränen
Doch für immerdar noch nicht verwehrt?

Bist du's wieder, Stern von meinem Leben,
Leidenschaft, verloren längst gegeben
Schon seit meiner ersten Jugendzeit?
Ja, wohin nur meine Augen schauen,
Auf zum Himmel, auf die grünen Auen,
Alles athmet Schmerz und Seligkeit.

Nun erwachen Berg' und Flur, die Bäume
Schütteln wieder ab die starren Träume,
Mit mir spricht die Quelle, spricht das Meer;

Wer befeuchtet mir die Augenlider
Nun mit längst vergessnen Thränen wieder?
Ist die Welt verwandelt um mich her?

Hat sich Hoffnung neu dir zugewendet,
Armes Herz, dir einen Blick gespendet?
Ach, sie schwand für immer mir dahin.
Meinem Herzen hat das süße Beben,
Hat Natur den holden Wahn gegeben,
Nur der Kummer dämpfte diesen Sinn.

Doch das Schicksal und das Unglück haben
Ihn nicht ganz besiegt und untergraben,
Ja, er trotzt sogar der Wahrheit Licht.
Doch ich weiß, die Bilder sind am Tage
Schatten nur, und taub für unsre Klage
Ist Natur, und Mitleid kennt sie nicht;

Ist des Menschen Dasein nur geborgen,
Macht sie um sein Wohl sich keine Sorgen,
Spart ihn auf für seinen Schmerz allein.
So auch, weiß ich, schweiget für den armen
Bei den Menschen jegliches Erbarmen,
Ja, sie spotten herzlos seiner Pein;

Weiß auch, daß die, die nach Tugend trachten,
Dies Jahrhundert elend läßt verschmachten,
Edlem Müh'n selbst nackter Ruhm gebricht;
Daß die Flammen kalt sind, die aus dunkeln
Augen bebend überirdisch funkeln;
Nein, es strahlt aus euch die Liebe nicht,

Strahlt aus euch kein herzliches Verlangen,
Kein geheimnißvolles süßes Bangen,
Keine Flamm' in diesem Busen sprüht;
Ja, ihr spottet, wenn mit zartem Sinnen
Euch ein warmes Herz sucht zu gewinnen,
Höhnt den, der für euch in Liebe glüht. —

Dennoch wacht jetzt auf zu neuem Leben
Der erkannte Wahn; sein eignes Beben
Schaut verwundert nun mein armes Herz;
Von dir selbst kommt diese letzte Regung,
Kommt dir, Herz, die eigenste Bewegung,
Kommt dir jeder Trost für deinen Schmerz.

Fühl' ich gleich, daß meiner armen Seele
Feind Natur und Schicksal, daß mir fehle
Was sonst Weltton beut und Schönheitszier,
Will ich dennoch glauben, daß mir Armen
Lächelt manchesmal nicht ohn' Erbarmen
Der, der mir verleiht zu athmen hier.

XXI.

An Sylvia.

Gedenkst Du noch der Tage,
O Sylvia, von Deinem Erdenleben,
Als Schönheit Dir im Auge
Holdselig lächelnd glänzte morgenhelle,
Und eben erst Dein Fuß, halb kühn, halb schüchtern
Betrat der Jugend Schwelle?

Hell tönten Deine Lieder,
Und die vorübergingen,
Sie lauschten dem Gesange,
Der lustig klang aus Deinem Arbeitszimmer;
Indeß, zufrieden immer,
Du Deiner Zukunft goldne Träume hegtest.
Es war im duftgen Mai, und also pflegtest
Den Tag Du hinzubringen.

Die Wissenschaften ließ ich
Und die geliebte Arbeit dann bei Seite,
Der ich seither mit Eifer
Den besten Theil von meinem Leben weihte,
Und vom Balkon des väterlichen Hauses
Horcht' ich entzückt dem süßesten der Lieder
Und sah, wie hin und wieder

Die emsge Hand hin durch die Fäden eilte.
Und schaut' ich dann die Sonne,
Das goldne Land, die Gärten
Und hier den Berg und dort das Meer, das ferne, —
Ach, keine Menschenzunge
Kann künden meine Wonne.

Welch seliges Empfinden,
O Sylvia, welch hoffnungsvolles Streben!
Wie schön schien uns das Leben
Des Menschen und sein Schicksal!
Wenn jener Hoffnung jetzt mein Herz gedenket,
In Bitterkeit versenket
Und Haß sich dann die Seele,
Und Klagen stets auf's neu das Herz mir spalten.
Warum willst nie du halten,
Natur, was du versprochen?
Und weshalb hast du deinen Kindern immer
Treulos dein Wort gebrochen?

Bevor im Winterfrost die Blumen welkten,
Erblichst Du, Holde, von versteckter Krankheit
Besiegt, und nicht mehr sahst Du
Die Blüte Deiner Jahre;
Nie lauschtest Du den Tönen,
Die schmeichelnd bald die schwarzen Locken priesen
Und bald der Augen schüchtern holde Blicke,
Noch dem, was Festtags sich von Liebesglücke
Erzählen sonst die Schönen.

So war dahin geschwunden,
Auch mir mein süßes Hoffen; meinen Jahren

Versagten finstre Götter
Die Jugend. Ach, so flüchtig
Bist Du dahin gefahren,
Genossin meiner Jugendzeit, du Hoffnung,
Genährt mit Thränen!
Ist dies die Welt und dieses
Das Glück, der Liebe Lust, das hohe Streben,
Von dem wir sprachen oft mit heißem Sehnen?
Ist dies der Preis von unsrem Erdenleben? —
Der Winter kam; da zeigtest
Gesenkten Haupt's, mit trauriger Gebärde
Du uns den frostgen Tod und in der Ferne
Ein Grab in kühler Erde.

XXII.

Erinnerungen.

Du schönes Sternbild dort am Pol, nie dacht' ich,
Dich wieder so allnächtlich anzuschauen,
Hoch über meines Vaters Garten flimmernd,
Noch aus den Fenstern dieses Hauses, wo ich
Als Kind gewohnt, und wo ich sah das Ende
Von meinen Freuden, so mit dir zu plaudern.
Wie manche Bilder, manche tolle Träume
Erweckte mir im Geiste nicht dein Anblick,
So wie der Anblick all' der andren Sterne,
Wenn ich, auf grünem Rasen hingestreckt,
Den größten Theil des Abends still verbrachte,
Den Himmel anzuschaun und in der Ferne
Zu horchen auf des Frosches Ruf im Felde,
Wenn das Johanniswürmchen um die Hecken
Und durch die Beete irrte, wenn im Winde
Die duftigen Alleen und die Cypressen
Im Dickicht flüsterten, und aus dem Hause
Der Diener Wechselreden bei der Arbeit
Zu mir herübertönten. Welche Träume,
Welch' unermeßliche Gedanken weckten
Des Meeres Anblick und die blauen Berge,
Die dort ich sah, und die zu übersteigen
Ich dachte eines Tags, geheime Welten,
Geheimnißvolle Wonnen mir verkündend.

Noch kannt' ich nicht mein Loos, sonst hätt' ich gerne
Dies schmerzensreiche, dieses öde Dasein
Mit Freuden um den Tod dahin gegeben.

Auch ahnt' ich nicht, daß ich verurtheilt sei,
In diesem rauhen Heimatdorf, bei diesem
Gemeinen Volk die Jugend hinzubringen,
Bei diesem Volk, dem fremde Namen Wissen
Und Bildung sind und oft selbst Gegenstand
Des Spottes und Gelächters, das mich haßt
Und flieht, aus Neid nicht eben (denn es achtet
Mich höher nicht, als sich), nein, deshalb nur,
Weil es vermeint, daß ich mich höher achte,
Obwohl ich äußerlich es Niemand zeige.
Hier bring' ich meine Jahre hin, verlassen,
Verborgen, ohne Liebe, ohne Leben,
Und werde roh im Schwarme roher Menschen.
Hier leg' ich Kindesliebe ab und Tugend
Und werde zum Verächter aller Menschen
Um dieser Rotte willen, drin ich lebe.
Indessen flieht dahin die theure Jugend,
Mir theurer noch, als Ruhm und Lorbeer, als
Das reine Licht des Tages und das Leben.
So freudlos, nutzlos schwindest du dahin
An diesem Jammerorte, unter Schmerzen,
Du einzge Blume dieses welken Daseins.

Da trägt der Wind vom Glockenturm des Dorfes
Den Schlag der Uhr herüber. Jener Ton —
Noch denk' ich dran — war einst in meinen Nächten
Ein Trost mir, als ich, noch ein Kind, im dunklen
Gemach vor steter Angst nicht schlafen konnte

Und nach dem Morgen seufzte. Hier ist nichts,
Wohin ich seh' und höre, was mir nicht
Ein süßes Bildniß in's Gedächtniß riefe.
Ein süßes, ja! Doch schmerzlich mischt sich ein
Das Bild der Gegenwart, der eitle Wunsch
Nach dem Vergangnen und das Wort: ich war!
Die Halle dort, den letzten Scheideblicken
Des Tages zugekehrt, die bunten Wände,
Auf denen schön gemalte Heerden prangten,
Der Sonnenaufgang über stillen Fluren —
Sie boten meiner Muße tausend Freuden,
Als noch in stetem Zwiegespräch mit mir
Mein mächtger Irrthum mir zur Seite gieng.
Zur Winterzeit, wenn um die hohen Fenster
Die Winde pfiffen, klang's in diesen Sälen
Von Jubelrufen meiner Kinderlust,
Zur Zeit, da noch das herbe, schmähliche
Geheimniß dieser Welt uns heiter lächelt,
Da unbefleckt und ungebrochen noch
Der Knabe liebt sein täuschungsreiches Leben,
Und Himmelsschönheit träumend, es bewundert,
Gleich einem unerfahrnen Liebenden.

O Hoffnung, Hoffnung, holder Trug der Jugend,
Wovon ich spreche, stets sprech' ich von Dir!
Es mögen sich im jähen Flug der Zeiten
Gefühle ändern und Gedanken wandeln,
Du bleibst mir unvergessen. Truggebilde
Sind Ruhm und Ehre. Lust, Besitz sind eitles
Verlangen; ohne Frucht ist dieses Dasein,
Ein nutzlos Elend. Da nun inhaltsleer
Mein Leben ist und dies mein Erdenwallen

Verlassen ist und dunkel, raubt das Schicksal,
Ich seh' es, wenig mir. Doch wenn ich denke
An euch, ihr meine einstgen Hoffnungen
Und meiner Kindheit holde Phantasien,
Und dann des Lebens schmerzensreiches Elend
Betrachte, ja, daß mir von allem Hoffen
Der Tod allein ist heute noch geblieben,
Da fühl' ich, wie's das Herz mir preßt zusammen,
Und wie hinfort mir jeder Trost gebricht.
Und doch, wenn der ersehnte Tod nun kommt,
Und wenn sich naht das Ende meiner Leiden,
Und wenn die Erde wie ein fremdes Land
Mir scheint und wenn die Zukunft nun entschwindet
Vor meinem Blick, dann werd' ich sicherlich
An euch noch denken, dann wird jenes Bild
Mir Seufzer noch entpressen, wird verbittern
Mein nutzlos Leben und die Süßigkeit
Der Todesstunde mir mit Kummer mischen.

Oftmals im ersten jugendlichen Streite
Von Lust und Weh, von Sehnsucht und Verlangen
Rief ich den Tod; und lange saß ich da
Am Rand des Brunnens und erwog bei mir,
Ob ich in seinen Fluten nicht begrübe
Die Hoffnung sammt dem Schmerz. Doch später, als ich
Durch dunkle Krankheit kam dem Tode nahe,
Da weint' ich um die schöne Jugendzeit
Und um des Lebens Blüte, die so früh
Gefallen. Ja, dann saß ich oft noch spät
Auf meinem Bett, das meine Leiden kannte,
Und bei der Lampe schwachem Scheine dichtend,
Beweint' ich einsam in der stillen Nacht

Die Flüchtigkeit des Lebens, und mir selbst
Sang ich verschmachtend meinen Grabgesang.

Wer denkt der unaussprechlich schönen Tage,
Wer denkt der ersten Jugend ohne Seufzer,
Wenn dem entzückten Sterblichen zuerst
Ein holdes Mädchenauge freundlich lächelt,
Wenn Alles rings ihm um die Wette lächelt,
Wenn der geschäftge blasse Neid noch schweigt,
Noch nicht erwacht ist, oder ohne Bosheit,
Und wenn die Welt (o unerhörtes Wunder!)
Ihm hülfreich noch die Rechte gütig leiht,
Entschuldigt seinen Irrthum, seinen Eintritt
In's Leben feiert, ja, vor ihm sich beugend,
Als ihren Herrn ihn zu empfangen scheint.
O diese flüchtgen Tage, gleich dem Blitze
Entschwinden sie! Und welchem Sterblichen
Ist nicht bekannt das Unglück, wenn ihm erst
Des Lebens schönste Zeit verloren, wenn
Die Jugend, ach, die Jugend ihm erloschen!

Nerina, hör' ich hier nicht jedes Plätzchen
Von Dir erzählen? Lebst Du nicht in meinem
Gedächtniß fort? Wohin bist Du, o Süße,
Gegangen, daß ich hier von Dir nichts finde
Als die Erinnrung? Diese Heimaterde
Schaut Dich nicht mehr. Das Fenster dort, aus welchem
Du oft zu mir gesprochen, und aus dem
Betrübt der Schein der Sterne wiederstrahlet,
Verlassen ist's. Wo bist Du, daß ich nicht mehr
Vernehme Deiner Stimme Klang, wie damals,
Als noch bei jedem Ton von Deinen Lippen,

Selbst wenn er aus der Ferne zu mir drang,
Mein Antlitz sich entfärbte? Andre Zeit ist's.
Dein Leben, Holde, floh; Du zogst dahin,
Und Andre ziehen heut dieselbe Straße
Und wohnen nun auf diesen duftgen Hügeln.
Doch schnell zogst Du vorüber; wie ein Traum
Entschwand Dein Leben. Hüpfend froh dahin
Strahlt' auf der Stirn die Freude Dir, es strahlte
Dir in den Augen jene Zuversicht,
Das Licht der Jugend — da verlöscht's das Schicksal,
Und Du, Nerina, sankst dahin. Doch lebt mir
Im Busen noch die alte Liebe. Wenn ich
Zuweilen nun mich frohen Festen nahe,
Da sag' ich zu mir selber: o Nerina!
Du schmückst Dich nicht, gehst nicht zu frohen Festen.
Und kehrt der Mai, und bringt der Liebende
Ein Blütenreis, ein Lied der Trauten dar,
Da sprech' ich: o Nerina, niemals kehret
Für Dich der Lenz, niemals die Liebe wieder.
Seh' ich den Himmel hell, seh' ich die Fluren
In Blüten, fühl' ich irgend eine Freude,
Da sprech' ich: niemals freut sich mehr Nerina!
Sie sieht die Fluren, sieht den Himmel nicht.
Du giengst dahin, mein unabläßger Seufzer;
Und nun mischt sich in jedes heitre Bild,
In all' mein Sinnen, jede Herzensregung,
Ob trüb', ob froh, die schmerzliche Erinnrung.

XXIII.

Nachtgesang eines wandernden Hirten in Asien.

Sag' an, was treibst du, stiller Mond, da droben?
Wenn kaum der Abend nahet,
Hast du dich schon erhoben,
Beschaust die Wildniß hier und ruhst dann wieder.
Bist du's nicht satt, zu gehen
Und fort und fort zu gehn die gleichen Pfade
Und stets nur zu betrachten diese Höhen
Und Thäler und Gestade?
Wie ähnlich ist das Treiben
Des Hirten deinem Leben!
Der Morgen dämmert eben,
Da treibt er schon die Heerde aus und schauet
Nur Heerden, Gras und Quellen,
Und müde ruht er Abends dann in Frieden;
Sonst hofft er nichts hienieden.
Sag' an, o Mond, dies Leben
Was frommt es wohl dem Hirten?
Was dir das deine? Sag' mir, wohin führet
Mein kurzes Erdenwallen,
Dein nimmer müdes Streben?

Ein Greis, gebückt, die Blöße
Nur halb bedeckend, barfuß,
Die schwachen Schultern drückend schwer beladen,
Rennt hin auf Bergespfaden,

Durch Thäler, über Steine, Sand und Dornen,
Im Sturm, im Sonnenbrande, und wenn vom Froste
Des Eises Rinde dröhnet;
So rennt er, rennt und stöhnet,
Setzt über Ström' und Sümpfe,
Stürzt und erhebt sich wieder, eilet weiter,
Eilt ohne Rast und Ruhe,
Zerrissen, blutend vorwärts, bis er endlich
Den Lebenspfad durchmessen
Und anlangt, wo das Mühen hat ein Ende;
Zum schauervollen Abgrund,
Wo er hinabstürzt, alles zu vergessen.
O keuscher Mond, das eben
Ist dieses Erdenleben.

Zu Schmerzen wird geboren
Der Mensch; oft muß er die Geburt schon zahlen
Mit Todesnöthen. Qualen
Und Weh empfangen ihn; die Eltern müssen
Schon von der ersten Stunde
Ihn trösten gar, daß er zur Welt gekommen.
Wächst er heran, so machen
Sie immer Muth dem schwachen, müssen wieder
Ihn trösten und ihm lindern
Mit holdem Schmeichelmunde
Des irdschen Daseins Jammer, schwer und trübe.
Kein schönres Werk der Liebe
Erzeigen je die Eltern ihren Kindern. —
Doch weshalb wird geboren
Der Mensch und bleibt am Leben,
Wenn er bedarf des Trostes für sein Dasein?
Und schafft es ihm nur Plagen,

Weshalb muß er's ertragen?
O reiner Mond, das eben
Ist unser sterblich Leben.
Doch du bist ja nicht sterblich
Und wirst kaum Acht auf meine Rede geben.

Du weißt vielleicht, du nimmer müder Wandrer,
Da du so sinnend durch den Aether ziehest,
Die Gründe unsrer Leiden,
Weißt, was das Leben ist und unser Seufzen,
Was sterben heißt, dies tödtliche Erblassen
Des Menschenangesichtes,
Was schwinden von der Erde heißt und scheiden
Aus all' den trauten Kreisen unsrer Lieben.
Ich zweifle nicht, du siehest
Auch das Warum der Dinge, siehst den Nutzen
Von Morgen und von Abend
Und von der Zeiten stillem, ewgen Gange.
Du weißt vielleicht auch, wem zu Liebe blühet
Der Lenz in tausend Reizen,
Für wen der Sommer glühet, weißt zu deuten
Des Winters trübe Zeiten;
Du weißt ja tausend Dinge, die zu kennen
Der schlichte Hirt vergebens sich bemühet.
Oft wenn dich meine Augen
So schweigend durch den Himmel wandern sehen,
Der ringsum scheint zu stehen auf der Erde,
Und wenn du so mir folgend
Mit mir und meiner Heerde scheinst zu gehen,
Und wenn ich schaue in des Aethers Ferne
Dann all' die Lichter, frag' ich:
Wozu die tausend Sterne?

Was soll dies weite Luftreich, dieses tiefe,
Endlose Blau? was soll die unermeßne,
Die tiefe Einsamkeit? und ich — was bin ich?
Und so mich fragend sinn' ich, doch den Nutzen
Von diesen prächtgen Räumen,
Darin so unzählbare Wesen hausen,
Von diesem ewgen Regen und Bewegen
Der himmlischen, sowie der irdschen Dinge,
Die sich im ewgen Ringe
So ohne Rast und Ruhe kreisend drehen,
Bin ich umsonst beflissen
Zu ahnen. Doch du, göttergleicher Jüngling,
O reiner Mond, du wirst das alles wissen.
Mein ruheloses Wandern,
Mein schwaches Dasein — denk' ich —
Wird Lust und Freude geben
Vielleicht wohl einem Andern;
Mir selber aber ist zur Qual dies Leben.

Da ruhst du, meine Heerde, bist so glücklich,
Du weißt ja nichts von deinem eignen Wehe!
Wie muß ich dich beneiden,
Da ich fast ohne Plage
Des Wegs dich ziehen sehe,
Da schnell du jede Klage,
Selbst Noth und Angst vergißt im Augenblicke
Und unbekannt dir Ueberdruß und Ekel!
Wenn du im Schatten lagerst hier im Grase,
Dann fühlst Du süße Ruhe,
Und dir entfliehn die Tage
So ohne Ueberdruß in holder Muße.
Doch streck' ich mich in's Gras im Schatten nieder,

Füllt Ueberdruß mir wieder
Sogleich das Herz, und wie von Dornenstichen
Fahr' ich empor, und augenblicks gewichen
Von mir sind Ruh' und Frieden.
Zwar hab' ich keine Wünsche,
Noch auch bis hieher irgend Grund zu Zähren,
Und kann mir's nicht erklären,
Wie du dich freust; doch du lebst ohne Plagen,
Mir ist kaum Lust beschieden.
Und nicht blos dies beklag' ich, traute Heerde;
Vermöchtest du zu sprechen, würd' ich fragen:
Sag: weshalb fühlt Behagen
Das Thier, wenn es dalieget
Der Ruhe hingegeben,
Und weshalb, ruh' ich, ekelt mich das Leben?
O könnt' ich mich erheben
Auf Flügeln über Wolken,
Die Sterne zählen in des Himmels Halle
Und gleich dem Donner schweifen durch die Berge,
Da wär' ich glücklich wohl, du traute Heerde,
Beglückt, du keuscher Mond, wohl über alle.
Doch immer nur zu trachten
Nach fremdem Glück, ist thöricht wohl zu achten,
Und Unglücksterne schweben,
Ach, über jedem Haupt, ob nun im Stalle,
Ob in der Wiege anhebt dieses Leben.

XXIV.

Ruhe nach dem Gewitter.

Vorüber zog das Wetter,
Der Vögel laut Geschmetter tönt auf's neue,
Und gackernd kehrt die Henne
Nun wieder auf die Straße. Sieh, der Himmel
Blickt dort von Westen auf die Berge nieder;
Schon klärt die Flur sich wieder,
Und hell erglänzt des Flusses Lauf im Thale.
Nun freut sich jedes Herz. Auf allen Wegen
Wird's laut, und frisch zur Arbeit
Sich alle Hände regen.
Der Handwerksmann, den Himmel zu beschauen,
Tritt singend, seine Arbeit
In Händen, auf die Gasse;
Es eilt die Frau zu sammeln frisches Wasser
In ihrem Regenfasse;
Und schreiend durch die Straße
Zieht der Krauthändler wieder,
Wie vordem, auf und nieder.

Sieh, wie die Sonne kommt, sieh, wie sie lächelt
Herab auf Höh'n und Villen! Die Bewohner
Thun wieder auf die Fenster und die Thüren;
Und horch, welch Lärmen tönt dort von der Straße!
Die Schellen läuten und die Wagen rollen,
Die seines Wegs den Wandrer weiter führen.

Jedwedes Herz ist fröhlich.
Wann ist so süß das Leben,
So werth uns, wie jetzt eben?
Wann wäre wohl dem Menschen
Sein Tagewerk so theuer?
Wann trieb' er sein Geschäft mit solchem Feuer?
Wann dächt' er weniger an seine Leiden?
Lust ist das Kind des Schmerzes;
O, eitle Freud', erwachend,
Wenn kaum die Angst verschwunden, die durchschauert
Uns doch mit Todesschmerzen,
Wenn auch verhaßt das Leben,
Die Angst, die wir bestehen
Mit qualerfülltem Herzen,
In stummer Noth, wenn wir gerüstet sehen
Zu unsrem Untergange
Blitzstrahl und Sturmeswehen.

Wie bist du mild und gütig,
Natur! Dies sind die Freuden,
Die uns bestimmt, die Gaben,
Die du uns bietest! Schon erscheint's uns Wonne,
Entrinnen unsren Leiden.
Mit vollen Händen spendest du uns Wehe,
Von selbst naht sich der Schmerz, und was an Freuden
Fast wunderbar aus Leid erwächst zuweilen,
Als herrlicher Gewinn scheint's uns ertheilet.
O Mensch, den Göttern theuer, zu beneiden,
Wenn du einmal von Leiden
Aufathmen darfst, und glücklich,
Wenn dich der Tod von allen Schmerzen heilet.

XXV.

Samstag Abend im Dorfe.

Der Abend naht; da lenkt die Maid vom Felde
Nach Hause ihre Schritte.
Sie trägt ein Bündel Gras und bringt von Rosen
Und Veilchen einen Strauß heimwärts zur Hütte,
Um nach des Volkes Sitte
Sich einen Kranz zu binden
Und morgen ihn zu winden um die Locken.
Indeß spinnt dort am Rocken
Die Alte auf der Treppe unverdrossen.
Sie schaut gen Abend, wo die Sonne sinket
Und plaudert froh mit ihren Nachbarinnen
Von jener Zeit, da sie zum Fest sich schmückte
Und da sie, noch durchflossen
Von Lust und Kraft, des Abends schwang den Reigen
Mit ihrer holden Jugendzeit Genossen.
Schon naht die Dämmerstunde,
Der Himmel färbt sich dunkler, bis die Schatten
Im Mondstrahl wieder schwinden,
Und hell die Hügel dastehn in der Runde.
Nun klingt vom Turm die Glocke,
Den Festtag einzuläuten,
Und jedes Herz erlabet
Sich an den holden Klängen.
Die Kinder schrein und singen

Im Schwarm dort auf dem Platze,
Sie lärmen laut und springen
Umher im Abendstrahle.
Indessen kehrt der Pflüger heim in Frieden
Zu seinem kargen Mahle,
Und pfeifend denkt er seines Ruhetages.

Nun da jedwedes Licht in nächtger Stunde
Erloschen in der Runde,
Horch, wie der Schreiner im geschlossnen Zimmer
Den Hammer und die Säge
Noch fleißig rührt beim Schimmer der Laterne,
Um mit geschäftgen Händen
Die Arbeit zu vollenden, eh es taget.

Dies ist der schönste von den sieben Tagen,
Voll Hoffnung und voll Freuden:
Schon morgen drohn die Leiden,
Es droht die alte Noth, und in Gedanken
Sieht jeder nahen die gewohnten Plagen.

O Kind, es ist dein Alter
Die Zeit des frohen Strebens;
Gleich einem Tage, voll von Lust und Wonne,
Erhellt vom Glanz der Sonne,
Geht es voraus dem Feste deines Lebens.
Sei froh, mein Kind! noch kennst du nur Entzücken,
Fremd blieb dir Schmerz und Plage.
Sonst sag' ich nichts, doch deines Festes Tage,
Nah'n sie auch spät dir, mögen dich nicht drücken!

XXVI.

Mein einziger Gedanke.

Gewaltiger Gebieter,
Du meines tiefsten Sinnens holder Hüter,
Geschenk des Himmels, furchtbar,
Doch theuer mir; Gedanke,
Der du mir Trost gewährest
Und stets mir in die Seele wiederkehrest.

Wer spricht von Deines Wesens
Geheimniß nicht? Hat nicht getragen
Ein Jeder deine Ketten?
So oft jedoch zu sagen
Von deiner Macht der Menschen Zungen brannten,
Scheint doch zu hören neu, was sie bekannten.

Wie einsam ist geworden
Mein Herz seit jenen Tagen,
Da deine Wohnung du drin aufgeschlagen!
Gleich einem Blitze fühlt' ich die Gedanken
Auf einmal mir vergehen,
Versinken allesammt. Gleich einem Turme
Allein und ohne Schranken,
Gigantisch bliebst du einsam drinnen stehen.

Was kümmert außer dir mich noch im Leben!
Was will in meinen Augen
Dies ganze eitle irdsche Thun und Treiben!
Welch' unerträglich Leiden
Schafft Umgang und Zerstreuung
Und eitles Hoffen, eitler Lust entglommen,
Vergleich ich's jenen Freuden,
Den Himmelsfreuden, die von dir mir kommen!

Wie zu den grünen Fluren,
Die lachen schon von ferne,
Vom Kamm des rauhen Apennin's der Wandrer
Voll Sehnsucht wendet seiner Augen Sterne,
So such' ich in dem schalen
Und eklen Weltverkehre voll Verlangen,
Gleich einem Blütengarten, deine Nähe,
Das Herz entzückt, sobald ich dich nur sehe.

Fast scheint mir's unbegreiflich,
Daß ich die tolle Welt, des Lebens Elend
Schon seit so manchen Tagen
Hab' ohne dich getragen;
Und nicht verstehen kann ich's,
Wie anderes Verlangen
Als nur nach dir hält noch die Welt gefangen.

Niemals zuvor bis heute
Hatt' ich, was dieses Leben sei, begriffen,
Und niemals hatt' ich Todesfurcht empfunden.
Jetzt will's ein Scherz mir scheinen,
Was wohl in trüben Stunden
Die Menschen preisen, dies Gesetz, das strenge,

Das doch mit Furcht stets füllt die feige Menge;
Doch mögen rings umstarren mich Gefahren,
Mit Lächeln kann ich nur ihr Drohn gewahren.

Den Feigling, die gemeinen
Verworfnen Seelen habe
Ich stets verachtet. Aber jetzt beweget
Ein niedriges Beginnen
Mich mehr; in tiefster Seele
Bin ich sofort zu Haß und Zorn erreget.
Ich fühle höher mich als dies Jahrhundert,
Das sich von eitlem Wahne dürftig nähret
Und, feind der Tugend, froh von Possen zehret,
Voll Thorheit, weil das Streben
Beständig nach dem Nutzen
Nur unnütz mehr und mehr macht dieses Leben.
Ich kann der Menschen Urtheil
Verspotten nur und kann dem großen Haufen,
Der feind dem edlern Denken,
Wie deinem Wesen, nur Verachtung schenken.

Muß nicht der Leidenschaft, die du erregest
Jedwede andre weichen?
Kann irgend ein Verlangen
Auf Erden diesem sich an Macht vergleichen?
Habsucht und Stolz und Haß, wie Kampf um Ehre
Und Macht sind nichtge, leere,
Ohnmächtge Triebe, wenn ich
Mit diesem sie vergleiche. Ein Verlangen
Lebt nur in uns: dies eine
Ward uns für unser Leben
Als übermächtiger Despot gegeben.

Es hat nicht Werth, es hat nicht Sinn das Leben
Als nur durch ihn, den Herrn der Menschenherzen.
Er sühnt allein das Schicksal,
Das ohn' Entgelt bestimmte
Uns armen Erdenpilgern so viel Schmerzen;
Um ihn allein erwählen
Selbst edle Seelen muthig und mit Freuden
Statt sichrer Ruh' im Tod des Lebens Leiden.

Um deine Freuden, seliger Gedanke,
Zu kosten, konnt' ich tragen
Beglückt und ohne Klagen
Dies irdsche Dasein so viel lange Jahre;
Und gerne würd' ich, kundig,
Wie ich es bin, der Schmerzen dieses Lebens,
Doch froh erneun den Lauf nach solchem Ziele:
Denn trotz der Schlangenbisse, trotz der Schwüle
Des Lebens war ich niemals
So satt des irdschen Strebens,
Daß diese Wonnen alle meine Qualen
Mir nicht geschienen vollauf zu bezahlen.

Welch eine Welt, welch neues
Und unbekanntes Paradies, zu dem ich,
So wunderbar durch dich bezaubert, richte
Oftmals den Flug, indessen
Ich weil' in einem unbekannten Lichte
Und habe schon die Erde
Und diese ganze Wirklichkeit vergessen!
Ich glaub', es sind die Träume
Der Götter so. O seliger Gedanke,
Du bist ein Traum, der mir die Welt versöhnet,

Die Wirklichkeit verschönet;
Zwar Traum und Täuschung nur, doch höher stehest
Als jede andre Täuschung
Du göttlich da, so stark zu jeder Stunde,
Daß trotz der Wirklichkeit du nicht vergehest,
Der Wirklichkeit oft gleichend,
Und oft erst weichend in des Todes Schlunde.

Und du, o mein Gedanke, einzge Nahrung
Für meines Lebens Flamme,
Du holde Quelle grenzenloser Schmerzen,
Wirst erst im Tod zugleich mit mir versiegen;
Denn du wirst, wenn nicht alle Zeichen trügen,
Beherrschen meine Seele bis an's Ende.
Sonst brachte wohl im Herzen
Des Truges süßen Spielen
Die Wirklichkeit Verderben. Wenn die Augen
Jedoch auf sie ich wende,
Die meines ganzen Sinnens einzge Speise,
Da wächst dies selge Fühlen,
Es wächst der selge Wahnsinn, drin ich lebe.
O engelgleiche Schönheit!
Ich kann, wohin ich auch die Blicke hebe,
Selbst in dem schönsten Antlitz
Ein Abbild nur von deiner Schönheit sehen.
Der Schönheit wahres Wesen
Hab' einzig ich in deinem Bild gelesen.

Seit ich zuerst dich schaute,
Warst du nicht meiner Seele einzges Sinnen?
Verging des Tages auch nur eine Stunde,
Daß ich an dich nicht dachte? Ja, im Traume

Mit deinem Bild verkehr' ich.
Ich mag nun, engelssüßes Antlitz, selber
Dem Traumbild zu vergleichen,
Von dieser Erde Reichen
Hin durch das Weltall meine Blicke lenken,
Was will ich, als versenken
Mich ganz in deine Augen, was begehr' ich
Sonst Süßres noch, als nur an dich zu denken!

XXVII.

Liebe und Tod.

Es kamen Lieb' und Tod, so geht die Kunde,
Zur Welt in gleicher Stunde.
An Schönheit ihresgleichen
Gibt's hier nicht, noch in andrer Sterne Reichen.
Wenn von der Liebe stammen
Die seligsten der Freuden,
Die auf des Lebens Meer das Herz beglücken,
So tilgt der Tod die Leiden,
Die je gequält uns haben.
Ihn seh' ich oft als Knaben,
Von holdem Reiz umgeben,
Nicht wie ihn bildet sich der feige Haufen,
Sein Schwesterchen, die Liebe,
Begleiten. Also laufen
Gemeinsam ihre Straße sie durch's Leben,
Zum Trost für weiser Herzen heilge Triebe.
Wenn süße Liebe rühret
Das Menschenherz, da wird es kühn und weise
Und achtet nichts das Leben;
Denn für die Herrin Liebe
Nimmt es getrost auf sich jedwedes Wagniß.
Wer ihrem Dienst ergeben,
Stets neuen Muth verspüret

Und Thatendrang, nicht müßge
Gedanken blos, wie sonst sie meistens pflegen,
Im Herzen kühn sich regen.

Wenn frisch zuerst entglommen
Tief in des Herzens Grunde
Der Liebe süße Flammen,
Da bricht erschöpft der müde Leib zusammen,
Und Sterben scheint so süß, scheint hoch willkommen.
Wie, weiß ich nicht; doch sind es
Die ersten Folgen, die der Lieb' entstammen.
Den Sterblichen erschrecket
Alsdann vielleicht der Anblick dieser Oede,
Vielleicht scheint unbewohnbar ihm die Erde,
Sobald das Herz ihn mahnet,
Daß er umsonst nach jenem
Unsäglich süßen Glück die Arme strecket;
Und wenn er gar die schweren Stürme ahnet,
Die ihn von dort bedrohn, da sucht er Ruhe
Und Sicherheit im Hafen
Vor jener Wetterwolke
Der Liebe, die den Himmel rings bedecket.

Und bricht nun los das Wetter
In schrecklicher Verwüstung,
Und trifft in's Herz der unzähmbare Jammer,
Wie schmachtet da bekümmert
Der Liebende in Sehnsucht
Nach dir, o Tod, mit freudevollem Bangen!
Wie schaut er voll Verlangen,
Wenn schlaflos er die ganze Nacht sich streckte,
Nach dir, und wäre glücklich nun für immer,

Wenn ihn nicht mehr erweckte
Der Tag und er das Licht nie sähe wieder!
Und oft beim dumpfen Schall der Todtenglocken,
Beim Klang der Trauerlieder,
Wie sie den Leib zur ewgen Ruh' geleiten,
Schickt Seufzer er zum Himmel
Aus tiefstem Herzensgrunde,
Beneidend den, der vor ihm Ruh' gefunden.
Ja, selbst der rohe Haufen
Der Menschen, die die Stärke,
Die Wissenschaft verleiht, niemals empfunden,
Sogar die Jungfrau, der sonst wohl geschwunden
Der Muth, hört sie von Sterben,
Sie sehn dem Tod, dem herben,
In's Antlitz, wagen auf die Trauerfahnen,
Die Gruft zu schauen, drin sie den Leib versenken,
An Dolch und Gift zu denken,
Und scheinen trotz der Schranken,
Die ihnen die Gedanken
Beengen, doch des Todes Lust zu ahnen.
So lernt der Mensch erwerben
Nur in der Liebe Zucht die Kunst zu sterben.
Oft, wenn die innre Qual so hoch gestiegen,
Daß sie im tiefsten Kern bedroht das Leben,
Da fühlt der Mensch erbeben
Zuweilen so des Leibes schwanke Hülle,
Daß er des Todes Macht sich muß ergeben;
Zuweilen aber bohrt der Liebe Stachel
So tief, daß der, dem fremd ist jeglich Wissen,
Daß selbst die zarte Jungfrau
Das finstre Grab nicht scheuen
Und kühn den Tod von eigner Hand erwählen.

Wer solches Thun verspottet,
Der mag in Ruh' sich hohen Alters freuen.

Den muthentflammten Seelen,
Den warmen, kühnen Herzen
Mag einen von euch das Geschick gewähren!
Mögt nie als Freund' ihr fehlen
Und nie als Herrn und Meister
Uns armen Menschenkindern, deren Geister
In eurer Macht, der hier sich nichts vergleichet,
Und die das Schicksal nur an Macht erreichet.
Und du, den stets ich rief aus tiefstem Herzen
Und schon als Jüngling ehrte,
Du holder Tod, du einzig
Voll Mitleid für die Welt und ihre Schmerzen,
Wenn ich dich je gepriesen,
Wenn ich für Undank, den die Welt dir zollte,
Dich je entschädgen wollte
Und Ehre dir erwiesen,
Dann laß mich nicht vergebens
Dies ungewohnte Flehen
Zu deinem Ohr entsenden
Und schließ mein müdes Auge, Herr des Lebens!
Mich wirst bereit du finden jede Stunde,
Wann immer deine Schwingen mich umwehen,
Gerüstet, kühnen Blickes
Und spottend des Geschickes,
Die Hand nie preisend, welche Wund' auf Wunde
Mit wilden Geißelschlägen
Auf meinen Leib gezeichnet,
Noch segnend sie, wie sonst wohl
In feigem Sklavensinn die Menschen pflegen.

Hier werf' ich von mir jeden Hoffnungsschimmer,
Womit die Welt sich kindisch
Beschwichtgen läßt, verlange
Vom Schicksal weiter nichts auf dieser Erde
Als dich nur, jetzt und immer,
Und schaue froh entgegen
Dem Tag, da ich zur Ruhe meine Wange
An deine Brust darf legen.

XXVIII.

Der Dichter an sich selbst.

Nun magst du ruhn für immer,
Mein müdes Herz! Es schwand die letzte Täuschung,
Die ewig ich gewähnt. Sie schwand. Ich fühle
Die Hoffnung jetzt erloschen,
Den Wunsch selbst nach des holden Truges Spiele.
Auf immer ruh'! Du hast nun
Genug geschlagen. Würdig deines Pochens
Ist nichts, noch werth dies Dasein deiner Seufzer!
Das Leben ist nur Ekel
Und Bitterkeit, sonst nichts, und Koth die Erde.
Nun ruhe aus! Verzweifle
Zum letzten Mal! Das Schicksal gab den Menschen
Nichts weiter als zu sterben. Jetzt verachte
Dich, die Natur, die Macht, die finstern Webens
Auf unser aller Schaden stets nur dachte,
Und die endlose Nichtigkeit des Lebens.

XXIX.

Aſpaſia.

Es ſteigt Dein Bild, Aſpaſia, zuweilen
In meiner Seele auf. Bald ſtrahlt es flüchtig
Im Schwarm der Menſchen unter fremden Zügen
Entgegen mir; und bald erhebt ſich wieder,
Wie aufgeweckt von ſanften Harmonien,
Auf einſam ſtiller Flur, am hellen Tage,
Im Schweigen einer Sternennacht die ſtolze
Erſcheinung vor der faſt erſchreckten Seele.
Wie hab' ich, Götter, einſt ſie angebetet,
Die meine Wonne war und war — mein Fluch!
Nie dringt zu mir der Blumen ſüßer Duft,
Sei's auf den Au'n, ſei's in der Straßen Enge,
Daß ich Dich nicht wie damals vor mir ſehe,
Als mir in jenen reizenden Gemächern,
Erfüllt vom Dufte friſcher Frühlingsblumen,
Zum erſten Mal erſchien die engelsgleiche
Geſtalt, in dunkles Veilchenblau gekleidet,
Auf ſchimmernd weißen Teppich hingelehnt
Und ganz umflutet von geheimer Wonne;
Und wie ſodann, o ſchlaue Zauberin,
Auf Deiner Kinder volle, runde Lippen
Du Küſſe drückteſt, heiße, ſchallende,
Darbietend meinem Blick den ſchnee'gen Nacken,
Indeß Du ſie, die all' Dein Thun nicht ahnten,
Mit zarter Hand an den verſteckten Buſen,
Den heißerſehnten, preßteſt. Damals glänzte

Ein neuer Himmel, eine neue Erde,
Ja, fast ein Strahl von Gott in meine Seele.
So stieß in mein nicht unbewehrtes Herz
Dein Arm mit voller Kraft den Pfeil, den dann ich
Wehklagend trug, bis daß zum zweiten Male
Zu jenem Tag zurückgekehrt die Sonne.

Ja, wie ein Strahl vom Himmel, hehre Frau,
Erschien mir Deine Schönheit. Aehnlich wirken
Die Schönheit und die Töne der Musik,
Sie scheinen unbekannter Paradiese
Tiefes Geheimniß oftmals zu enthüllen.
So liebt der arme Sterbliche das Kind
Der eignen Phantasie, das holde Bild,
Das in sich schließt den besten Theil des Himmels,
Ganz gleich in Antlitz, Sprache und Gebärde
Der Frau, die der entzückte Liebende
Verwirrt betrachtet und zu lieben wähnt.
Doch diese ist's nicht, jenes Bildniß ist's,
Das er in seine Arme schließt und liebt.
Erkennt er endlich seinen Irrthum, sieht er
Verwandelt nun den Gegenstand der Liebe,
Da zürnt er und beschuldigt oft mit Unrecht
Die Frau. An jenes hohe Bild reicht selten
Ihr Geist, und das, was einflößt ihre Schönheit
Dem edlen Liebenden, begreift sie nicht.
Nicht fassen kann die schmale Stirn so hohen
Gedanken. Der betrogne Mann! er hofft
Umsonst beim hellen Leuchten jener Blicke,
Er sucht umsonst ein tiefes, unbekanntes
Und mehr als männliches Gefühl in ihr,
Die von Natur einmal steht unter ihm.

Denn wie der Bau von ihren Gliedern weicher
Und zarter ist, so gab auch die Natur
Den Geist ihr minder weit und minder stark.

Auch Du, Aspasia, hast nie begriffen,
Was einst Du meiner Seele eingeflößt.
Du weißt nicht, welche Liebe ohne Maßen,
Welch süße grenzenlose Schmerzen, welches
Unsägliche Entzücken, welchen Wahnsinn
Du einst in mir erregt, und nie wirst Du's
Begreifen. So begreift auch nicht der Künstler,
Der mit der Stimme, oder mit der Hand
Vor uns erstehn läßt süße Harmonien,
Was er im Hörer wirkt. Jetzt ist nun jene
Aspasia, die einst ich liebte, todt,
Für immer todt, einst Inhalt meines Lebens.
Nur dann und wann, ein theures Schattenbild,
Erscheinst Du mir, um wieder zu verschwinden.
Du lebst, nicht blos noch schön, nein schöner noch,
So scheint es mir, als all die andren sind.
Nur jene Glut erlosch, die Du entzündet;
Denn Dich nicht liebt' ich, sondern jene Göttin,
Die einst gelebt in meiner Brust und jetzt
Darin begraben ruht. Sie war's, die lange
Ich angebetet; ihre Himmelsschönheit
Umfieng mich so, daß, kannt' ich gleich Dein Wesen,
Und waren gleich mir Deine Künste klar,
Ich doch in Deinen ihre schönen Augen
Zu sehen glaubt' und eifrig ich Dir folgte,
So lang sie lebte. Nicht war ich betrogen,
Die Lust an jener holden Aehnlichkeit
Hat mich vermocht, so lang dies Joch zu tragen.

Jetzt rühme Dich! Du kannst es. Sage, daß Du
Die einzge bist des ganzen Frau'ngeschlechtes,
Vor der ich beugte dieses stolze Haupt,
Und der dies unbezwungne Herz ich weihte.
Erzähle, daß zuerst Du und zuletzt,
So hoff' ich, sahst mein Auge brünstig bitten,
Sahst furchtsam mich und zitternd vor Dir stehen
(Vor Zorn und Scham erröth' ich, nun ich's sage)
Nicht mächtig meiner selbst, demüthig forschend
Nach jedem Deiner Winke, Deiner Worte,
Bei Deinem stolzen Unmuth bleich, und strahlend
Bei jedem Zeichen Deiner Huld, im Antlitz
Bei jedem Blick Ausdruck und Farbe wechselnd. —
Der Zauber brach, und mit ihm brach in Stücke
Mein Joch und fiel zur Erde. Dessen freut sich
Mein Geist. Und seid ihr mir gleich überlästig,
Begrüß' ich doch euch froh, Vernunft und Freiheit,
Nach langer Knechtschaft und nach langem Wahnsinn.
Denn wenn das Leben, frei von Leidenschaft
Und holdem Irrthum, gleicht der Winternacht,
Der sternenleeren, so genügt mir doch,
Als Trost und Rache für mein Erdenloos,
Wenn, unbeweglich hier im Grase liegend,
Ich Himmel, Erd' und Meer beschau' und lächle.

XXX.

Auf ein antikes Grabmonument in Basrelief,

worauf ein junges Mädchen dargestellt ist im Begriff abzureisen und von den Ihrigen Abschied zu nehmen.

Wohin? Sag' an, wer ruft Dich
Fern von den theuren Deinen?
Verläßt Du, schönes Mädchen,
Das väterliche Dach für immer? Willst Du
Zu dieser Schwelle niemals wiederkehren,
Und sollen fröhlich nie Dich wiedersehen
Die heute traurig weinend Dich umstehen?

Ich seh' Dich trocknen Auges muthig schreiten,
Doch scheinst Du traurig. Wer vermag zu sagen,
Wenn er Dich sieht in dieser ernsten Weise,
Ob fröhlich Deine Straße,
Ob traurig ist das Ziel der weiten Reise.
Vielleicht kann Niemand auf der Welt es sagen,
Ich selbst erwäg' umsonst es hin und wieder,
Ist Dir das Schicksal abhold, oder soll ich
Dem Himmel werth Dich achten,
Als elend oder glücklich Dich betrachten?

Es ruft der Tod Dich. In des Lebens Morgen
Der letzte Augenblick! Nie kehrst Du wieder
Zum Nest, von dem Du scheidest.

Du siehst die theuren Eltern
Nie mehr. Der Ort, zu welchem
Du gehst — er ist dort unten!
Und dort wirst Du von nun an ewig wohnen.
Du bist wohl glücklich, und doch kann der Zähren
Sich Keiner, der Dein Schicksal sieht, erwehren.

Niemals das Licht zu schauen,
Wär' wohl das beste. Doch einmal geboren,
Im Augenblick, da königliche Schönheit
Im Antlitz sich entfaltet,
Und da die Welt von ferne
Anbetend schon vor ihr die Kniee beuget;
Da Hoffnung blüht, und eh mit finstrem Walten
Der Stirn, um die noch Kränze festlich wehen,
Die Wahrheit Blitz auf Blitz entgegenschleudert,
Wie Wolkendunst in flüchtigen Gestalten
Am Horizonte spurlos zu vergehen,
Verschwinden unerkannt und kaum gesehen,
Und in dem dunklen Schweigen
Des Grabes enden künftger Tage Reigen —
Das muß mit tiefen Schmerzen,
Mag sich's als Glück enthüllen
Dem reifern Geist, erfüllen alle Herzen.

Natur, unrühmlich Wunder,
Zwar Mutter bist du, doch ich seh's mit Zagen,
Dich grüßt der Säugling schon mit lauten Klagen,
Und du gebierst und nährst nur, um zu tödten.
'S ist schmerzlich zu gewahren,
Wie Menschen, kaum erblüht, doch schon verderben,
Und nun läßt du solch schuldlos Wesen sterben?

Und muß es sein, wie kannst du
Für den, der stirbt, für den, der bleibt am Leben,
Gleich schmerzlich diese Wunde,
Gleich trostlos machen diese Trennungsstunde?

Elend, wohin sie blicken,
Elend, wohin sie nur die Schritte lenken,
Sind deine schwachen Kinder.
Wie kannst du um das Leben
Auch noch die junge Hoffnung
Betrügen? Nichts als Jammer ist dies Dasein,
Als einzge Rettung aus dem Meer der Schmerzen
Bleibt uns der Tod; und dieses ist der Zielpunkt,
Den du uns unerbittlich
Gesetzt hast! O, nach solchen Wandermühen
Warum winkt uns nicht froh das Ziel der Reise?
Weshalb umgibst du so mit schwarzem Flore
Den Ort, der uns erwartet,
Den lebend stets wir vor der Seele tragen,
Und hüllst das Land mit trüben
Und mitternächtgen Schauern,
Das Land, das uns als einzger Trost geblieben,
Und zeigst uns schlimmer als des Meeres Wüste
Den Port an sichrer Küste,
In welchem unbekannte Schrecken lauern?

Und ist es hart dies Sterben,
Das du bestimmt uns allen,
Uns, die du ohne Schuld und ohn' ihr Wissen
Und ohn' ihr Wollen überläßt dem Leben,
So ist des Loos, der stirbt, mehr zu beneiden,
Als dessen, der das Scheiden

Von seinen Lieben hört. Denn wenn's in Wahrheit,
Wie's meines Herzens Meinung,
Ein Unglück ist zu leben,
Ein Glück zu sterben, o, so kann im Herzen
Doch Keiner ohne Schmerzen
Den letzten Tag ersehnen seiner Lieben,
Um dann allein geblieben
Stets dem geliebten Wesen,
Das von der Schwelle plötzlich ihm entrissen,
Vergeblich nachzuschauen,
Allein zu stehn den Rest von seinen Tagen,
Auf ewig Lebewohl den Lieben sagen,
Und nimmermehr hienieden
Zu sehn die theuren Seinen
Und ganz verlassen, einsam auf der Erde
An all' den alten Stätten einstgen Glückes
Die nun entschwundnen Tage zu beweinen.
Natur, sag' an, wie kannst du kalten Herzens
Den Freund dem Freunde rauben,
Den Bruder aus des Bruders,
Die Kinder aus der Eltern,
Aus des Geliebten Armen
Ohn' all Erbarmen die Geliebte reißen,
Dem Einen Leben, Tod dem Andern spendend?
Warum muß leben bleiben
Der Mensch, wenn stirbt, was liebend er umschlungen?
Doch kümmerst du, wie ich die Welt verstehe,
Natur, in deinem Treiben
Um unser Wohl dich nicht noch unser Wehe.

XXXI.

Auf das Bild einer schönen Frau,

ausgemeißelt auf deren Grabmonumente.

So warst Du! Jetzt dort unten
Liegst Du in Staub und Asche. Ueber Moder
Und Knochen aufgerichtet, stumm, betrachtend
Der Jahre Kommen wie der Jahre Gehen,
Seh' ich als Hüter stehen
Für die Erinnrung und den Schmerz dies Bildniß
Entschwundner Schönheit. Jenes holde Auge,
Das beben machte, wen es ohne Regung —
So scheint es jetzt — jemals betrachtete;
Der Mund, dem süß Entzücken
Entströmte, wie ein Quell aus voller Urne;
Der Hals, Verlangen weckend; jene Hände,
Die oft erstarren machten
Zu Eis die Hand, die sie zu drücken wagte;
Der Busen, der die Wange
Des Kühnsten bange, blaß und furchtsam machte —
Das alles war vordem: jetzt bist Du Moder
Und Knochen; solches Grauen,
Entsetzlich anzuschauen, birgt dies Denkmal.

Also zerstört das Schicksal
Ein Antlitz, das erschien als reinstes Abbild

Des Himmels. Unergründliches Geheimniß
Des Daseins! Heute noch ein Quell von großen
Gedanken, schrankenlosen
Gefühlen, prahlet Schönheit, scheint ein Lichtstrahl,
Geschleudert auf den Kampfplatz dieses Lebens,
Der niemals wird verlöschen,
Gibt Bürgschaft uns und Zeichen
Von selgen Reichen, überirdschem Glücke,
Gewährt uns sichre Hoffnung
Auf goldne Himmelswelten —
Und morgen dann verwandelt
Ein leichter Anstoß schon in häßlich Grauen
Das Engelsantlitz, eben
Noch lieblich anzuschauen,
Und all das Wunderbare,
Das es im Geist entzündet,
Mit einem Mal aus unsrer Seele schwindet.

Die Harmonie entfesselt
Im Herzen die Gewalten
Der Sehnsucht, mit Gestalten
Von Pracht und Glanz wird Phantasie bethöret;
So wird des Menschen Geist hinausgezogen
Auf jenes Meer, das ihn schon oft betrogen;
Er gleicht dem kühnen Schwimmer,
Der wie zur Lust nur kämpfet mit den Wogen:
Doch einen Mißton höret
Das Ohr — da stürzt in Trümmer
Dies Paradies, im Augenblick zerstöret.

O Menschengeist, dein Fühlen
Ist so erhaben, und doch soll versunken

Ich dich in Staub, gleich einem Schatten sehen?
Wohnt noch ein Himmelsfunken
In dir, wie kann dein höchstes Denken, Sinnen
So ohne Spur zerrinnen,
So leicht und rasch vergehen, wie entstehen?

XXXII.

Widerruf.

An den Marchese Gino Capponi.

Es kann nichts nützen immerfort zu seufzen.
Petrarca.

Ich irrte, treuer Gino, irrte lange
Und irrte schwer. Ich glaubte, elend, eitel
Sei unser Leben und die Gegenwart
Vor allem abgeschmackt. Doch unerträglich
Erschien und war die Sprache dem beglückten
Geschlecht der Sterblichen, wenn sterblich nennen
Man kann und darf den Menschen. Halb verwundert
Und halb unwillig lachte das erhabne
Geschlecht hervor aus seinem duftgen Eden,
Hieß mich verkümmert, elend, nicht im Stande
Des Lebens Freuden zu genießen, haltend
Das eigne Loos für allgemein und alle
Für meines eignen Weh's Genossen. Endlich
Erglänzt im Rauch und Dufte der Cigarren,
Beim Knuspern krachender Pastetchen und dem
Commandogleichen Rufen nach Gefrornem
Und nach Getränken, bei dem Tassenklappern
Und Löffelschwingen lebhaft mir in's Auge
Das Licht, das täglich aus der Zeitung mir

Entgegenstrahlt. Da sah ich und erkannt' ich
Die allgemeine Lust, sowie die Süße
Des menschlichen Geschicks. Ich sah den hohen
Zustand und Werth der Dinge dieser Erde,
Von Blüten ganz erfüllt das Menschenleben,
Und wie hier nichts verdrießlich noch beschwerlich.
So sah ich auch das staunenswürdge Streben,
Die Werke und den Geist, die Tugenden
Und das erhabne Wissen des Jahrhunderts.
Auch sah ich von Marocco nach Cataï,
Vom Nordpol bis zum Nil und dann von Boston
Nach Goa keuchend laufen auf den Spuren
Des holden Glückes klein' und große Reiche
Und sah es fassen schon beim Schopfe oder
Beim letzten Zipfel seines Kleids. Dies sah ich
Und mußte mich, die großen Zeitungsblätter
Mit Ernst betrachtend, meines schweren, alten
Irrthums, wie meiner selbst dann herzlich schämen.

Ein goldnes Alter spinnen jetzt, o Gino,
Der Parzen Spindeln. Jedes Zeitungsblatt
In Sprachen und Formaten jeder Art
Berichtet's so der Welt einmüthiglich
Aus allen Landen. Allgemeine Liebe
Und Eisenbahnen, leichterer Verkehr,
Dampf, Presse, Cholera — sie werden alle
Getrennten Völker schon zusammenzwängen.
Kein Wunder wird's mehr sein, wenn Ficht' und Eiche
Von Milch und Honig triefen, oder wenn sie
Beim Klange eines Walzers tanzen werden.
So wuchs seither der Kolben und Retorten
Und der Maschinen Kraft, die mit dem Himmel

Wetteifern, ja wird immerfort noch wachsen,
Denn ohne Ende eilt zum Bessern hin
Und wird demnächst noch mehr zum Bessern eilen
Was stammt von Sem's, von Ham's und Japhet's Samen.

Zwar Eicheln wird die Welt gewiß nicht essen,
Wenn Hunger sie nicht zwingt, auch nicht ablegen
Das harte Eisen. Aber manchesmal
Wird Gold und Silber sie verschmähn, zufrieden
Mit Wechselscheinen. Auch des theuren Blutes
Der Seinen wird das herrliche Geschlecht
Der Menschen sich nicht ganz enthalten, vielmehr
Wird mit Gemetzel sich Europa decken,
So wie der Strand jenseits des Oceans,
Die frische Amme lauterer Gesittung,
Sei's daß ein Streit um Pfeffer oder Zimmet
Und anderes Gewürz, um Zuckerrohr
Und was sonst hat Bezug auf Gold, zum Kampfe
Auf's Schlachtfeld treibt die brüderlichen Schaaren.
Stets werden wahrer Werth und Tugend, Treue,
Bescheidenheit, Rechtslieb' in jedem Staate
Dastehen fremd und fern den öffentlichen
Geschäften, oder immer unglückselig,
Gekränkt sein und im Kampfe unterliegen;
Denn ihnen gab Natur, im Hintergrunde
Zu stehen. Freches Wagen, Trug, vereint
Mit Mittelmäßigkeit — sie herrschen ewig,
Stets obenauf zu schwimmen auserlesen.
Herrschaft und Macht, vereinigt oder einzeln,
Wird stets mißbrauchen, wer sie hat und unter
Beliebgem Namen. Dies Gesetz schrieb voreinst
Natur und Schicksal in demantne Tafeln,

Und Volta nicht, noch Davy werden's tilgen
Mit Blitzen und ganz England nicht mit seinen
Maschinen, noch mit einer Gangesflut
Politscher Schriften diese neue Zeit.
Stets wird der Gute elend sein, im Glanze
Der Schuft und der Gemeine, alle Welt
Wird gegen edle Seelen stets verschworen
In Waffen dastehn; wahrer Ehre folgt
Verleumdung, Haß und Neid; stets wird der Schwache
Des Starken Beute sein, des Reichen Bauer
Und Knecht der Bettler, in jedweder Staatsform;
Ob nah' wir wohnen oder fern den Polen
Und dem Aequator, ewig wird's so bleiben,
Solang' als Aufenthalt uns dient die Erde
Und uns des Tages Fackel nicht verlischt.

Und diese goldne Zeit, die jetzo anbricht,
Muß jene schwachen Reste, jene Spuren
Vergangner Zeiten eingeprägt noch tragen.
Denn tausend Kämpfe, widerstreitende
Prinzipien und Partei'n hat von Natur
Die menschliche Gesellschaft, und in Frieden
Die beizulegen haben nie vermocht
Vernunft noch Macht der Menschen seit dem Tage,
Da dies vortreffliche Geschlecht erstand,
Noch werden's je Vertrag noch Zeitung können,
So weis' und klug sie sind. — In wichtgern Dingen
Jedoch wird voll wie nie zuvor gesehen
Das Glück der Menschen sein. Die Kleider werden
Von Wolle oder Seide alle Tage
Nun weicher werden. Handwerksmann und Bauer,
Ablegen werden sie ihr grobes Tuch,

Baumwolle wird die rauhe Haut umschließen,
Und Zephyrtuch wird ihren Rücken decken.
Es werden, besser ihrem Zweck entsprechend
Und sicher anzuschauen zierlicher,
Die Teppiche und Decken, Stühl' und Tische
Und Sopha, Schemel, Betten, jeder Hausrath
Mit wechselvollem Schmuck die Zimmer zieren,
Und neu geformte Kessel, neue Töpfe
Wird in der heißen Küche man bewundern.
So reißend von Paris hin nach Calais,
Von da nach London, dann nach Liverpool
Wird sein die Reise, nein, der Flug, daß man sich's
Nicht denken kann, und unterm weiten Bette
Der Themse (ein kühn unsterblich Werk!) wird sich
Ein Durchgang öffnen, der seit Jahren schon
Sich hätte öffnen sollen. Besser werden
Als jetzt bei nächtger Zeit beleuchtet sein,
Wenn auch nicht sichrer drum, die weniger
Betretnen Straßen in den großen Städten,
Vielleicht die größern auch der kleinen Städte.
Ja, solche Herrlichkeiten, solches Glück
Beschert dem künftigen Geschlecht der Himmel.

O glücklich die, die, da ich dieses schreibe,
Als kleine Schreier erst die Bademutter
Empfängt in ihren Armen; ihrer harren
Die schönen Tage, da durch lange Studien
Bekannt sein wird und da schon mit der Milch
Das Kind von seiner theuren Amme lernet,
Wie viele Centner Salz und wie viel Fleisch
Und wie viel Malter Mehl in jedem Monat
Verschlingt das Vaterstädtchen, und wie viele

Geburts- und Todesfäll' in jedem Jahre
Der alte Pfarrer einträgt; da, vermittels
Des mächtgen Dampfs millionenfach gedruckt
In der Secunde, Berg' und Thal bedecken
Und selbst des Meers endlose Weiten, glaub' ich,
Gleich einem Schwarme luftger Kraniche,
Der plötzlich raubt des Tages Licht den Fluren,
Die Zeitungen, die Seele und das Leben
Des Weltalls und des Wissens einzge Quelle
In dieser, wie in allen künftgen Zeiten.

Gleich wie ein Kind mit eifrigem Bemühen
Von Blättchen und von Spänchen ein Gebäude
In Form von Tempel, Palast oder Turm
Aufführt, und wenn es kaum vollendet dasteht,
Es wieder umzustürzen sich beeeilet,
Weil ihm dieselben Spänchen oder Blättchen
Zu einem neuen Werke nöthig sind,
So sieht Natur keins ihrer Werke fertig,
Daß sie's nicht wieder zu zerstören trachtet,
Die losen Theile anderweit verwendend.
Vergebens sucht der Mensch sich selbst und andre
Vor diesem grausen Spiele, dessen Gründe
Stets dunkel sind, zu schützen, tausend Mittel
Mit kluger Hand in tausendfacher Weise
Verwendend; denn, verspottend alle Mühe,
Vollführt Natur, ein unlenksames Kind,
Erbarmungslos ihr launenhaftes Spiel
Und freut sich zu zerstören wie zu schaffen.
So auch bedrängt ein bunter, banger Schwarm
Von Qualen und von Leiden, nicht zu heilen,
Den schwachen Sterblichen, geweiht unrettbar

Dem Untergange; so bedroht von außen,
Von innen und von allen Seiten ihn
Rastlos ein feindlich Heer seit jenem Tage,
Da er geboren, und ermüdet ihn,
Selbst nie ermüdend, bis er todt daliegt,
Ruchlos erdrückt von seiner eignen Mutter.
Die letzten Leiden unsrer Sterblichkeit,
O edler Geist, das Alter und der Tod,
Beginnen schon, wenn noch des Säuglings Lippe
Den Busen preßt, daraus ihm Leben quillt.
Sie kann dies lust'ge neunzehnte Jahrhundert
Nicht mehr verbessern, glaub' ich, als das zehnte
Und als das neunt' es konnten, und als künftge
Zeitalter jemals es vermögen werden.
Doch ist's einmal erlaubt, beim rechten Namen
Die Wahrheit nennen: jeder Sterbliche
Ist kurzweg — unglückselig jederzeit
Und nicht allein in bürgerlicher Hinsicht,
Nein, auch in jeglichem Bezug des Lebens,
Nothwendig unheilbar, nach allgemeinen
Gesetzen, die beherrschen Erd' und Himmel.
Doch neuen Rathschlag, ja fast göttlichen
Ersannen die erhabnen Geister meines
Jahrhunderts: da sie einzeln keinen glücklich
Hienieden machen können, wollten sie,
Den Menschen ganz vergessend, aller Menschen
Glückseligkeit mit einemmal begründen.
Sie fanden diese leicht und machen nun
Aus jenen, traurig oft und elend immer,
Ein glücklich heitres Volk. Und solches Wunder,
Das keine Zeitung, Monatschrift, Broschüre
Erklärt, bestaunt nun diese Menschenheerde.

O Geist, o Einsicht, überirdscher Scharfsinn
Der Zeit, in der wir leben! Welches sichre
Philosophiren, welche Weisheit, Gino,
Lehrt in noch höhern und verborgnern Dingen
Den künftgen Zeiten mein und Dein Jahrhundert!
Wie standhaft betet's heute, hingeworfen
Auf's Knie, das an, was gestern es verhöhnte,
Und stürzt es morgen wieder, sucht zusammen
Die Scherben, stellt es wieder auf, um's dann
Den nächsten Tag mit Weihrauch zu beräuchern.
Wie muß man schätzen dieses Denkens Eintracht,
Und wie vertraun dem jetzigen Jahrhundert,
Ja, diesem Jahr nur! und wie sorgsam müssen
(Wenn wir vergleichen unsre eigne Ansicht
Mit der von diesem Jahr, von der das nächste
Schon ganz verschieden ist) wir uns nicht hüten,
Daß beide je in einem Punkt' verschieden!
Und wie ist im Vergleich zum Alterthume
Jetzt unser Wissen weit vorangeschritten!

Der Deinen Einer sonst, gepriesner Gino,
Ein wackrer Versschmidt, ja allen Wissens
Und aller Künste, aller Facultäten
Und aller Geister Doctor, die da waren,
Sind oder werden sein, ein Weltverbessrer —
Sprach so zu mir: „O laß doch Deine eignen
Gefühle, drum dies männliche Jahrhundert,
Den ernsten ökonomschen Studien und
Der Politik ergeben, sich nicht kümmert!
Was nützt es Dir, daß Du den eignen Busen
Durchforschst? Such' nicht nach Stoff zu Deinen Liedern
In Dir! Sing lieber dieser Zeit Bedürfniß

Und die gereifte Hoffnung!“ — Prächtge Phrasen!
In lautes Lachen brach ich aus, als mir
In dem profanen Ohr der Name „Hoffnung“
Erklang, ein komisch Wort, fast wie ein Laut
Von einer Zunge, kaum der Milch entwöhnet.
Jetzt kehr' ich um und schlage einen Weg
Entgegen dem vergangnen ein, belehrt
Durch zweifelloses Beispiel, daß dem eignen
Jahrhundert der nicht widersprechen darf,
Der bei ihm Ruhm und Ehre sucht, nein, treulich
Ihm schmeichelnd muß gehorchen: also steigt man
Auf kurzem, leichtem Wege zu den Sternen.
So will auch ich, verlangend nach den Sternen,
Zwar das Bedürfniß des Jahrhunderts nicht
Besingen, denn für diese, immer wachsend,
Sorgt reichlich schon der Kaufmann und die Werkstatt,
Jedoch die Hoffnung — ja, die will ich singen,
Womit ein sichtbar Unterpfand die Götter
Uns schon gewährt; des neuen Glücks Beginn
Zeigt auf des Jünglings Lipp' und Wange sich —
Enormer Haare unverkürzter Wuchs.

O sei gegrüßt, Du Zeichen neuen Heiles,
O erster Strahl der großen Zeit, die nahet!
Schau um Dich, wie sich Erd' und Himmel freuen,
Wie schon der Mädchen Augen leuchtend strahlen,
Und wie bei Festen und Gelagen laut
Der bärtigen Heroen Ruhm ertönet!
O wachse, wachse für das Vaterland,
Du junges, wahrhaft männliches Geschlecht!
Im Schatten Deines Haares wird Italien,
Wird ganz Europa von des Tajo Mündung

Zum Hellesponte wachsen, und getrost
Kann ruhn die Welt. Und Du begrüß' mit Lächeln
Den rauh behaarten Vater, zartes Kind,
Für goldne Tage auserwählt, erschrick nicht
Vor diesem theuren, harmlos schwarzen Antlitz!
Ja, lächle, zartes Kind! Dir ist beschieden,
Die Frucht so vielen Redens nun zu schauen,
Zu schaun der Freude Reich in Stadt und Land,
Zufrieden Alt und Jung in gleicher Weise
Und Bärte, wallend, von zwei Spannen Länge!

XXXIII.

Der Untergang des Mondes.

Die Nacht ist still und einsam,
Es leuchten Land und Meer im Silberschimmer,
Und Zephyr senkt die Schwingen.
Wo tiefre Schatten walten,
Da regen sich Gestalten
Und tausend holde Bilder
In Busch und Wald und Hügeln,
Die in der stillen Flut sich wiederspiegeln.
Nun sinkt des Mondes Scheibe
Allmählich nieder an des Himmels Bogen
In der Tyrrhenerwogen
Geräumgen Busen. Da entfärbt die Welt sich;
Die Schatten rings zergehen,
Und eine Finsterniß deckt Thal und Höhen.
Die Nacht ist wie erblindet,
Und da dem Wandrer schwindet in die Ferne
Das Licht, das ihn, wenn er die Nacht durchschreitet,
Auf seinem Pfad geleitet,
Singt er sein Klagelied dem holden Sterne.

So sind der Jugend Stunden
Uns, ach, wie bald! entschwunden.
Es fliehet fern und ferner
Dahin vor unsren Blicken
Der Traum voll schöner Täuschung, und die Bilder,

Die unser Herz umstricken,
Verlieren ihren Schimmer und erblassen,
Und dunkel und verlassen
Bleibt nun das Leben. Irrend sucht der Wandrer
In dieser Finsterniß, die ihn umnachtet,
Das Ziel des Weg's, der ihm noch bleibt zu wandern.
Mit ihrem Thun und Treiben
Ihm fremd die Menschen bleiben,
Als fremd wird von den Andern er betrachtet.

Zu glücklich schien's dort oben,
Sei unser Loos auf Erden,
Dies Jammerleben, wenn das Jugendalter,
Wo Lust doch nur aus tausend Leiden sprießet,
Die ganze Lebenszeit des Menschen währte;
Zu mild der Spruch, durch welchen
Die Wesen all' zum Tod verurtheilt werden,
Wenn uns nicht fast inmitten
Der Bahn, die wir durchschritten,
Ein härtres Loos noch als der Tod beträfe.
Als würdige Erfindung
Unsterblich hoher Geister
Bescherten uns als aller Uebel größtes
Die Götter dann das Alter,
Wo noch die Wünsche leben, todt die Hoffnung,
Der Quell der Lust versiegt ist, wo die Leiden
Sich häufen stets, und wo verblüht die Freuden.

Ihr Hügel und ihr Fluren,
Ihr werdet, ob im Westen auch versunken
Der Schimmer, der das Kleid der Nacht mit Silber
Umsäumte, doch nicht lange

Verwaist mehr bleiben; denn bald wird in Osten
Der Himmel sich erhellen
Auf's neu und neu die Morgenröthe strahlen;
Und ihr wird auf dem Fuß die Sonne folgen,
Und blitzend in die Runde,
Wird sie mit ihren Fluten
Von mächtgen Strahlengluten
Euch sammt dem weiten Aether überschwemmen.
Doch wenn die schöne Jugend erst entschwunden,
Da muß in Nacht das Leben uns vergehen,
Kein Frühroth wird mehr, keine Sonn' erstehen.
Ded' ist das Leben; und als Ziel des Dunkels,
Das uns umhüllt hienieden,
Ward von den Göttern uns das Grab beschieden.

XXXIV.

Der Ginster oder die Blume der Wildniß.

Καὶ ἠγάπησαν οἱ ἄνθρωποι μᾶλλον τὸ σκότος ἢ τὸ φῶς.
Und die Menschen liebten mehr die Finsterniß als das Licht.
Evang. Joh. III. 19.

Hier auf dem dürren Rücken
Des schauervollen Berges
Vesuvius, des Vernichters,
Den sonst kein Baum und keine Blume schmücken,
Da stehen einsam ringsum deine Sträuche,
O dufterfüllter Ginster,
Der Wildniß Freund! So sah ich deine Blüten
Die stillen Pfade schmücken und beleben,
Die rings die Stadt umgeben,
Die einst die Herrscherin der Welt gewesen.
Sie scheinen zu gemahnen
Den Wandrer ernst mit ihrem stummen Anblick
An das versunkne Heldenreich der Ahnen.
Ich seh dich wieder jetzt auf diesem Boden!
Du liebst die trüben, weltverlassnen Orte
Und magst dich gern dem Mißgeschick gesellen.
Wo jetzt ringsum die Felder,
Bedeckt mit unfruchtbarer Asche, liegen
Und steingewordner Lava,
Die unterm Tritt des Wandrers wiederhallet,
Wo Schlangen nisten und im Sonnenscheine
Sich ringeln, wo Kaninchen
Im wohlbekannten Lager sich verstecken,

Da lagen Villen, Fluren,
Und Aehren reiften, und der muntern Heerden
Gebrüll ertönte ringsum,
Und Gärten und Paläste,
Den Mächtigen ersehnte
Wohnstätten, und gar viele prächtge Städte,
Die der gewaltge Berg mit Feuerströmen,
Die seinem Schlund entquollen, niederbrannte
Sammt den Bewohnern. Jetzt ist alles, alles
Im gleichen Schutt begraben,
Auf dem du, zarte Blume, wächst und gleichsam
Erfüllt von Mitleid für der Menschen Schmerzen,
Zum Himmel deine süßen Düfte sendest,
Zum Trost für diese Wildniß. Hieher komme
Zu diesen Fluren der, der unser Dasein
Zu preisen liebt, und seh', mit welcher Liebe
Natur uns armen Wesen
Zum Glück erlesen! Hier kann er nicht minder
Mit rechtem Maße messen
Des menschlichen Geschlechts gewaltge Stärke,
Die die Natur, mißachtend ihre Werke,
Mit leichtem Stoß im Nu zum Theil zerstöret,
Und die ganz zu vernichten
Sie eines kaum bemerkbar stärkren Stoßes
Und kurzer Zeit bedürfte.
So zeigen diese Fluren
Ein Bild des Menschenlooses,
Des „allgemeinen Glücks und Fortschritts" Spuren.

Hier spiegle dich, du stolzes
Und thörichtes Jahrhundert!
Du hast die Bahn nach vorwärts,

Die freie Denker kühnen Muths dir weisen,
Verlassen, wendest Dich zurück und wagst es,
Den Rückschritt laut zu preisen
Und Fortschritt ihn zu nennen!
Es schmeicheln deinem kindischen Beginnen
Die Geister, welche widrige Geschicke
Zu deinen Kindern machen,
Doch im Geheimen lachen
Sie über dich. Nur ich will
Mit solcher Schmach nicht in die Grube fahren.
Leicht wär's, in solchen Sachen
Es jenen gleich thun und, wie jene schwatzend,
Mit meinen Liedern deine Ohren kitzeln;
Doch lieber will ich die Verachtung, die ich
Im Busen ungemessen
Für dich bewahre, laut der Welt verkünden,
Obwohl des harrt Vergessen,
Der seine eigne Zeit zu sehr verachtet.
Doch über dieses Schicksal,
Das mir mit dir gemein ist, kann ich lachen.
Von Freiheit träumst du, und aufs neue willst du
Geknechtet den Gedanken,
Durch den wir doch theilweise
Der Barbarei entrissen, und Gesittung
Allein erblüht, die einzig führt zum Bessern
Und zum Gedeihn die Staaten.
Ha, dir mißfiel die Wahrheit
Von jenem harten Loos und tiefen Standpunkt,
Den anwies uns Natur! Ha, deshalb wandtest
Du niederträchtig nun dem Licht den Rücken,
Das sie beleuchtet; nennest, selbst ein Flüchtling,
Die, die ihr folgen, feige,

Und voll erhabnen Muthes
Die, sich zum Hohn und andern, unser Leben
Schlau oder thöricht zu den Sternen heben.

Ein armer Mann von schwachem Gliederbaue,
Im Fall daß seine Seele groß und edel,
Nennt sich nicht reich an Golde,
Noch hält er sich für kräftig,
Auch will er nicht im lächerlichen Scheine,
Als ob er Glanz vereine
Mit Macht, sich sehen lassen.
Er zeigt sich ohne Scheu an Kraft und Schätzen
Als Bettler, wie er ist, und nennt sich offen
Nicht anders, wenn er spricht, und liebt's, die Wahrheit
In allem zu bekennen.
Doch kann ich groß nicht nennen,
Nein, thöricht muß ich heißen
Den, der dem Tod' geweiht, in Leid genähret,
Ausruft: Zur Freude bin ich
Geboren! und mit eklem
Stolz das Papier besudelt, hohe Dinge
Und neues Glück, wie nicht es kennt der Himmel,
Geschweige diese Welt, verspricht hienieden
Den Völkern, die die Wogen
Des aufgeregten Meeres,
Ein böser Lufthauch, in der Erde Gründen
Ein Zucken schon vernichtet,
Daß man von ihnen kaum demnächst berichtet.
Doch der ist wahrhaft edel,
Der seine irdschen Augen
Dem allgemeinen Loose
Entgegen kühn erhebt und frei bekennet,

Verkleinernd nicht die Wahrheit,
Das schlimme Schicksal, das uns ward beschieden,
Sammt unsres Daseins Schwäche;
Der groß sich zeigt hienieden
Im Dulden, und der nicht im wilden Hasse
Und Bruderkrieg, dem schlimmsten
Von allen Uebeln, mehret
Sein eignes Leiden, seinen Nebenmenschen
Ob seinem Leid verklagend, nein, beschuldigt
Die, welche wirklich schuldig, seine Mutter
Zwar von Natur, doch eine Rabenmutter.
Sie nennt er Feindin, doch in Treu' verbunden
Scheint ihm die ganze Menschheit,
— Sie ist's ja auch und war's zu allen Zeiten, —
Um gegen sie zu streiten;
In allen Menschen sieht er nur Genossen,
Die er mit wahrer Liebe
Umarmet alle, leistet
Und hoffet selbst auf Hülfe rasch und kräftig
In beiderseitger Noth und in dem Jammer
Des allgemeinen Krieges. Gegen Kränkung
Des Nächsten gleich die Rechte waffnen, Schlingen
Und Hinterhalt bereiten,
Scheint ihm so thöricht als mit Freunden streiten,
Als bittre Zwietracht ohne Noth erheben,
Wenn Feinde uns umdrängen,
Und wenn im offnen Kampfe wir mit Mühe
Kaum unsren Stand behaupten,
Und als im eignen Lager Flucht verbreiten
Und Freunde zu verwunden.
Hat diese Ansicht Eingang erst gefunden
Beim Volke, wie es sonst der Fall gewesen,

Und ist die Furcht, die vordem
Die Sterblichen vereinte
Zum Staatsverband, um der Natur zu trotzen,
Der grausen, erst vermindert
Durch wahres Wissen, alsdann haben echte
Und rechte Bürgertugend,
Gerechtigkeit und Mitleid andre Wurzeln,
Als jetzo diese prächtgen Possen haben,
Sofern darin die Redlichkeit der Menschen
So festen Boden findet,
Als das, was jetzt auf Irrthum ist begründet.

Auf diesen öden Fluren,
Die die erstarrte Welle,
Die noch zu wogen scheint, in Braun gekleidet,
Da sitz' ich oft des Nachts und seh' die Sterne
Auf diese wüste Fläche
Herab vom klaren blauen Aether schimmern,
Und seh' sie sich von ferne
Im Meere spiegeln und die Welt im Kreise
Hin durch die klare Luft in Funken schimmern.
Und wend' ich dann die Augen auf die Lichter,
Die nur ein Punkt mir scheinen,
Und sind doch unermeßlich,
Daß im Vergleich mit ihnen Meer und Erde
Doch wahrlich nur ein Punkt sind,
Auf sie, die nicht den Menschen
Noch auch die Kugel kennen,
Darauf der Mensch ein Nichts ist; blick' ich wieder
Zu jenen dann empor, die noch entfernter,
Ich möcht' sie Sternenknoten
Benennen, die ein Nebel scheinen, denen

Nicht Mensch und Erde blos, nein, alle Sterne,
So grenzenlos sie sind an Zahl und Größe,
Sind unbekannt, zusammt der goldnen Sonne,
Und ihnen höchstens nur also erscheinen,
Wie sie der Erd', ein Punkt nur
Von nebelhaftem Lichte: — wie erscheinst du
Mir da in meinem Geiste,
O Menschheit! Und gedenk' ich
Dann deiner Macht hienieden, deren Sinnbild
Der Boden ist, den ich betrete, denk' ich,
Wie du dich meinst als Herrscher
Und Zweck des All's bestellt, und wie viel Male
Es dir gefiel zu fabeln, daß die Götter,
Die Schöpfer dieser Welt, um deinetwillen
Auf dieses Sandkorn, das wir Erde nennen,
Herniederstiegen, um mit deinesgleichen
Freundlich zu plaudern, denk' ich, wie die lange
Verlachten Träum' erneuernd, dieses Alter,
Das scheint in Wissen und Gesittung alle
Zu überragen, also
Der Weisen Lehre höhnt: — o welche Regung,
Du unglückselge Menschenbrut, o welche
Gedanken fühl' ich da in mir erwachen!
Ich weiß nicht, soll ich weinen oder lachen.

Wie wenn vom Baume stürzt ein kleiner Apfel,
Den spät im Herbste fället
Nicht fremde Kraft, nur seine eigne Reife,
Und dann zerstört, zerquetscht, im Nu vernichtet
Den zarten Wohnplatz, welchen
Im losen Erdreich wühlte
Mit großer Müh' ein Völkchen von Ameisen,

Mit ihrer Arbeit auch zugleich zerstörend
Die Schätze, die das emsge Volk mit Vorsicht
Und Fleiß zur Zeit des Sommers
Gesammelt: — so verschüttet' und zerstörte
Ein düstres Regenschauer
Von Asche, Bims und Steinen,
Mit Donnertönen erst emporgerissen
Zum Himmel aus dem Bauche
Der Erde, dann hernieder
In Flammenbächen stürzend
Und wild hin durch die Gräser
In ungeheuren Flüssen
Von glühndem Sand, geschmolznen Felsenstücken
Und von Metall den Rücken
Des Berges niederströmend, alle Städte,
Die dort mit seinen Wellen
Vordem das Meer bespülte.
Auf diesen weiden jetzo Ziegenheerden,
Und neue Städte wachsen
Empor nun über jenen, die den neuen
Als Schemel dienen, da sie längst zertrümmert,
Und die der grimme Berg nun tritt mit Füßen.
Es kümmert die Natur sich
Um uns, wie sie sich kümmert
Um jenen Haufen von Ameisen, und wenn
Uns seltner trifft Vernichtung,
Der Grund ist nur, daß minder
Fortpflanzungsfähig sind die Menschenkinder.

Verflossen sind wohl achtzehn
Jahrhunderte, seitdem der Macht des Feuers
Erlagen jene reichbewohnten Stätten;

Und noch erhebt der Bauer,
Der mit genauer Noth auf diesen Fluren
Den Weinstock zieht in einem todten Boden,
Den Asche nur bedecket,
Den Blick empor voll Argwohn
Zu dem verhängnißvollen Gipfel, welcher
Nicht milder ward im Lauf der Jahre, immer
Noch dasteht drohend Untergang den Seinen
Und seiner kargen Habe.
Und oftmals springt der Arme
Empor, wenn er auf seiner Hütte Dache
Die Nächte schlaflos unter freiem Himmel
Zubringt, erforscht der glühnden Masse Richtung
Und Lauf, wenn aus dem unerschöpften Schooße
Sie auf den sandgen Rücken
Des Berges sich ergießt, von deren Flammen
Erleuchtet Capri's Höhen,
Neapel's Golf und Mergellina stehen.
Und sieht er dann sie nahen, hört er wallend
Das Wasser dann in seines Brunnens Grunde
Aufkochen, dann erweckt er Weib und Kinder
In eilger Hast, flieht fort von seiner Heimat
Mit dem, was sie mit Noth zusammenraffen,
Und sieht, wie seine Hütte,
Und wie sein kleiner Acker,
Der ihn vor Hungersnoth allein bewahrte,
Bald wird erfaßt vom Feuer,
Und jetzt schon steht in wilder Flammen Mitte,
Die drüberhin nun unerbittlich schreiten. —

Es kehrt zum Licht des Himmels
Zurück aus langer Ruhe das erloschne

Pompeji, eine Leiche,
Die wieder ausgegraben —
War's Geiz, war's Mitleid, die an's Licht es zogen? —
Und von dem öden Forum
In grader Richtung zwischen
Den Reihn von Säulenstümpfen schaut der Wandrer
Oft lang hinauf zu dem gespaltnen Bergjoch
Und zu dem Rauch des Gipfels,
Der jetzt noch diesen Trümmern scheint zu drohen.
Und in der stillen Nacht geheimen Schauern
Durch die verfallnen Tempel,
Durch der Theater umgestürzte Mauern,
Wo Fledermäuse ihre Brut verbergen,
Fällt, einer Todesfackel
Vergleichbar, die in öden Sälen umgeht,
Herein das Licht der todesschwangren Lava,
Das röthlich durch die Schatten
Hereinbricht, alles rings in Gluten tauchend.
So weiß Natur vom Menschen nichts, von Zeiten,
Die alt er nennt, und nichts von jener Folge
Von Eltern, Kindern, Enkeln,
Sie grünet fort und fort, scheint still zu stehen,
So lang ist ihre Straße,
Und sieht nicht, daß indessen Völker sterben
Und Sprachen schwinden, Reiche rings vergehen —
Der Mensch nur will die Ewigkeit erwerben.

Und du auch, zarter Ginster,
Der du die wüsten Fluren
Hier wie mit duftgen Wäldern überziehest,
Auch du wirst bald der mitleidslosen Herrschaft
Des unterirdschen Feuers hier erliegen,

Wenn es in giergen Zügen
Zurück sich wendet zur bekannten Stätte,
Um diese zarten Wälder zu verschlingen.
Du beugst schuldlos dein Haupt, das todesbleiche,
Dann unter seinem Streiche:
Doch noch hast du's nicht nutzlos
Gebeugt vor deinem künftgen Unterdrücker
Mit feigem Flehn; noch hast du's zu den Sternen
In übermüthgem Stolz emporgehoben,
Noch auch gesenkt zur Erde,
Wo du emporgeschossen
Nach Schicksalsspruch und nicht durch eignes Streben,
Nein, weiser als die Menschen
Und stärker, weil du nicht glaubst deine Sprossen
Bestimmt zu höhrem Leben,
Noch von dem Glanz der Ewigkeit umflossen.

XXXV.

Das Blatt.

Getrennt von deinem Aste, welkes Blatt,
Sag', wohin gehst du? — Mich entriß dem Zweige
Der Buche, welche mich geboren hat,
Der Wind. Auf seinen luftgen Flügeln steige
Vom Wald ich nun hinab in's Feld und wieder
Vom Thal den Berg hinan. So auf und nieder
Zieh' ich mit ihm, ein Fremdling, durch das Land;
Sonst ist mir nichts auf dieser Welt bekannt.
Es theilet alles hier die gleichen Loose,
Das Blatt des Lorbeers wie das Blatt der Rose.

Erläuterungen und Bemerkungen.

Als Einleitung zu diesem Abschnitte, der theils Rechtfertigungen meiner Uebersetzung Leopardi's, theils Erklärungen schwieriger Stellen in sachlicher und sprachlicher Hinsicht enthalten soll, scheint es mir erforderlich, die Grundsätze, welche ich bei dieser Arbeit befolgt habe, darzulegen, von den hier in Betracht kommenden Formen der italienischen Poesie zu sprechen und mein Verhältniß zu den schon vorhandenen Uebersetzungen Leopardi's zu erörtern.

Als obersten Grundsatz für eine jede Uebersetzung aus einer fremden Sprache sehe ich das Erforderniß einer richtigen Wiedergabe des Sinnes an. Mißverständnisse und Fehler in dieser Hinsicht sind rücksichtslos zu tadeln. Die Art nun, wie der Sinn in der eigenen Sprache wiederzugeben ist, steht dem Ermessen des Uebersetzers frei; eine wortgemäße Treue ist jedoch in den meisten Fällen unthunlich, da der Geist der eigenen Sprache ein anderer ist, als der der fremden. Derartige „treue" Uebersetzungen machen deshalb auch stets einen unbeholfenen, schülerhaften Eindruck und können keinen Begriff von dem geben, was nun einmal die Poesie von der Prosa unterscheidet, von der Form, die von dem Inhalt unzertrennbar ist, wie von dem poetischen Hauche, jenem unerklärlichen Etwas, welches unmittelbar

auf die Seele wirkt. Die Uebersetzung darf diesen Hauch mit unzarten Händen nicht abstreifen, sie nimmt dem Werke sonst die Seele, das Leben und läßt nur einen kalten Leichnam zurück. Daß diesem Grundsatze in Bezug auf Wörtlichkeit und strenge Wiedergabe des Gedankens Opfer gebracht werden müssen, ist einleuchtend. Es kommt ja darauf an, daß die Uebersetzung dem Geiste der eigenen Sprache genügt und den Eindruck der Unmittelbarkeit, der Originalität macht. Dieser Grundsatz ist jetzt überall anerkannt, und der Befolgung desselben ist es zuzuschreiben, wenn wir an manchen neueren deutschen Uebersetzungen aus fremden Sprachen Gefallen finden.

Unter den poetischen Formen, welche Leopardi anwendet, steht in seinen ersten Gedichten die strengere petrarkische Canzone (Nr. I—VII und XVIII) obenan, dann zunächst die Terzine (Nr. X); später bedient er sich einer freieren, nicht zu gleichen Strophen gebildeten Canzone (Nr. XI, XXI, XXIII, XXVIII, XXX, XXXI, XXXIII—XXXV), sowie des Verso sciolto (Nr. VIII, XII—XVII, XIX, XXII, XXIX, XXXII) und einer eigenthümlichen Art des letzteren, in welchem ein Reimpaar, bestehend aus einem Settenario und einem Endecasillabo, eine nicht unter sich reimende Strophe von 18 Versen schließt (Nr. IX), endlich einer besonderen Strophenform von je 8 Versen, aus sdruccioli, piani und tronchi gemischt, von welchen nur die piani und tronchi reimen (Nr. XX). Um den Leser nicht zu ermüden, vermeide ich es genauer auf diesen

Gegenstand einzugehen, über welchen in der italienischen Metrik und Prosodie (z. B. in Fernow's oder Blanc's Grammatik) leicht genügende Auskunft zu haben ist. Nur über den Reim will ich noch bemerken, daß derselbe bei Leopardi (mit einer einzigen Ausnahme in Nr. XX) stets weiblich oder zweisilbig (piano), daß der Binnenreim (rimalmezzo) in der freieren Canzonenform sehr oft angewandt ist, und daß eine Wiederholung desselben Reimes am Ende jeder Strophe, eine Art Refrain (l'intercalare), in dem Gedichte Nr. XXIII vorkommt.

Ich habe mich bei der großen Formengewandtheit der deutschen Sprache und der anerkannten Nachahmungsfähigkeit der fremdartigsten Metra streng an den italienischen Dichter gehalten, indem ich nicht nur die Form der Metra, sondern selbst in den freien Canzonen genau den Wechsel des Settenario mit dem Endecasillabo, sowie die Reimstellung und den Binnenreim beibehalten habe. So allein ist es möglich, sich eine Vorstellung von dem Klang und Tonfall der Originale zu machen. Nur in zwei Fällen bin ich von der Form derselben abgewichen, in Nr. XX und XXXV, indem der Versuch, mich in dem ersteren genau an das von dem Dichter gewählte Versmaß zu halten, mich nicht befriedigte und der Wechsel von gereimten und nicht gereimten Verspaaren, namentlich aber von tronchi, piani und sdruccioli im Deutschen einen fremdartigen Eindruck machte und den Zauber, der grade in diesem Gedichte liegt, vollkommen verwischte. So habe ich

eine andere strophische Form gewählt, wobei ich indessen den Vorwurf, eine Erleichterung meiner Aufgabe gesucht zu haben, nicht verdienen würde, da ich den Reim durchgehend angewandt habe. Möge der Leser urtheilen, ob ich die Farbe des Originals so besser getroffen habe, als wenn ich dasselbe Strich für Strich nachgezogen hätte. In Nr. XXXV liegt eine Nachahmung des bekannten Gedichts von Arnault vor, wobei ich mich schon deshalb glaubte von einer genauen Nachbildung dispensiren zu dürfen, weil Leopardi in diesem Falle selbst nachahmte. Auch hier hoffe ich, bei durchgängiger Anwendung des Reimes die Harmonie des kleinen Gedichts eher gesteigert als abgeschwächt zu haben. —

Wenn ich von den bisher vorliegenden Uebersetzungen Leopardi's (Kannegießer, Gesänge des Grafen Giacomo Leopardi nach der in Florenz 1831 erschienenen Ausgabe. Leipzig 1837 und G. Leopardi's Gedichte, verdeutscht in den Versmaßen des Originals von R. Hamerling. Hildburghausen 1866 und einzelne von Schulz, K. Meyer, Bothe, Henschel, Ebeling, P. Heyse) keine große Meinung habe, so mag der Leser dieses Urtheil vorläufig als einen Ausfluß der erklärlichen Vorliebe für mein eigenes Kind hinnehmen. Hier will ich nur sagen, daß Kannegießer's Arbeit alles das trifft, was ich oben von schülerhafter Uebersetzung gesagt habe; außerdem ist seine Arbeit nach der Ausgabe von 1831 gefertigt, und fehlen somit alle die schönen, nach jener Zeit veröffentlichten Gedichte darin;

aber auch mit der von Kannegießer in Anspruch genommenen „Treue seiner Uebersetzung“ ist es schlecht bestellt, da er manches nicht verstanden hat, wie er denn selbst in der Vorrede sagt: „in einigen Stellen ist mir sogar der Sinn nicht ganz klar geworden.“ Hamerling's Uebersetzung liegt dagegen die letzte von Ranieri veranstaltete Ausgabe zu Grunde. Wenn Hamerling aber behauptet, nach den Versmaßen des Originals verdeutscht zu haben, so geht er in vielen Fällen mit dieser Behauptung neben der Wahrheit her. Er hat bald (Nr. IX, XX) das Metrum gar nicht erkannt, hat den Reim in den freieren Canzonen angebracht oder fortgelassen, oder an andere Stellen gesetzt, den Binnenreim, wie den Refrain ganz und gar nicht berücksichtigt, ein Gedicht Leopardi's der Reime beraubt (Nr. XXVIII), zuweilen einen Vers zu viel angebracht, willkürlich die Settenare mit den Endecasillaben vertauscht, außerdem manches mißverstanden, ja Druckfehler nicht erkannt u. s. w. Wenn dies hart klingt, so verweise ich, um mein Urtheil zu rechtfertigen, auf die Anmerkungen zu den einzelnen Gedichten, wo in sparsamer Auswahl einige der auffallendsten Irrthümer vorgeführt werden. Von den zerstreuten Uebersetzungen, deren ich oben erwähnt habe, ist ebenfalls nicht viel Lobenswerthes zu melden. Was Schulz (in dem Leben Leopardi's in der Italia) und Ebeling (in Unsere Zeit. Neue Folge. 2. Jahrg. 1866. 17. Heft. S. 367) gebracht haben, genügt nicht; von Henschel liegt nur die Uebersetzung des Traumes

(Nr. XV) vor (in Hesperus, Jahrg. 1832. Nr. 57. S. 227); K. Meyer (in der Augsb. Allg. Zeitung 1840. Beilage Nr. 251—254.) bringt nur Bruchstücke einzelner Gedichte; P. Heyse hat die drei Stücke Nr. I, XXVIII und XXXIII übersetzt (Blumen aus der Fremde. Stuttgart 1862. S. 105 ff.), von welchen ich nur sagen will, daß diese nicht zu seinen besten Uebersetzungen gehören. Eine französische Uebersetzung von Valery Vernier (Paris 1867) ist in Prosa, wird aber so weder dem Geiste, noch dem Sinne nach dem Dichter gerecht und wimmelt von auf mangelhafter Kenntniß der Sprache beruhenden Irrthümern. Einige Uebertragungen in französische Alexandriner finden sich in dem Artikel Sainte-Beuve's in der Revue des deux mondes. Septemberheft 1844, S. 910 ff.

Ich bemerke noch, daß ich ein Gedicht (Nr. XXXVI Scherzo), als zum Tone des Ganzen nicht passend und unbedeutend, außerdem die Fragmente (3) und die Uebersetzungen nach Simonides (2) fortgelassen habe.

Erläuterungen zu den einzelnen Gedichten.

I. An Italien.

Zum erstenmal veröffentlicht 1818.

V. 18—20. . . . Italia mia,
Le genti a vincer nata
E nella fausta sorte e nella ria.

Italien, du bist dazu geboren, die Völker zu übertreffen, sowohl an Glück, wie an Unglück, d. h. so groß und glücklich du einst warst, so elend und unglücklich bist du jetzt im Vergleich zu andern Völkern. Kannegießer übersetzt:

Geboren du zum Loos
Der Weltherrschaft im Glück und Mißgeschick.

Hamerling:

. . . einst zu schlagen
Gewohnt die Völkerschaaren,
Italia, in Glücks- und Unglückstagen. (!)

V. 80. Simonides von Kos, geb. 559, gest. 469 v. Chr., einer der größten lyrischen Dichter Griechenlands, der hier von Leopardi eingeführt wird, verherrlichte nach dem Zeugniß der Alten die Schlacht bei Thermopylä in einem melischen Siegesgesange, aus dem Diodor einige Worte anführt, welche Leopardi in der letzten Strophe benutzt hat. Dieser Siegesgesang ist nicht mit den bekannten Grabschriften, die er für die bei Thermopylä gefallenen Peloponnesier und besonders für die Spartaner anfertigte, zu verwechseln.

II. Als man beabsichtigte, Dante ein Monument zu errichten.

Zuerst veröffentlicht 1818.

Das Monument, worauf sich dies Gedicht bezieht, wurde 1829 in der Kirche Sta. Croce in Florenz enthüllt, ein zweites 1865 auf dem Platze vor der genannten Kirche.

V. 18. Leopardi hat hier besonders Byron im Auge,

der im vierten Gesange seines Childe Harold, Strophe 56, die Frage aufwirft:

But where repose the all Etruscan three,
Dante, and Petrarch, and, scarce less than they,
The Bard of Prose u. s. w.

und Strophe 57:

Ungrateful Florence! Dante sleeps afar,
Like Scipio, buried by the upbraiding shore u. s. w.

V. 137. 138. Padre, se non ti sdegni,
Mutato sei da quel che fosti in terra.

„Padre" wird Dante als Begründer der italienischen Literatur oft genannt, so schon oben V. 75. Auch die Griechen sprachen von „Vater Homer".

Der Sinn ist übrigens folgender: Wenn dies (nämlich daß die Italiener nicht für ihr eigenes Vaterland, sondern für ihre Würger, die Franzosen unter Napoleon I., starben) dich nicht in Zorn versetzt (sdegnarsi), so bist du nicht mehr derselbe, der du auf Erden warst. Hamerling macht aus dem se non ti sdegni eine Höflichkeitsphrase: „wenn es ist erlaubt zu sagen" (!)

III. An Angelo Mai.

Zuerst veröffentlicht 1820.

V. 49 ff. . . . . so daß mich's will gemahnen
An jene Zeit u. s. w.

Der Dichter hat hier die Zeit des Rinascimento, der sog. Wiedergeburt der Wissenschaften im Auge, die bald nach Dante's Tode begann, deren Förderer Petrarca war und die das Zeitalter der Medicäer ausfüllte. Da-

mals wurden die alten Schriftsteller in den Klosterbibliotheken entdeckt und edirt.

V. 53. Die Seher, denen die Natur gesprochen,
Wenn auch verhüllt.

Der Sinn ist: Die Dichter des Alterthums, zu denen die Natur gesprochen hatte, wenn auch die Naturwissenschaften noch in der Kindheit waren.

V. 54. 55. Die um die Mußestunden
Athens und Roms so holden Zauber woben.

Der Dichter erinnert an das sg. goldne Zeitalter der griechischen und römischen Literatur, wo nach Beendigung der Perserkriege zur Zeit des Pericles einerseits und nach Beendigung der Bürgerkriege zur Zeit des Augustus andererseits eine Ruhe (magnanimo riposo) eintrat, so daß die Griechen, bezw. die Römer sich der Dichterwerke ihrer Zeitgenossen erfreuen konnten.

V. 61. Leopardi führt in den folgenden Versen die großen Italiener der Renaissance nach Dante's Tode vor: Petrarca, Columbus (Liguriens — Genua's — kühnen Sprossen, V. 77) und Tasso und kommt dann auf Vittorio Alfieri aus Asti (L. nennt ihn Allobrogo feroce, was ich nicht wörtlich übersetzt habe — Asti liegt im Gebiete der alten Allobroger —) den Verfasser der Schrift della Tirannia, einen der frühsten Kämpfer für die nationalen Ideen. Er starb 1803.

V. 79. Wo man's hört zischen, wenn die Flammenrosse
Apoll's am Abend tauchen in die Wogen.

Die Alten behaupteten, an der Küste des Oceans in Portugal höre man ein Zischen, wenn die Sonne am Abend

ins Meer hinabtauche, ähnlich dem Geräusche, welches entsteht, wenn man ein glühendes Eisen in's Wasser taucht.

V. 132. — Zu spät wollt' man dich ehren.

Tasso starb bekanntlich, während man damit umgieng, ihn als Dichter auf dem Capitol zu krönen.

V. 155. ... dem wohl vom fernen Norden (dal polo)
Ein Strahl der Kühnheit in die Brust gefallen.

Leopardi meint hier offenbar England, wo Alfieri lange Zeit weilte und Land und Literatur studirte, ehe er anfieng zu schriftstellern. Alfieri sagt in seiner Selbstbiographie von England: „Das Land gefiel mir außerordentlich, und die Harmonie, welche in allen Dingen auf dieser Insel herrscht, entzückte mich täglich mehr. Da entstand in mir der Wunsch, mich für immer dort niederzulassen, nicht etwa, weil mir die Individuen besonders gefallen hätten, sondern weil die Physiognomie des Landes, die Einfachheit der Sitten, die Schönheit und Bescheidenheit der Frauen und der jungen Mädchen, vor allem aber die Gerechtigkeit der Regierung, und deren Tochter, die wahre Freiheit, mich die Unannehmlichkeiten des Klimas, die Melancholie, die sich der dortigen Bewohner immer bemächtigt, und das außerordentlich theure Leben gänzlich vergessen ließen."

IV. Zur Vermählung meiner Schwester Paolina.

Zuerst veröffentlicht 1824.

Beiläufig sei bemerkt, daß die Vermählung nicht statt fand.

V. 22. Al ciel ne caglia = ſtell' dem Himmel dies anheim! Kannegießer überſetzt: „Mißtrau' dem Himmel"(!)

V. 38. Ragion di nostra etate
Jo chieggo a voi.

Wegen unſerer Zeit verlange ich Rechenſchaft von euch. K. überſetzt: „Von euch fordr' unſrer Zeit Vernunft ich"(!)

V. 52. . . . . e fiede le montagne il rombo; fiede = fiere von ferire treffen. Kannegießer und Hamerling leiten es irrthümlich von fendere ab. Manche andere ſonderbare Irrthümer finden ſich bei Kannegießer in dieſem Gedichte.

V. 97. 98. . . . ecco di polve
Lorda il tiranno i crini.

Hamerling überſetzt:

. . . . Sieh ſtaubbeſudelt
Die Locke, die die Krone
Geſchmückt.

Aber Appius Claudius, der Verfolger der Virginia, war nur Decemvir und trug alſo keine Krone.

V. Auf einen Sieger im Ballonspiel.

Zuerſt veröffentlicht 1824.

Das Spiel mit großen luftgefüllten Bällen (pallone), zu welchem Kraft und Gewandtheit in hohem Grade erforderlich ſind, gehört zu den Nationalvergnügungen der Italiener. In vielen Städten Italiens gibt es beſondere Plätze und Gebäude für dieſen Zweck. Eine anſchauliche

Beschreibung dieses Spiels siehe im Globus von K. Andree. 14. Bd. 3. Liefrg. Braunschweig 1868. S. 73: „Das Ballspiel in Rom von Hugo Schuchardt."

V. 11. . . . dell' età novella = gioventù, kommt öfter in Leopardi vor, z. B. im Passero solitario:

Sollazzo e riso,
Della novella età dolce famiglia,

wo es dann den provetti giorni entgegengesetzt wird, und in: A Silvia: cara compagna dell' età mia nova. Hamerling übersetzt: „auf neuen Alters Blühen vertrauend" (!)

V. 16. Elis, die Provinz, in welcher Olympia lag. Kannegießer übersetzt: Elea's Kampfbahn (!) Elea lag in Unteritalien.

V. 64. 65. Beata (nostra vita) allor che il piede
Spinto al varco leteo, più grata riede.

Soll heißen: Das Leben hat erst Werth, wenn wir nahe daran waren es zu verlieren (spinto al varco leteo) und es glücklich bewahrt haben. Schiller sagt:

Und setztest du nicht das Leben ein,
Wird das Leben dir nicht gewonnen sein.

Kannegießer wie Hamerling haben die Stelle gänzlich mißverstanden.

VI. Brutus der jüngere.

Zuerst veröffentlicht 1824.

V. 1. Philippi, wo die Entscheidungsschlacht zwischen den Republikanern und der cäsarischen Partei geschlagen wurde, lag eigentlich in Macedonien; Leopardi sagt, daß

jedoch die Alten sich oft die Freiheit genommen, die Gegend von Philippi zu Thracien zu rechnen.

V. 16. Was die Stelle:

Stolta virtù, le cave nebbie, i campi
Dell' inquiete larve
Son le tue scole,

zu bedeuten habe, geht meiner Meinung nach klar aus dem Ausspruche hervor, welchen Brutus im Augenblicke des Todes nach dem Zeugniß der Alten gethan haben soll: „O, elende Tugend, du warst ein nacktes Wort, und ich folgte dir, als ob du wirklich etwas wärest.“ Leopardi hat sagen wollen, die Tugend habe ihr Reich nur in der Einbildung, sie sei ein Phantom, wer ihr folge, den treffe die Reue. In der ersten Ausgabe seiner Gedichte (Bologna 1824) veröffentlichte er unmittelbar hinter der vorliegenden Canzone einen Aufsatz: Comparazione delle sentenze di Bruto minore e di Teofrasto, vicini a morte, der in den 2. Band seiner gesammelten Werke übergegangen ist. Vergl. diesen. Eine wörtliche Uebersetzung kann den Sinn nicht treffen, Kannegießer und Hamerling haben denselben gänzlich verfehlt.

V. 19 ff. Manches in den folgenden Versen erinnert an Goethe's Prometheus.

V. 91—100 können keine Schwierigkeit haben, wenn man quel und quella richtig, jenes auf l'augello und dieses auf la fera bezieht.

V. 103. Non gli ululati spechi u. s. w.; ululati

spechi ist ein Latinismus, Nachbildung von Antra ululata bei Statius Theb. 1, 328 und ululata tellus bei Valer. Flacc. 4, 608 = von Geheul, Jammer, Klagen erfüllte Schlünde und Höhlen. Solche Latinismen und Reminiscenzen aus den alten Schriftstellern finden sich manche in den ersten Canzonen Leopardi's, z. B. sudata virtude (sudatus labor, Statii Theb. 5, 189, vgl. auch Hesiod. Opera et dies v. 289) i celesti danni ristori il sole (damna tamen celeres reparant coelestia lunae, Horat. Od. IV. 7, 13), letto conscio (= consapevole), (conscia silva, Ovid. Metam. 2, 438, antra conscia, Ovid. Her. 15, 138), diurna luce (Lucret. 6, 848), curvo etra (curvus Olympus, Valer. Flacc. Argonaut. 5, 413): curvo aratro (curvum aratrum, Ovid. Metam. 3, 11), chiomato bosco (silva comata, Catull. 4, 11), la quercia suderà latte (quercus sudabunt mella, Virg. Eclog. IV, 30) u. s. w. Hamerling hat die ululati spechi durch „Höhlen, wo die Eule krächzt" übersetzt und, ebenso wie Kannegießer, die ganze Strophe mißverstanden.

Vielfach hat Leopardi denselben Gedanken an anderen Stellen seiner Werke ausgedrückt, z. B. Nr. XX:

. . . taub für unsere Klage
Ist Natur und Mitleid kennt sie nicht.

oder Nr. XXXIV:

. . Es kümmert die Natur sich
Um uns, wie sie sich kümmert
Um jenen Haufen von Ameisen;

ebenso in dem oben erwähnten „Gespräche zwischen der Natur und einem Isländer."

VII. Der Frühling oder von den Mythen der Alten.

Zuerst veröffentlicht 1824.

Hat manche Verwandtschaft mit Schiller's: Die Götter Griechenlands. Auch viele Anklänge an lateinische Dichter, namentlich Beziehungen zu Ovid finden sich gerade in dieser Canzone.

V. 47 ff. . . . Che se gl' impuri
Cittadini consorzi e le fatali
Ire fuggendo etc.

Hamerling übersetzt:

Wenn ausgetrieben
Von Zwietracht, und entflohn der Schmach, dem Grolle
Der Bürger, irrend Einer
Den Busen wund sich stieß im starren Dickicht
Pfadloser Wälder u. s. w.

Großes Mißverständniß! Die Verse sind in Berücksichtigung des Eingangs der Strophe: Vissero i boschi un dì leicht zu verstehen.

VIII. Hymnus an die Patriarchen.

Zuerst veröffentlicht 1824.

Der Dichter spricht hier von Adam, Kain und Abel, Noah, Abraham und Jakob.

V. 19. . . . . la viva
Fiamma n' increbbe

übersetzt Kannegießer: „Die Flamme loderte empor" (!) increscere = rincrescere — verdrießen.

V. 46. 1. Buch Mosis 4, 17 erscheint Kain als Städtegründer: „und er erbauete eine Stadt“ u. s. w.

V. 52. . . . e vili
Fur gli agresti sudori

= verächtlich war der Schweiß des Landmanns (dem Städter). Hamerling übersetzt: „vernichtet ward das Schweißbemühn des Landmanns“ (!)

V. 67. . . . verlacht die unnahbare
Gewalt des Meers und dessen Strafgericht.

Leopardi nennt das Meer mit Recht: mare vendicatore (wie vindex flamma vom strafenden Blitze Jupiters, bei Ovid. Metam. I, 230), da sowohl die Noachische, wie die Deucalionische Flut als Strafgericht der Gottheit erscheint (Ovid. Metam. I, 260: Poena placet diversa, genus mortale sub undis perdere u. s. w.). Hamerling macht den Menschen zum Rächer!

V. 69. Und lehret seinen Jammer, seine Thränen
Entfernte Küsten, fremde Völker kennen.

Während im goldenen Zeitalter die Schifffahrt unbekannt war (Nullaque mortales praeter sua litora norant, Ovid. Metam. I. 96; Tibull. I. 3, 37), erscheint die Erfindung derselben nicht bloß als ein kühnes und verwegenes Unternehmen (Horat. Od. I. 3, 9; Propert. I. 17, 13; Senec. Med. 301), sondern geradezu als eine Ueberschreitung der den Menschen von den Göttern gesteckten Grenzen, als ein Ausfluß seiner Habsucht, eine Erfindung des eisernen Zeitalters (Ovid. Metam. I, 132).

V. 88. Aonischer Sang — das Gedicht: „Werke und Tage“, für dessen Verfasser Hesiod gilt, der aonische = böotische Sänger, weil Hesiod in Askra in Böotien lebte und als Haupt der böotischen Sängerschule — der ionischen oder homerischen entgegengesetzt — angesehen wird, schildert das goldene Zeitalter folgendermaßen:

Erst ein goldnes Geschlecht der vielfach redenden Menschen
Schufen die Götter hervor, der olympischen Höhen Bewohner.
Jen' izt wurden von Kronos beherrscht, da dem Himmel er vorstand;
Und sie lebten wie Götter, mit stets unsorgsamer Seele,
Von Arbeiten entfernt und Bekümmerniß. Selber des Alters
Leiden war nicht; nein, immer sich gleich an Händen und Füßen,
Freuten sie sich der Gelage, von jeglichem Uebel entäußert,
Reich an Heerden der Flur, und geliebt den seligen Göttern;
Und wie im Schlaf hinsinkend, verschieden sie u. s. w.
(J. H. Voß.)

Siehe auch Ovid's Schilderung des goldenen Zeitalters in Metamorph. I. 89—112; namentlich hatte Leopardi bei V. 92 ff. die Stelle Ovid's im Sinne (Metam. I. 111, 112):

Flumina jam lactis, jam flumina nectaris ibant,
Flavaque de viridi stillabant ilice mella.

V. 102. Valse l'ameno error . . . .

Valse von valere = ebbe un valore agli uomini, der holde Wahn hatte einen Werth, nützte. Hamerling scheint volse gelesen zu haben.

IX. Sappho's letzter Gesang.

Zuerst veröffentlicht 1824.

Der Dichter schildert sich selbst in der verschmähten Sappho. Siehe die oben angeführte, von ihm selbst

herrührende Recension der ersten Ausgabe seiner Canzonen.

V. 62. Mir ward zu Theil kein Tropfen
Vom süßen Naß aus Jovis kargem Becher.

bezieht sich auf Ilias 24. 527, 528, wo es heißt:

Denn zwei Krüge stehen bereit an der Schwelle Kronions,
Voll ist der eine von Gaben des Schmerzes, der andre der Freuden.

X. Die erste Liebe.

Zuerst veröffentlicht 1831.

V. 40. Ich lese: senza sonno statt senza senno, wie es auch in der ersten von Ranieri besorgten Ausgabe von 1845 heißt.

XI. Die Blaudrossel.

Zuerst veröffentlicht 1836.

Die Ueberschrift (il passero solitario) hat die Uebersetzer (Schulz, Hamerling und Ebeling) verleitet, an den Sperling zu denken und aus dem Passero solitario einen „einsamem Sperling“ zu machen. Aber der Hang zur Einsamkeit widerstreitet bekanntlich der Sperlingsnatur. Mit dem Volksnamen: passero solitario wird in Italien die Blaudrossel belegt, Turdus cyanus, s. solitarius, eremita. Ueber den Aufenthalt und die Eigenschaften der Blaudrossel sagt Schinz (Naturgeschichte und Abbildungen der Vögel. Leipzig 1836. S. 65): „Nur in Europa jenseits der Alpen, Griechenland, Afrika, in der Levante und den wärmeren Theilen Asiens zu Hause. Man findet

sie nur in felsigen Gegenden, auf kahlen Klippen oder auf alten Schlössern, Kirchtürmen, hohen Mauern, niemals im Walde. Jedes Paar lebt einsam in dem einmal gewählten Bezirke, aus welchem jedes andere Paar verjagt wird. In den Städten sieht man sie nur auf den Absätzen der Türme, auf den hohen Feuermauern und Kaminen der Häuser und auf den Dachfirsten, außer den Städten auf Felsenabsätzen und Klippen u. s. w. Sie sind unruhig und singen nur auf den höchsten Gipfeln ihres Aufenthaltsorts. Ihr Gesang ist sehr mannichfaltig, sanft, flötend, und besteht aus sehr abwechselnden Strophen. Sie singen schon vor Sonnenaufgang, auch des Nachts und sehr anhaltend." In der Poesie der südlichen Völker geschieht des Vogels öfter Erwähnung. So singt schon der Psalmist (Vulgata Ps. 101, v. 8): Vigilavi et factus sum sicut passer solitarius in tecto. — Petrarca, Son. 191, offenbar in Erinnerung an diesen Psalm, sagt:

Passer mai solitario in alcun tetto
Non fu quant' io.

Pulci, Morgante maggiore, 14, 60 sagt:

Poi in altra parte si vedea soletta
La passer penserosa e solitaria,
Che sol con seco starsi si diletta,
A tutte l'altre nature contraria.

XII. Die Unendlichkeit.

Zuerst veröffentlicht 1831.

V. 7. . . . ove per poco
Il cor non si spaura

so daß davor (ove) das Herz beinahe (per poco) sich erschreckt. Kannegießer und Hamerling haben die Stelle gänzlich mißverstanden u. s. w.

XIII. Festtagabend.

Zuerst gedruckt 1831.

XIV. An den Mond.

Zuerst gedruckt 1831.

XV. Der Traum.

Zuerst gedruckt 1831.

V. 10. 11. . . . . Al capo
Appressommi la destra

Appressare ist dasselbe wie avvicinare, nicht auflegen, wie Kannegießer und Hamerling übersetzen.

V. 29. 30. A desiar colei (la morte)
Che d'ogni affanno il tragge, ha poco andare
L'egro mortal; ma . . . .

ha poco andare = ha poca fatica a fare. Der Sinn ist klar. Kannegießer und Hamerling haben denselben völlig mißverstanden.

XVI. Das einsame Leben.

Zuerst gedruckt 1831.

Ich habe die ersten sieben Verse in ihrem Zusammenhange etwas geändert, um den Anforderungen des deutschen Satzbaus gerecht zu werden.

V. 5. 6. . . . . fra le cadenti
Stille.

Hamerling hat cadenti stelle gelesen und übersetzt: „flieh'nde Sternenschaaren.“ Aber cadenti stelle wären Sternschnuppen!

XVII. Consalvo.

Zuerst gedruckt 1836.

V. 114. — E ben per patto
heißt unter dieser Bedingung, dafür.

XVIII. Das Ideal der Geliebten. (Alla sua donna)

Zuerst publicirt 1824.

Man hat dies Gedicht verschieden erklärt, namentlich auch politisch aufgefaßt, indem man in der auf Erden nicht weilenden Geliebten die Freiheit zu erkennen glaubte, ähnlich wie Schenckendorf von der Freiheit singt: Magst du nie dich zeigen der bedrängten Welt, führest deinen Reigen nur am Sternenzelt? Aber Leopardi spricht selbst in der humoristisch gehaltenen anonym geschriebenen Recension seiner ersten Gedichte bestimmt darüber: „Die Geliebte des Dichters ist eines von jenen Bildern von Schönheit und himmlischer, unaussprechlicher Tugend, welche sich der Phantasie im Schlafe oder im Wachen oft darstellen, wenn wir kaum mehr als Kinder sind, und später selten einmal im Schlafe oder in einer Art Geistesabwesenheit, so lange wir jung sind; kurz, es ist die Geliebte, die sich nirgends findet. Der Verfasser weiß nicht, ob seine Geliebte schon geboren ist oder ob sie je geboren werden wird; er weiß, daß sie augenblicklich auf

der Erde nicht lebt und daß wir ihre Zeitgenossen nicht sind; er sucht sie unter den Ideen des Plato, er sucht sie auf dem Monde, auf den Planeten des Sonnensystems, oder auf denjenigen der übrigen Sterne. Wenn man diese Canzone ein Liebeslied nennen will, so kann sie doch keine Eifersucht erwecken, da, den Verfasser ausgenommen, kein irdischer Liebhaber Lust haben wird, mit dem Telescope in der Hand zu lieben."

XIX. An den Grafen Carlo Pepoli.

Verfaßt und veröffentlicht 1826; zuerst in der Akademie in Bologna vorgelesen.

C. Pepoli, ein Freund Leopardi's, auch Dichter, aus dem alten berühmten Geschlechte der Pepoli stammend, das im Mittelalter sich eine Zeit lang zum Herrn von Bologna aufwarf. Darauf bezieht sich V. 6. u. 7. Als Anhänger der nationalen Idee von den Oesterreichern verfolgt, in den Kerker geworfen, dann befreit, lebte er, da seine Güter confiscirt waren, in den dürftigsten Verhältnissen als Flüchtling in London. Jetzt zurückgekehrt, hält er sich als Reichssenator abwechselnd in Florenz und Bologna auf. Unter Leopardi's Briefen finden sich viele an C. Pepoli, die von der innigen Beziehung beider Dichter Zeugniß geben.

V. 65. . . . i vani studi
Di cocchi e di cavalli.

Die Aehnlichkeit des französischen Wortes verleitet Kannegießer cocchi durch „Hähne" zu übersetzen.

V. 119 ff. . . . . möge
Die Glut, die heute Deinen Busen wärmt,
Dich auch als Greis zum Freund der Dichtkunst machen.

Hamerling hat den Druckfehler favella statt favilla nicht erkannt und legt der Stelle so einen ganz falschen Sinn unter.

XX. Das Wiedererwachen.

Entstanden 1829—30, veröffentlicht 1831.

Ueber das Gedicht siehe oben. Hier habe ich eine andere Strophe gewählt, worüber ich mich glaube schon gerechtfertigt zu haben. Kannegießer und Hamerling haben das Versmaß in seinem Wechsel von sdruccioli, piani und tronchi nicht richtig wiedergegeben.

XXI. An Sylbia.

Veröffentlicht 1831.

V. 60. All' apparir del vero ist offenbar ein Druckfehler, es muß verno heißen, das sich auch in der Ausgabe von 1831 und in der Brockhaus'schen Ausgabe findet, gerechtfertigt namentlich auch durch V. 40. Hamerling übersetzt:

Die Wirklichkeit, die grelle,
Hinwarf sie Dich!

XXII. Erinnerungen.

In derselben Zeit entstanden wie das vorige (siehe oben); publicirt 1831.

XXIII. Nachtgesang eines wandernden Hirten in Asien.

Veröffentlicht 1831.

Die Idee dazu kam Leopardi aus Meyendorff, Voyage d'Orenbourg à Boukhara, fait en 1820, wo es an

einer Stelle heißt: Plusieurs d'entre eux (nämlich von den Nomaden Asiens) passent la nuit assis sur une pierre à regarder la lune, et à improviser des paroles assez tristes sur des airs qui ne le sont pas moins.

Am Ende einer jeden Strophe kehrt derselbe Reim wieder, ein Refrain, der dem Gedichte den melancholischen Reiz eines Volksliedes gibt. Auch die letzte Strophe beginnt mit demselben Reime. Um den Reiz des Originals ahnen zu lassen, ist es unerläßlich in der Uebersetzung ebenfalls dieselben Reime wiederkehren zu lassen.

XXIV. Ruhe nach dem Gewitter.

Zuerst veröffentlicht 1831.

XXV. Samstag Abend im Dorfe.

Desgleichen.

XXVI. Mein einziger Gedanke. (Il pensiero dominante.)

Zuerst gedruckt 1836.

XXVII. Liebe und Tod.

Zuerst veröffentlicht 1836.

Als Motto setzt Leopardi darüber den Vers von Menander: Ὃν οἱ θεοὶ φιλοῦσιν, ἀποθνήσκει νέος. Es stirbt als Jüngling, wen die Götter lieben (Geibel). Derselbe Gedanke findet sich in „Consalvo“:

. . . . due cose belle ha il mondo:
Amore e morte.

XXVIII. Der Dichter an sich selbst.

Zuerst veröffentlicht 1836. S. das Leben des Dichters.

V. 3. Ch' eterno io mi credei.

Credersi ist dasselbe wie credere. So auch in Il Sogno. V. 99. 100.

. . . . e nell incerto raggio
Del Sol vederla io mi credeva ancora.

Die obige Stelle könnte sonst leicht zu einem schweren Irrthum Veranlassung geben.

XXIX. Aspasia.

Zuerst veröffentlicht 1836. S. das Leben des Dichters.

V. 20. 21. tu, dotta allettatrice . . . .

Allettare ist dasselbe wie dilettare. Leopardi Epistolario II. S. 71 sagt: finalmente perchè mi allettano assai quella malinconia dolce e quella imaginazione u. s. w. Allettatrice heißt hier soviel wie affascinatrice, sedutrice. Hamerling übersetzt: „kluge Erzieherin" (!)

XXX. Auf ein antikes Grabmonument u. s. w.

Zuerst veröffentlicht 1836.

XXXI. Auf das Bild einer schönen Frau u. s. w.

Desgl. publicirt 1836.

XXXII. Widerruf (Palinodia),

an den Marchese Gino Capponi gerichtet; zuerst publicirt 1836.

Gino Capponi, aus einer der ältesten und reichsten Adelsfamilien von Florenz stammend, der Mittelpunkt der

liberalen Bestrebungen der 20. und 30. Jahre in Toscana, im Leben des Dichters oft erwähnt, lebt jetzt alt und blind, der letzte seines Namens, als Reichssenator in seiner Vaterstadt.

V. 97—100. Queste lievi reliquie e questi segni
Delle passate età, forza è che impressi
Porti quella che sorge età dell' oro.

Unser jetziges Zeitalter muß nothwendig noch die Spuren der vergangenen Zeiten an sich tragen. Hamerling übersetzt: „Einprägen muß sich diese Ueberreste" u. s. w. (!)

V. 219—223. Der Dichter sagt (natürlich ironisch): wenn auch in jedem Jahre die Ansichten wechseln, wir müssen uns dennoch hüten, mit den Zeitansichten in Widerspruch zu gerathen. Fuggire ist hier so viel wie evitare, scansare. Hamerling hat den Sinn mißverstanden.

V. 226. Un già de' tuoi . . . .

bezieht sich auf Niccolò Tommaseo, einen bekannten Dichter und vielseitigen Gelehrten, einen der fleißigsten Mitarbeiter der Antologia, Herausgeber der Canti popolari d'Italia, verschiedener Wörterbücher, namentlich aber einer Schrift: Delle nuove speranze d'Italia, worauf V. 238, 240 zu beziehen.

V. 268. Dalle foci del Tago all' Ellesponto.

Foci ist Mündung = bocca, nicht Quellen (Hamerling).

Manches in diesem Gedichte erinnert an Lenau: „Die Poesie und ihre Störer" und zeigt zugleich den verschiedenen

Standpunkt der beiden, sonst in manchen Punkten übereinstimmenden Dichter.

XXXIII. Der Untergang des Mondes.

In der Zeit zwischen 1834—37 entstanden, zuerst bekannt gemacht nach des Dichters Tode in der von Ranieri besorgten Ausgabe 1845.

Ich habe die erste Strophe in mehrere Sätze zerschnitten, da eine solche Einschachtelung wie im Original der deutschen Sprache nicht angemessen ist und selbst von den Italienern nicht gebilligt wird. Vgl. zur Beträftigung dieser Ansicht die Uebersetzungen von Hamerling, Ebeling und P. Heyse, die wegen Nichtbeachtung dieses Umstandes theils unverständlich, theils ungenießbar sind.

V. 15. Orba la notte resta.

Orbo heißt verwaist und blind; hier meiner Ansicht nach das letztere, indem der Mond, das Auge der Nacht, untergegangen ist. Uebrigens wird orbo grade wie Cieco gebraucht für das, was nicht sieht (blind im eigentlichen Sinne), und für das, was nicht gesehen wird (dunkel), grade wie caecus im Lateinischen.

V. 44—50. Erinnert an Sophocles' Oedipus auf Kolonos, wo der Chor singt:

Ja, nie geboren werden ist von allen
Das beste Glück! — Doch wer das Licht erblickte,
Wohl thut er schnell dahin zurückzukehren,
Von wo er kam. Denn wenn noch Jugend uns
Mit ihrem leichten Thorensinn umflattert,
Wer kann der Noth entrinnen? Welches Leid

Ergreift ihn nicht? Mord, Hader, Aufruhr, Krieg
Und Neid — und hinterdrein, der Reihe Schluß,
Verachtet, kraftlos, öde, freudenleer
Naht sich das Alter,
Dem jedes Weh der Erde sich gesellt.

Viele ähnliche Stellen siehe bei Stobaeus, Florilegium, Sermo 116.

XXXIV. Der Ginster oder die Blume der Wildniss.

In der Zeit von 1834—37 entstanden; zuerst publicirt 1845.

V. 148. . . . . fulminar col brando
Infra i propri guerrieri.

Brando ist spada, ferro, nicht Brand (Hamerling).

V. 260. Mergellina, Vorstadt von Neapel, die sich zwischen dem Meere und dem Posilipp hinzieht, grade dem Vesuv gegenüber.

XXXV. Das Blatt.

Zuerst gedruckt 1836.

Der Dichter überschreibt sein Gedicht: Imitazione; es ist aber weniger eine Nachahmung, als vielmehr eine Uebersetzung und zwar aus dem Französischen des Arnault (1766—1834). Das Original lautet:

La feuille.

De ta tige détachée,
Pauvre feuille desséchée,
Où vas tu? — Je n'en sais rien.
L'orage a brisé le chêne
Qui seul était mon soutien.
De son inconstante haleine

Le zéphyr ou l'aquilon
Depuis ce jour me promène
De la forêt à la plaine
De la montagne au vallon.
Je vais où le vent me mène,
Sans me plaindre ou m'effrayer;
Je vais où va toute chose,
Où va la feuille de rose
Et la feuille de laurier.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

SBB013401327667

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Leopardi, Giacomo,

Dichtungen

Hannover 1869
Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.1695
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11414319-1